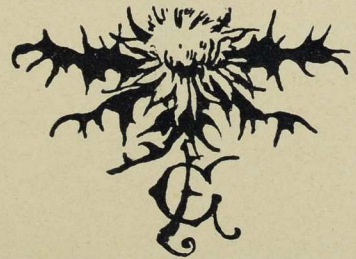


Schauins-Land!



Allelei Visierung ü auch geschriebner Ding
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg/B.

36^{ter} Jahrlauf





Gedruckt in der
Universitäts-Druckerei H. M. Poppen & Sohn,
Freiburg im Breisgau.



Inhalts-Verzeichnis

zum 36. Jahrlauf.



- Seite 1—16. Karl Theodor von Dalberg, Bischof von Konstanz. von Dr. Otto Bihler.
Mit 16 Illustrationen, darunter 11 Autotypien.
- „ 17—48. Die Grabkapelle Ottos III. von Sachberg, Bischofs von Konstanz, und die Malerei während des Konstanzer Konzils. von Dr. Max Wingenroth in Karlsruhe und Stadtpfarrer Dr. Gröber in Konstanz. (Zweiter Teil.) Mit Schlußvignette von W. Haller und 13 Illustrationen, darunter 7 Autotypien nach photographischen Aufnahmen und 6 Zinkotypien nach Zeichnungen.
- „ 49—52. Die Ausgrabungen der Mauerreste an der westlichen Stadtbefestigung im Jahre 1907. von Mathias Stammniz. Mit einer Schlußvignette von W. Haller, 2 Autotypien nach Aufnahmen von Prof. Dr. Stork.
- „ 53—70. Breisach vor hundert Jahren. (Anfall an Baden). von Otto Langer. Mit 5 Autotypien, 2 Zinkographien (letztere nach zeitgenössischen Kupferstichen) und einer Schlußvignette von S. M.
- „ 71—104. Die Freiburger Ausstellungen von 1908 und 1909. von Carl Sutter. Mit 51 Autotypien nach Aufnahmen von Herrn Hofphotograph C. Ruf, Dr. J. Gramm, Hofphotograph Kratt und Th. Weurer, Hausmeister der Städt. Sammlungen.

Rechenschaftsbericht.

Mitglieder-Verzeichnis.



Beilagen:

1. Tafel III zu: Wingenroth und Gröber: Die Grabkapelle Ottos III. von Sachberg, Bischofs von Konstanz, und die Malerei während des Konstanzer Konzils.
2. Mauerreste der westlichen Stadtbefestigung, erbaut von Vauban 1685. Supplement zur „Festung Freiburg“ von M. Stammniz.





Karl Theodor Freiherr von Dalberg,

Fürstbischof von Konstanz.

Von Dr. Otto Bihler.

ER vor wenigen Jahren verstorbene Freiburger Gelehrte Franz Xaver Kraus sagt in seiner Kirchengeschichte über das Ende des 18. Jahrhunderts: „Der Rückschlag der philosophischen Entwicklung auf Religions- und Kirchenwesen der beiden großen Konfessionen war unvermeidlich und unermesslich. Er führte den Protestantismus bis zur äußersten Konsequenz des Subjektivismus, zugleich aber zerstörte er auch das alte symbolgläubige Luthertum und überlieferte das protestantische Kirchenwesen unheilbarer Selbstauflösung. Viel geringer war der Einfluß der Zeitphilosophie auf das Wesen des Katholizismus: Die Kirche selbst blieb von ihr unberührt, verlor dagegen an jene die Herrschaft über die gebildeten Kreise so gut in Deutschland wie in den romanischen Ländern. Die inneren Zustände des Katholizismus waren doch von einer Flaueit und Abgestandenheit, daß er keine ebenbürtigen geistigen Waffen anzuwenden hatte: das ausgehende 18. Jahrhundert sah keine großen Theologen, und so war es dem Voltairianismus in Frankreich, der Aufklärung in Deutschland leicht, die Massen der sogenannten Gebildeten für sich zu gewinnen.“

In dieser für die Kirche so unheilvollen Zeit sehen wir einen Mann emporkommen, dem es beschieden sein sollte, für eine geraume Zeit als Bischof der Konstanzer Diözese vorzustehen, der, hätte er einen besseren theologischen Bildungsgang genossen, eine hervorragende Stierde seiner

Kirche hätte werden und Großes zur Ehre Gottes und zur Erbauung und Heiligung der Seelen leisten können; statt dessen huldigte er mit seinem Generalvikar, dem Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg¹⁾, ganz dem Geiste seiner Zeit und vertrat die Anschauungen des Trierer Weibischofs Johann Nikolaus von Hontheim (Justinus Febronius²⁾).

Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg aus der Linie Dalberg-Zernsheim³⁾ erblickte als Erstgeborener am 8. Februar 1744 zu Mannheim das Licht der Welt. Seine Eltern waren: Freiherr Franz Heinrich von Dalberg, Kurfürstl. Mainzischer Geheimrat, Statthalter von Worms und Burggraf von Friedberg (1716 bis 1776), und die Gräfin Maria Sophie Anna von Elz-Kempenich (1722—1763), deren Ehe am 19. März 1743 geschlossen wurde. Sein Vater ließ ihm eine vorzügliche Erziehung angedeihen und bestimmte ihn zum geistlichen Stande. Karl Theodor wurde Domizellar⁴⁾ und später Kanonikus zu Würzburg (1754), Mainz (1756) und Worms (1770). Er widmete sich zu Göttingen und Heidelberg⁵⁾ dem Studium der Rechte und erlangte am 23. November 1761 zu Heidelberg den juristischen Doktorhut. Zu seiner weiteren Ausbildung machte er eine Reise nach Italien, Frankreich und den Niederlanden und besuchte auch einige deutsche Höfe.

In Rom gewann Dalberg die Neigung und den Beifall des Papstes Klemens XIII. aus dem

Kaufe Rezzonico (1693—1769). Der päpstliche Kabinettssekretär für die Briefe an die Fürsten, der Prälat Giacomelli, machte das rühmende Urteil des Oberhauptes der Kirche über ihn als bald bekannt: „Dalberg“, schrieb er, „hat sich in dem Grade die Gunst des Papstes erworben, daß von der Zeit an, wo er Sr. Heiligkeit seine Ehrfurcht erzeigt hat, der Papst häufig von ihm spricht. Mir beteuerte der Papst, er habe keinen

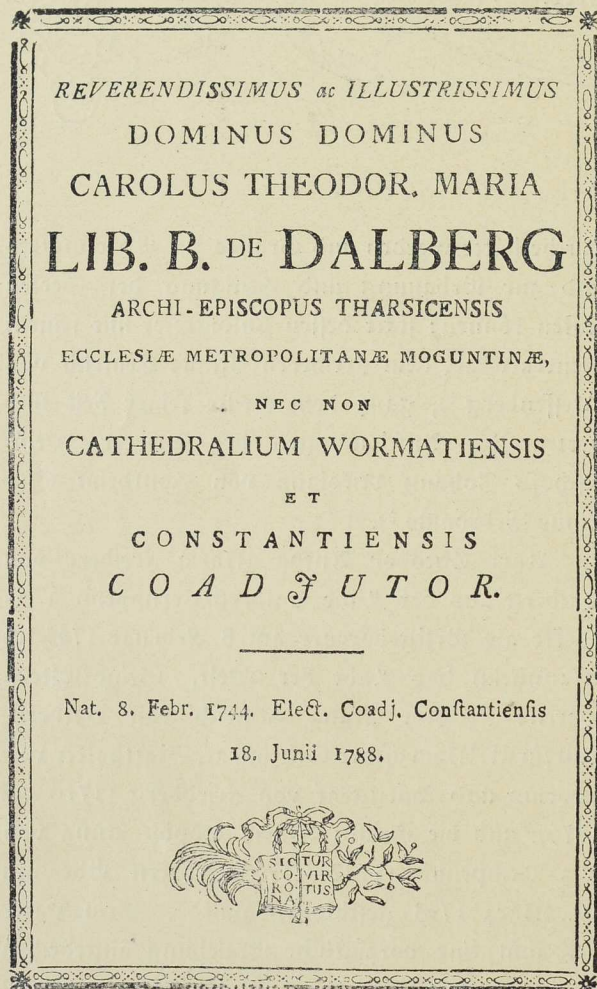


Abb. I. Tafel aus dem Verzeichnis der Geistlichkeit des Konstanzer Bistums vom Jahre 1784.

würdigeren Edelmann als ihn von einem so vornehmen und anstandsvollen Benehmen, von einer so unbefangenen und verständigen Ansprache und ausgezeichneten Klugheit in den Antworten, in allem Beweise großer zutagegelegter Hoffnungen gesehen.“

Gleicher Lobeserhebungen bediente sich der Papst, als er mit dem Kardinal Albani von Dalberg sprach.

Den größten Teil der auf der italienischen Reise verwendeten Zeit brachte Dalberg in Mailand bei dem österreichischen Minister, dem Grafen Firmian, zu, um genauer den Geschäftsgang der Staatsangelegenheiten kennen zu lernen. Aus Italien nach Deutschland zurückkehrend, berührte er zunächst Salzburg und verweilte dann wieder an der Seite des Grafen Firmian zu Wien, welcher in seinem an Dalbergs Vater gerichteten Schreiben dem Streben dieses jungen Mannes das größte Lob zollte.

Auf seinen weiteren Reisen durch Frankreich und die Provinzen der vereinigten Niederlande erwarb sich Dalberg ebenfalls eine größere Freundschaft berühmter Männer, von denen er die Gesetze jener Völker und Provinzen kennen lernte, sowie die Verschiedenheit der Regierungsformen; daselbst wurde er auch vielfältiger politischer und ökonomischer Institute ansichtig, beachtete die Schätze der Literatur, der Gesetzgebung, sowie er alle durch Natur und Kunst erzeugte Gegenstände betrachtete, untersuchte alles, trat oft in ärmliche Buden der Handwerker, um seine schon erworbene Sachkenntnis durch neue Erfahrungen zum derzeitigen Vorteil und Nutzen des Staates zu mehren.

Nach seiner Rückkehr wurde Dalberg bei dem kurfürstlichen Ministerium zu Mainz verwendet. Hier erwarb er sich binnen kurzer Zeit schöne Kenntnisse und eine tiefere Einsicht in die Staatsverwaltung durch den mündlichen wie schriftlichen Verkehr mit Männern des Saches, wie Groschlag, Benzell in Mainz und den bereits genannten Grafen Firmian. Mit eigentlich theologischen Studien scheint er sich damals weniger befaßt zu haben; wenigstens ist keine einzige seiner 35 Schriften theologischen Inhalts. Daß er aber die kirchenrechtlichen Studien im Geiste der damaligen Zeit, in welcher eben Febronius aufgetreten war und die Nuntiaturstreitigkeiten in der Emser Punktion (25. August 1786) ihren Höhepunkt erreicht hatten, betrieben habe, dafür spricht schon der Aufenthalt an einem Hofe, der sich an die Spitze dieser antipäpstlichen Bestrebungen stellte, sowie auch die Schritte selbst, welche Dalberg in späterer Zeit auf kirchenrechtlichem Gebiete tat, und seine Sympathie für eine deutsche National-

Kirche, deren Ideal von seinen vertrauesten Anhängern in verschiedenen Schriften dargestellt wurde. In die Zeit seines Mainzer Aufenthaltes fällt auch die aus seiner Feder geflossene „Churfürstlich mainzische Verordnung wegen der Mönchsorden“ (1772).

Am 5. April 1771 ernannte ihn der damalige Kurfürst von Mainz, Erzbischof Emmerich Josef Freiherr von Breidbach-Bürresheim (von 1763—1774) zu seinem Generalvikar, zum Wirklichen Geheimen Rat und Statthalter von Erfurt. Hier zeigte er sich als unermüdeten Beförderer des bürgerlichen Wohlstandes durch strenge Handhabung des Rechts; förderte Handel, Gewerbe und Landwirtschaft; legte den alten Hader zwischen Katholiken und Lutheranern bei und richtete die tief gesunkene Universität Erfurt wieder auf. Mit Wieland, Goethe,

Herder und Schiller⁶⁾, sowie mit den thüringischen Fürstendöfen unterhielt er die besten Beziehungen. Die Erfurter Hochschule erhielt durch seine Bemühungen wieder neue Einnahmequellen und eine zweckmäßige Umgestaltung; er selbst stand ihr als Präsident vor und war zugleich einer der fleißigsten Mitarbeiter auf dem Gebiet der Naturlehre, Moral, Archäologie, Ästhetik und Politik.



Als solcher verfaßte er seine „Grundsätze der Ästhetik“ (Erfurt 1791), in denen er eine Verbindung der Moral mit der Ästhetik bezweckte. Seine vorherrschend idealistische Richtung, die natürliche Güte seines Herzens, seine schnelle Begeisterung für alles, was den Schein eines edlen

und höheren Strebens hatte, führten ihn auch in jene Verbindungen, welche in dieser Zeit für Licht, Aufklärung und allgemeines

Menschenwohl tätig zu sein vorgaben, in Wirklichkeit aber die Grundlage der Kirche und des Staates untergruben. Dalberg wurde Freimaurer und Illuminat. Doch erfüllte er später die Hoffnungen der Brüder nicht, als er Koadjutor und Erzbischof geworden war. Schon in der berühmten Schrift „Betrachtungen über das Universum“ (Erfurt 1777, 6. Aufl. 1819), welche ebenso wie die spätere „Von dem Bewußtsein, als allgemeinem Grunde

der Weltweisheit“ (Erfurt 1793) seine Neigung zu philosophischen Untersuchungen auf glänzende Weise bekundete, trat er mit Entschiedenheit für das positive und katholische Christentum ein.

Am 5. Juni 1787 wurde Dalberg, vorzüglich durch den Einfluß der Kabinette von Berlin, Hannover und Sachsen, einstimmig zum Koadjutor in dem Erzstift Mainz und 14 Tage später

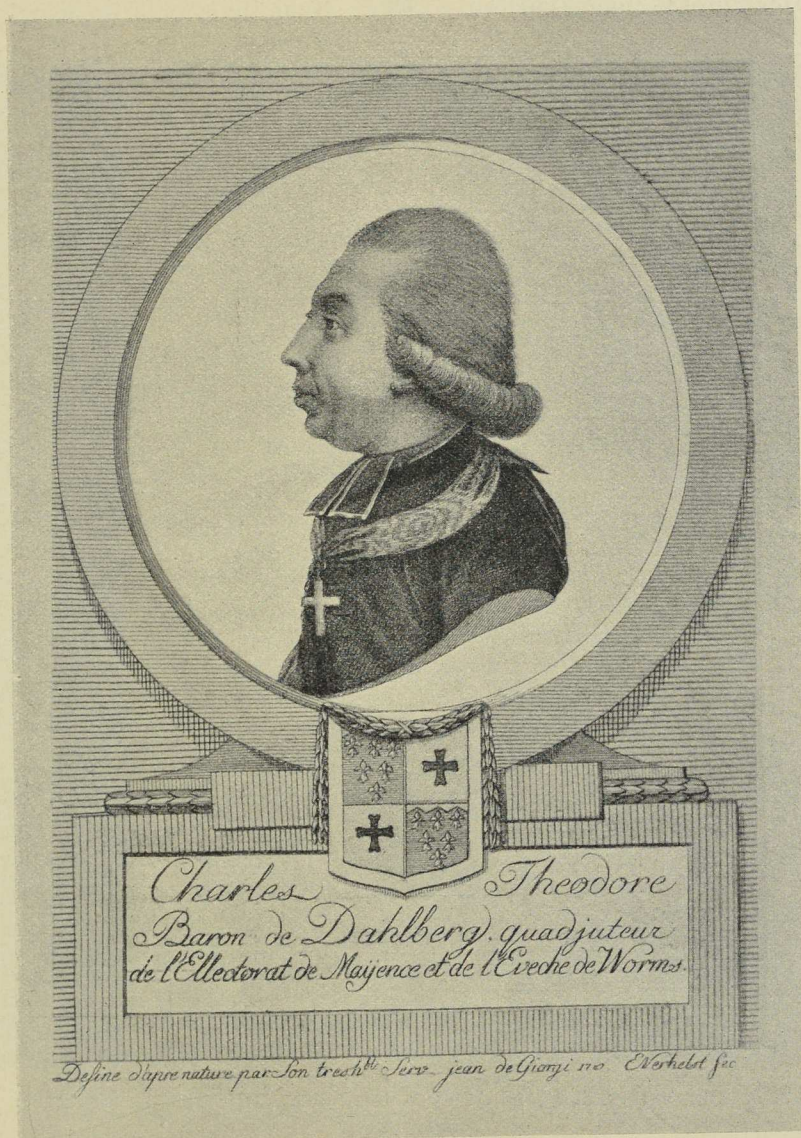


Abb. 2. Karl Theodor Freiherr von Dalberg, Fürstbischof von Konstanz. Photographische Aufnahme durch Herrn Sophphotograph C. Ruf in Freiburg i. Br. nach dem im Besitze von Herrn Rudolf Baffermann in Mannheim befindlichen Bilde.



in dem Hochstift Worms erwählt. Dessenungeachtet verblieb er noch in Erfurt, von wo aus er, nachdem er mit Kaiser Josef II. schon früher in Briefwechsel getreten war, nachmals eine Reise nach Wien unternahm.

Am 3. Februar 1788 empfing Dalberg die Priesterweihe und wurde am 18. Juni desselben

Jahres noch zum Koadjutor des Fürstbischofs Freiherrn Christoph von Rodt (1775 bis 1800) von Konstanz erwählt, am 31. August d. J. in Bamberg als Titularerzbischof von Tarsus geweiht; und am 15. Oktober 1797 traf ihn die Wahl zum Dompropst im Hochstift Würzburg, wo er sich als Domscholastikus, Rektor der Universität und Schulrat bereits früher bleibende Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen erworben hatte. Noch als Koadjutor von Mainz hatte er

am 22. März 1797 beim Reichstage zu Regensburg die eindruckliche Vorstellung abgegeben, daß, um Deutschland vor den traurigen Folgen der französischen Staatsumwälzung zu bewahren, vor allem eine innigere und bestimmtere Vereinigung der Reichstände mit dem Kaiser herzustellen und dem Erzherzog Karl unbeschränkte Feldherrngewalt über den bayrischen, schwäbischen, fränkischen und oberrheinischen Kreis zu übertragen sei. Er zeigte

dadurch offenbar eine echt deutsche Gesinnung, die er, selbst als er im Drange der Umstände sich in Napoleons Arme zu werfen schien, nie ganz verleugnete.

Am 14. Januar 1800 starb der Konstanzer Fürstbischof Freiherr Maximilian Christoph von Rodt, und Dalberg wurde sein Nachfolger und

zugleich Kreisaußerschreibender Fürst von Schwaben.

Die Konstanzer Diözese war die größte Deutschlands, der Bischof einer der beiden außerschreibenden Stände des schwäbischen Kreises, aber dessenungeachtet einer der ärmsten geistlichen Fürsten. Seine gesamten Einkünfte betragen z. B. im Jahre 1788 nur 40—45 000 Gulden, denen 500 000 Gulden Schulden gegenüberstanden.

Eine ganze Anzahl von Breisgauer Prälaten kamen ihm an Einkommen

gleich; der mächtigste derselben, der Fürstabt von St. Blasien, war mindestens vier- bis fünfmal so reich.

Das Hochstift Worms und das über dem Rhein gelegene kurmainzische Gebiet befanden sich bereits in den Händen der Franzosen.

Das Sendschreiben, welches Dalberg im Jahre 1801 an die Konstanzer Geistlichkeit erließ, erlebte mehrere Auflagen. Kaum 3 Jahre, bis Dezember 1802, war er zugleich Landesherr des Fürstbis-



Abb. 3. Maximilian Christoph Freiherr von Rodt, Fürstbischof von Konstanz (1775—1800).

Photographische Aufnahme durch Herrn Photograph C. Ruf in Freiburg i. B. nach dem im Besitze von Herrn Kunstmaler Josef Schultis in Freiburg i. B. befindlichen Originalgemälde.

tums Konstanz, indem er später sein weltliches Gebiet in die Hände Frankreichs übergeben mußte. Aber selbst diese kurze Regierungszeit war ausgezeichnet durch mehrere treffliche Einrichtungen im Staatshaushalt und im Klerikalfeminar.

Mittlerweile starb auch am 25. Juli 1802 in seiner Residenz Aschaffenburg⁷⁾ der Mainzer Kurfürst und Erzbischof Friedrich Karl Josef von Erthal; und sogleich schickte der Staats-



schen Regierungsgeschäfte dem Statthalter Freiherrn von Reinach, die geistliche Verwaltung seinem Generalvikar, dem Freiherrn von Wessenberg, und eilte am folgenden Morgen nach Aschaffenburg, um von seiner neuen Würde Besitz zu ergreifen und sich huldigen zu lassen.

Die Entschädigungen, welche dem Friedensvertrag von Luneville (9. Februar 1801) gemäß geleistet werden sollten, wurden von einer dazu



Abb. 4. Das neue Schloß zu Meersburg, früher Residenz der Fürstbischöfe von Konstanz, erbaut 1750 unter Bischof Anton von Sigglingen-Hohenburg, jetzt Taubstummenanstalt.

minister von Albini einen Eilboten an Dalberg, versammelte die Garde und das übrige Militär vor dem Schlosse, nahm denselben den Eid der Treue für den neuen Landesherren ab und erließ eine zu Ordnung und Gehorsam ermahnende schriftliche Verfügung an alle Landeskollegien. Dalberg erhielt am Abend des 27. Juli in seiner Residenz Meersburg die Nachricht von dem Ableben seines Vorgängers im Erzbistum und in der Kur. Unverzüglich übertrug er die Konstanz-



bestimmten Reichsdeputation in Regensburg⁸⁾ zum Abschluß gebracht, und durch die Mitwirkung des russischen Kaisers Alexander I. noch Kurmainz, wenn auch nur ein kleiner Teil desselben, gerettet. Dalberg wandte sich durch seinen Gesandten von Beust in Paris an den ersten Konsul, Bonaparte, dessen Bestimmungen die Reichsdeputation nur auszuführen hatte, und erlangte auch mit Hilfe einflußreicher Personen seinen Zweck. Die Entschädigung stand aber in keinem

Verhältnis zu dem erlittenen Verlust. Der Kurstaat Mainz hatte bei Beginn der französischen Revolution 169³/₄ Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 350 000 Seelen und 2 Millionen Gulden Einkünfte.

Dalberg blieb in seiner Würde als Kurfürst und Erzkanzler des Reiches und behielt von den



Durch § 25 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 wurde der Stuhl von Mainz auf die Domkirche zu Regensburg übertragen; die Würde eines Kurfürsten, Reichskanzlers und die Rechte eines Metropolitens über alle auf dem rechten Rheinufer liegenden Teile der ehemaligen Kirchenprovinzen von Mainz,



Abb. 5. Treppenhaus in der jetzigen Taubstummenanstalt, dem früheren fürstbischöflichen Schloß zu Meersburg.

alten kurmainzischen Besitzungen noch das Vize-
domamt Aschaffenburg und die Ämter Affenau,
Lohr, Orb nebst der dortigen Saline, Prozelten
und Klingenberg. Für die ihm entrissenen kur-
mainzischen Staaten erhielt er das Bistum mit
der Stadt Regensburg, Ober- und Niedermünster,
St. Emmeran und die Stadt Wezlar, und nahm
an Stelle des Mainzer Erzbischofstitels den eines
Erzbischofs von Regensburg an.



Köln und Trier, jedoch mit Ausnahme des preußi-
schen Gebietes; ferner über die pfalzbayrischen
Anteile der salzburgischen Kirchenprovinz; endlich
die Würde eines Primas von Deutschland wurden
auf den erzbischöflichen Stuhl von Regensburg
übertragen. Die weltliche Ausstattung des Kur-
erzkanzlers wurde, wie schon kurz angedeutet,
auf die Fürstentümer Aschaffenburg und Regens-
burg, auf die Reichsstadt Wezlar in der Eigen-

schaft einer Grafschaft, auf das Haus Compostell in Frankfurt a. M. und auf die Besitzungen und Einkünfte des Mainzer Domkapitels auf dem rechten Rheinufer, insoweit diese nicht schon Preußen, den hessischen und nassauischen Fürstenhäusern zugesprochen waren, gegründet. Da die Einkünfte dieser Gebiete die vertragsmäßig festgesetzte Million jährlicher Einnahmen nicht abwarfen, wurde der Ausfall von 400 000 Gulden durch die Rheinzölle gedeckt.

Durch General Sebastiani, der im Frühjahr 1804 von Konstantinopel über Regensburg nach Paris kam und Dalberg persönlich kennen lernte, wurde der Kurzerzkanzler mit Napoleon in nähere Beziehung gebracht, und folgte dieser der Einladung des neuen Kaisers der Franzosen zu einer Zusammenkunft mit ihm in Mainz und spä-

ter zur Kaiserkrönung in Paris, wohl auch mit der Absicht, in Mainz eine Regelung seiner auf die Rheinschiffahrt angewiesenen Einkünfte und in Paris von dem dort anwesenden Papst Pius VII. die kirchliche Anerkennung der durch den Reichsdeputationshauptschluß verfügten Verlegung des „heiligen Stuhles von Mainz“ nach Regensburg zu bewirken. Der Papst erhob auch in einem



geheimen päpstlichen Konfistorium am 1. Februar 1805 Regensburg zum Erzbistum.

Der kaiserliche Hof in Paris hatte dem deutschen Kurzerzkanzler viele Auszeichnung erwiesen; und die französische Akademie ernannte ihn an Klopstocks Stelle zum auswärtigen Mitglied, bei welcher Gelegenheit er seine „Betrachtungen über den Charakter Karls des Großen“ (Regensburg 1806) ursprünglich in französischer Sprache erscheinen ließ.

Obgleich für Napoleon eingenommen, behauptete doch Dalberg als deutscher Fürst 1805 mit allem Nachdruck die Neutralität für Regensburg, während Bayern und Württemberg mit Frankreich gegen den Kaiser in ein Bündnis traten; und am 8. November desselben Jahres legte er den deutschen Fürsten in einem merkwürdigen Aufrufe die Er-

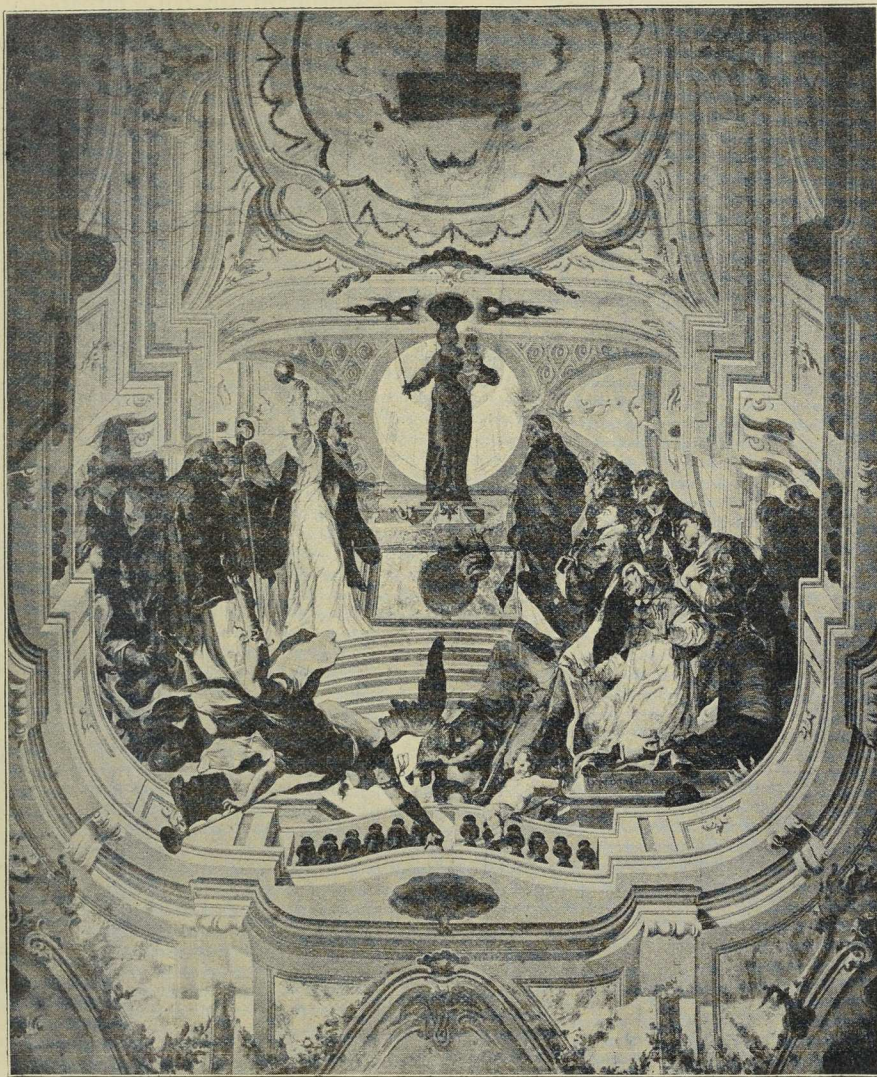


Abb. 6. Deckengemälde aus dem ehemaligen fürstbischöflichen Schlosse zu Meersburg.



haltung der deutschen Reichsverfassung und deutschen Einigkeit ans Herz. Aber der Friede von Preßburg (26. Dezember 1805) trug den Keim zur gänzlichen Auflösung der deutschen Reichsverfassung bereits in seinem Schoße; und Dalberg erntete bittere Vorwürfe von Napoleon in München, wohin er berufen war, das Ehebündnis des Stiefsohnes Napoleons, Eugen Beauharnais (1781

bis 1824), mit der bayrischen Königs-tochter Augusta (1788—1851) am 15. Januar 1806 einzufegnen. Um gegen die Annerionsgelüste deutscher Fürsten einen kräftigen Schutz zu haben, nahm Dalberg im genannten Jahre den Oheim Napoleons, Kardinal Fesch (1763—1835) zu seinem Koadjutor und Nachfolger an. Dieser Schritt zog ihm eine kräftige Rüge des Kaisers zu (18. Juni 1806).

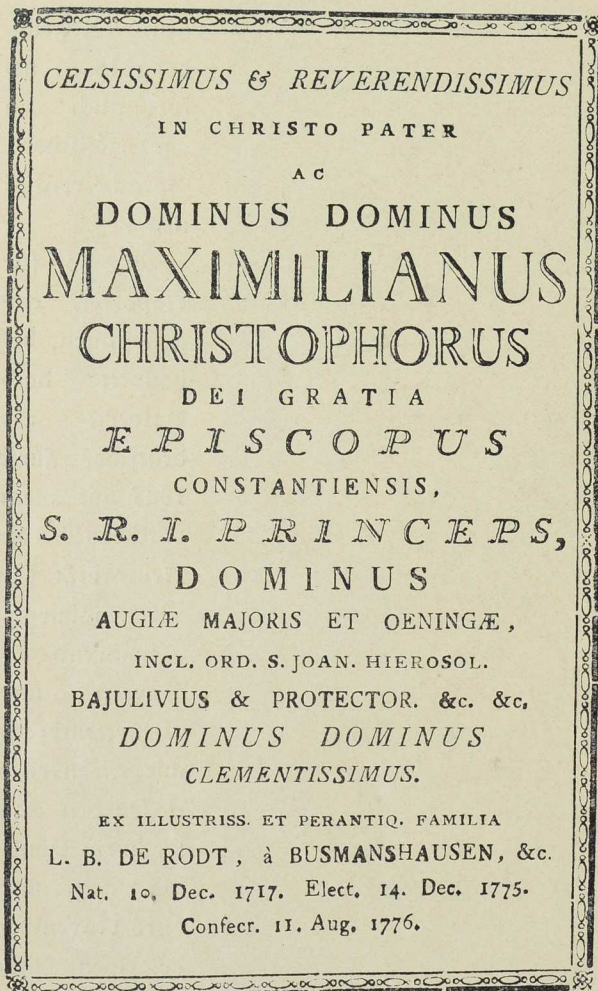


Abb. 7. Tafel aus dem Verzeichnis der Geistlichkeit des Konstanzer Bistums vom Jahre 1794.

Bei der Bildung des Rheinbundes (1806) erhielt Dalberg die volle Souveränität, den Titel „Fürstprimas“ und „Hoheit“, das Präsidium im Rheinbunde, die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiete, die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein auf dem rechten Rheinufer und die Grafschaft Kieneck. Dalberg nahm von jetzt an seine Residenz in Frankfurt, das zur Bundeshauptstadt erhoben wurde, mußte mit den übrigen

Rheinbundfürsten dem französischen Kaiser als Protektor 1806 sein Kontingent gegen Preußen, 1807 gegen Spanien stellen und 1808 der Fürsterversammlung in Erfurt beiwohnen. Gegen Österreich brauchte er zwar 1809 keinen Mann ins Feld zu schicken, aber als Vorsitzender des Rheinbundes erließ er am 22. April 1809 eine Proklamation, welche einerseits die Selbständigkeit der Rheinbundfürsten, andererseits ihr unbedingtes Vertrauen auf Napoleon aussprach, und ein merkwürdiges Gegenstück zu dem oben erwähnten



Abb. 8. Maximilian Christoph von Rodt, Fürstbischof von Konstanz.

Aufrufe vom 8. November 1805 bildet. Seine ehemalige Residenz Regensburg wurde in dem Kriege gegen Österreich arg mitgenommen, und die infolge des Wiener Friedens (14. Oktober 1809) eingetretenen politischen Veränderungen nöthigten den Fürstprimas zu einer zweiten Reise nach Paris. Napoleon hatte im zwölften Artikel der Rheinbundsakte sich das Recht vorbehalten, dem Fürstprimas einen Nachfolger zu ernennen; er machte

num von diesem Rechte Gebrauch, indem er am 1. März 1810 die präsumtive Nachfolge seines Oheims Fesch in der Regierung der fürstprimatischen Länder annullierte, den Fürstprimas unter Zuteilung des Fürstentums Fulda und der Grafschaft Hanau zum Großherzog von Frankfurt mit dem Titel „Königliche Hoheit“ ernannte und demselben seinen Stieffohn Eugen Beauharnais zum Nachfolger bestimmte. Dalberg mußte dagegen am 22. Mai 1810 das Fürstentum Regensburg an Bayern abtreten.

Auch an den kirchlichen Angelegenheiten nahm Dalberg Anteil. Papst Pius VII. und einige deutsche Bischöfe, besonders Clemens Wenceslaus²⁾ forderten ihn auf, als Kurzerzkanzler seinen Einfluß auf dem Reichstage zugunsten der durch die Säkularisation so schwer geschädigten Kirche Deutschlands geltend zu machen. Eine Hilfe erfolgte nicht. Auch die angeknüpften Verhandlungen zwischen Rom und dem Reiche blieben erfolglos. Nach Auflösung des Reiches machte Dalberg, der sich auch freimütig für Papst Pius VII. verwendete, den Versuch, das französische

Konkordat in den Rheinbundstaaten einzuführen. Zu diesem Zwecke ließ er 1810 seine ursprünglich französisch gehaltene Schrift „Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Conföderation“ erscheinen. Einen Erfolg hatte jedoch dieselbe ebensowenig, wie seine mündlichen Verhandlungen mit Napoleon im Jahre 1811.

In dem für Napoleon so unglücklichen Kriege gegen Rußland (1812) war Dalbergs Kontingent nur bis Wilna gekommen; und 1813 hatte er in der Freude des Herzens über die von Napoleon ihm vorgespiegelte Abschließung eines allgemeinen



Konkordats mit dem Papste den „Concordienorden“ gestiftet, der aber ebenso rasch wie sein Stifter untergehen sollte. Noch drei Wochen vor der Schlacht bei Leipzig (16.—19. Oktober 1813) entzog sich Dalberg den Zudringlichkeiten des französischen Gesandten durch eine Reise in seine Bischofsstadt Konstanz und von da nach Zürich und Luzern. Von Konstanz schickte er im November 1813 seinen geheimen Rat und Kammerherren, den Freiherrn von Varicourt, in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankfurt a. M.,

um sein politisches Benehmen zu rechtfertigen. Als aber dieser Schritt erfolglos blieb und sein Großherzogtum bereits am 6. November von den Verbündeten unter eine provisorische Verwaltung gestellt war, resignierte Dalberg, noch immer dem Stern Napoleons vertrauend und gegen den Rat seiner Umgebung, in Konstanz zugunsten seines Nachfolgers Eugen Beauharnais auf sein Großherzogtum; und die Verbündeten antworteten hierauf damit, daß sie Frankfurt als freie Stadt erklärten.

Am 5. Januar 1814 kam Dalberg in Regensburg an, um, wie schon

Napoleon in der Urkunde vom 1. Dezember 1810, durch welche er seinen Stieffohn Eugen Beauharnais zum Nachfolger Dalbergs machte, angedeutet hatte, lediglich der Verwaltung seiner Diözesen sich zuzuwenden. Er zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und mußte oft beinahe mit Mangel kämpfen, da die ihm vom Wiener Kongreß ausgesetzte Sustentationssumme von 100 000 Gulden nur unregelmäßig einging. Trotzdem übte er eine unermüdliche Wohltätigkeit gegen die Armen aus. So war u. a. auch eine anständige Familie durch den Drang widriger



Abb. 9. Papst Pius VII.
Gemälde von J. L. David im Louvre.



Umstände in ihrem Vermögen zurückgekommen. Diese wandte sich an Dalberg um ein Gnadengeschenk oder einen Vorschuß von etwa 700 Gulden. Der Mann trug dem Fürsten die Bitte vor; allein Dalberg, dessen Kasse damals selbst erschöpft war, erwiderte: Jetzt sei es ihm unmöglich, zu helfen, erst in etwa sechs Wochen könne es vielleicht geschehen, weil er bis dahin Geld erwarte.

sollen Sie aber mehr haben.“ Mit Rührung und Tränen im Auge bat die Frau ihr Mißtrauen ab, küßte die Hand Dalbergs, des ehrwürdigen Greises, kniete vor ihm nieder und bat um seinen Segen. Nach einigen Wochen erhielt die Familie eine bedeutende Unterstützung.

Serner sei noch erwähnt, daß Dalberg, als durch die Sperrung des Handels der Preis des



Abb. 10. Das 1605–1610 unter Erzbischof Joh. Schweikard von Mainz erbaute Schloß Johannesburg zu Aschaffenburg, von 1803 ab die Residenz des Kurfürst-Reichs-Erzkanzlers Karl von Dalberg.

Die Frau, in ihrer Hoffnung getäuscht, sagte zu Dalberg: einem so hohen und vornehmen Fürsten würde es ja nie an Geld fehlen und ihm stets leicht sein, anderen beizustehen. Gelassen nahm Dalberg die Frau an der Hand, führte sie mit der Antwort: „Wir teilen miteinander, was da ist“ an die Kasse, schloß sie auf, und es waren nur noch 47 Gulden vorhanden. „Jetzt“, sagte Dalberg, „nehmen Sie die eine Hälfte, die andere Hälfte brauche ich zu meinen Bedürfnissen; künftig

Kaffees und des Zuckers so sehr gestiegen war, zugunsten der Nothleidenden sich dieses kostspielig gewordenen Frühstück's entwöhnte. Anstatt Kaffee trank er alle Morgen nur Milch, worin etwas Süßholz abgekocht worden; und mit dem Kostenunterschiede unterstützte er täglich eine arme Familie. Vielfältige Tüge solcher Art, wo das mit vollen Händen Gereichte durch persönliche Entbehrungen erübrigt wurde, schmückten das Leben dieses Fürsten, dessen irdisches Wirken mit dem 73. Lebens-

jahre am 10. Februar 1817 abschloß. Sein Neffe, der Herzog Emmerich Josef von Dalberg (1773 bis 1833), setzte ihm im Dome zu Regensburg, wo er auch seine Ruhestätte fand, ein würdiges Denkmal.

Der fürstlich Thurn und Tarische Geheimrat Graf Westerholt hat in einer für einen kleinen Kreis von Freunden verfaßten und abgedruckten Schrift den vorletzten Lebensabend Karl Theo-



Abb. 11. Napoleon in der Uniform eines Obersten der Chasseurs de la Garde.
Nach einem Stich von Dabling.

dors von Dalberg also geschildert: „Karl Dalberg, den die Natur mit allen lieblichen Gaben, mit Scharfsinn, Kunstsinne, Tiefsinne, mit einer unnachahmlichen Wohlthätigkeit ausgerüstet hatte, faßte, nachdem er die höchsten Ehren genossen, die Launen des Schicksals erfahren und den bitteren Kelch der Widerwärtigkeiten geleert hatte, den Entschluß, Regensburg, sein Lieblingssort, den Sitz seiner erzbischöflichen Würde, zu seinem Aufenthalte zu wählen. Hier spann sich der Faden einer vor 37 Jahren mit ihm geknüpften

Freundschaft fort, und angezogen durch mein stilles und glückliches Familienleben, setzte er seine Zufriedenheit darein, alle Abende, nachdem die Geschäfte des Tages abgetan waren, um 8 Uhr zu uns zu kommen und in diesem kleinen Kreise, der seit einigen Monaten durch seine würdigen Freunde, Graf und Gräfin Marschall, vermehrt wurde, seine, wie er zu sagen pflegte, glücklichsten und besten Stunden zu genießen.“

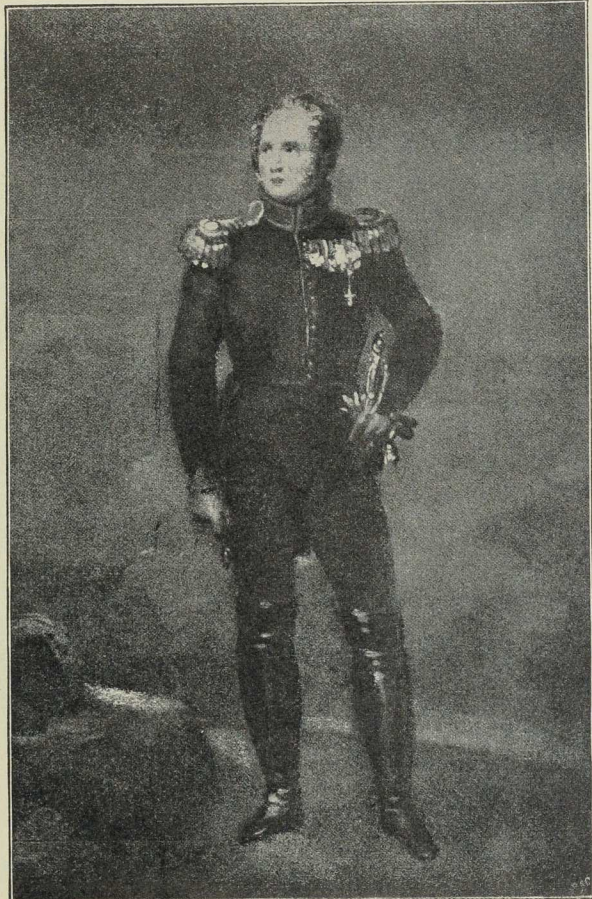


Abb. 12. Kaiser Alexander I. von Rußland.
Nach dem Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.

„Ach! was für eine Seligkeit lag in diesem Geben und Nehmen der Freundschaft! Wie glücklich schätzte ich mich insbesondere, mitten unter meinen vielen körperlichen Leiden und Berufsarbeiten, bei diesem edlen Manne Licht, Liebe, Leben in der schönsten Harmonie zu finden und zu genießen!“

„Schon mehrere Tage vor seinem 73. Geburtstag (8. Februar 1817) fühlte er sich nicht wohl, und wir merkten eine Abnahme der Kräfte, die uns sorglich machte und uns bewog, dem

teueren Freunde, der, mild gegen andere, nur sich streng war, zuzureden, seiner kostbaren Gesundheit zu pflegen. Indessen wollte er sich seine liebe achte Abendstunde nicht rauben lassen und beschloß — wahrscheinlich schon im Vorgefühl, daß sich an diesem Tage die Pforten des Himmels ihm öffnen würden —, den 8. Februar in unserer Familien- und Freundschaftskreise zu begehen, und so kam er auch wirklich schon um 7 Uhr zu uns. Zwar sehr ermattet, doch mit voller Geisteskraft, unterhielt er sich mit uns heiter, freundlich und mit der holdseligen Miene eines Verklärten. Er trank eine Tasse Thee, die ihm meine Kusine Oberkirch reichte, scherzte noch mit meinen Töchtern Karoline und Marie, die er sehr liebte, und sagte meiner guten Frau und der Gräfin Marschall die herzlichsten Dinge. Nun schlugs 8 Uhr, und es ward auf sein Verlangen Steinwein gebracht. Er selbst brachte die Toaste. Der erste war herzlicher, überfließender Dank und Freundschaftsversicherungen gegen uns alle. Nach einer Pause begehrte er wieder etwas Wein, und sein Toast war: Liebe! Leben! Wahrlich sein Bild; denn Liebe und Leben war eins in ihm. Nun trat

eine längere Pause ein. Man sah, es arbeitete mächtig in seinem Innern; endlich nahm er noch ein bißchen Wein und sagte mit einer unaussprechlichen Rührung und Lieblichkeit: Gottes Wille!

Hier ward das Opfer seiner selbst gebracht, und der Engel erschien. . . . Nach 40 Stunden wandelte er nicht mehr unter uns.“ —

Der seiner Auflösung nahe Fürst kehrte gegen 9 Uhr nach Hause zurück. Seine Schwäche war so groß, daß er sich auf einem Sessel über die Treppen in den Wagen und aus demselben in

der nämlichen Weise in sein Schlafzimmer tragen lassen mußte. Am 9. Februar vormittags empfing er die heiligen Sterbesakramente, betete noch zuweilen mit seinem Beichtvater in lateinischer Sprache. Doch war seine Stimme so schwach, daß man kaum die Endsilben der Worte noch vernehmen konnte. Am 10. Februar 1817, nachmittags kurz vor 2 Uhr, hatte er vollendet.

Die feierliche Beerdigung erfolgte am 14. Februar. Er wurde, wie schon kurz bemerkt, in

der Kathedrale zu Regensburg beigesetzt, wo sich auch sein aus kararischem Marmor von dem Venetianer Luigi Zandomeneghi verfertigtes Grabmal befindet. Der Oberteil desselben ist mit dem erzbischöflichen Abzeichen geziert; die Vorderseite zeigt Dalbergs Büste, unter welcher ein Genius die letzten von dem Sterbenden mit tiefer Bedeutung gesprochenen Worte: „Liebe, Leben, Gottes Wille“ aufzeichnet; und eine zweite symbolische Figur hält eine aufwärts gerichtete Fackel. In der Mitte des Sockels befindet sich als Symbol der Ewigkeit eine einen Ring bildende Schlange, in demselben Name, Geburts- und Todestag und Jahr; darüber der Schmet-

terling. Links davon ist das Dalbergsche, rechts das kurmainzische Wappen ausgehauen.

In einer bewegten Zeit unter schwierigen Verhältnissen zur Souveränität gelangt, hat auch Dalbergs Politik Gegner gefunden, vom kirchlichen und deutschen Standpunkte aus herbe Beurteilung erfahren, und selbst sein Regierungstalent wurde von manchen in Zweifel gestellt. Doch sind seine großen Regentengaben, seine Verdienste um die Verwaltung, die strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er jedes Geschäft versah, immer aner-

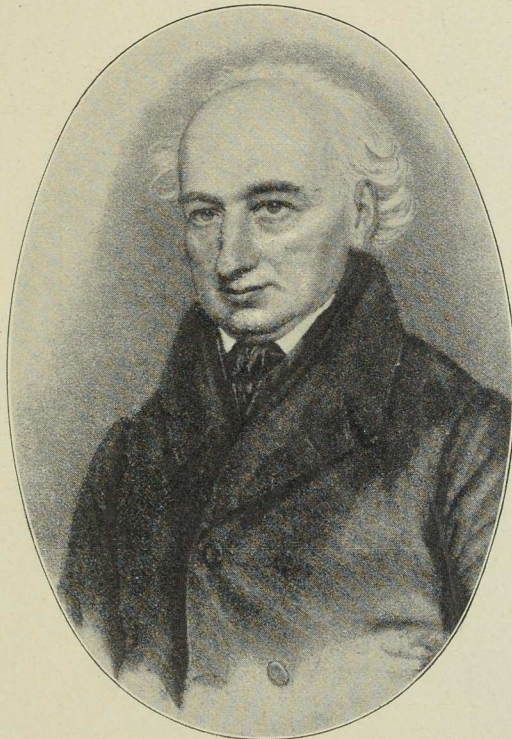


Abb. 13. Cardinal Giesch, Erzbischof von Lyon (1763 bis 1839), Napoleons Oheim.

Photogr. Aufnahme durch Herrn Gasp. Photograph C. Ruf in Freiburg i. Br. nach einem von Herrn Abbé Pierre Bertrand in Avignon gütigst zugeschickten Bilde.

kannt, seine Frömmigkeit und Sittenreinheit niemals angetastet worden.

Daß seine patriotische Gesinnung leider auch seine Kirche schädigte, soll hier durchaus nicht verschwiegen bleiben, aber immer muß man dabei den damaligen kirchlichen Zeitgeist berücksichtigen. So wandte sich auch am 22. Mai 1793 der kaiserliche Regierungspräsident, Freiherr von Summerau, in Freiburg an den Konstanzener Fürstbischof Maximilian Christoph von Rodt in Meersburg wegen eines von Kaiser Franz II. zur Kriegsführung gegen Frankreich gewünschten Darlehens. Er zeigte ihm an, daß der Kaiser unterm 3. April 1793 den Entschluß gefaßt habe, ein freiwilliges Darlehen an Gold- und Silbergeräten zu eröffnen. Im Namen der guten Sache forderte er den Fürstbischof auf, an dieser vorteilhaften Staatsanstalt teilzunehmen und deshalb Vorkehrungen zu treffen, daß das überflüssige Kirchen Silber im bischöflichen Kirchensprengel gegen viereinhalbprozentige, durch 6 Jahre von beiden Seiten unkündbare allerhöchste Obligationen nebst einer vierprozentigen Prämie, als ein Darlehen an den Kaiser abgeliefert werde. Der Hof sehe um so eher einer entsprechenden Erklärung entgegen, als der gegenwärtige, aufgedrungene kostspielige Krieg nicht nur die Verteidigung des Staates, sondern auch jene der Kirche und Geistlichkeit bei der französischen Irreligion zum Endzweck habe. Der Fürstbischof teilte am 12. Juni 1793 dieses Ansinnen seinem Domkapitel mit, und dieses bat den Koadjutor Dalberg in Erfurt um Mitteilung seiner Ansicht über diesen Gegenstand. Seine Rückäußerung vom 5. Juli 1793 ging dahin, daß die Kirchengeschichte und die geistlichen Rechte bewiesen, daß in öffentlichen Angelegenheiten entbehrliche Kirchengeschäftsgegenstände ohne Bedenken für das Wohl der Religion und für Erhaltung



Gott ist die Liebe. (Joh. 14. 8.)

J. G. Wagners

Photogr. Aufnahme durch Herrn Gosphotograph C. Ruf in Freiburg i. Br. nach einem in städtischem Besitze befindlichen Stahlstich.



des gemeinen Wesens verwendet werden können. Hier aber handle es sich bei den billigen Anerbietungen um keine Veräußerung, da das Eigentum und der Wert des Kapitals bleibe und nach 6 Jahren wieder zur Anschaffung ähnlicher Silbergerätschaften verwendet werden könne. Der Arbeitslohn würde durch die viereinhalbprozentigen Zinsen nebst vierprozentiger Prämie ersetzt werden. Die von frommen Wohltätern der Kirche geschenkten Silbergeräte könnten genau abgezeichnet und künftig wieder ebenso gefertigt werden, womit die Absicht der Stifter wieder pünktlich erfüllt würde.

Unter dem 13. November 1793 teilte das Konstanzener Domkapitel dem Koadjutor Dalberg mit, daß es Willens sei, ein Darlehen in Kirchensilber aufzunehmen, und erwarte von ihm sein Einverständnis. Der Koadjutor erwiderte denn auch von Erfurt aus am 24. November, daß er sich über die patriotische Entschließung des Domkapitels freue.

Napoleon pflegte Dalberg stets einen Idealisten zu nennen. Aber seinem guten Willen und seinem edlen Streben muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie früher in Konstanz, so führte er auch in seinen Fürstentümern Aschaffenburg und Regensburg weise Spar-

samkeit im Staatshaushalte ein. Frankfurt, das sich ihm nur ungern ergab, zog er durch mehrere vortreffliche Einrichtungen, die sich später noch segensreicher entfalteten, an sich; und in Wezlar sorgte er mit rührender Menschenliebe für das Personal des aufgelösten Reichskammergerichtes. Überall richtete er sein vorzügliches Augenmerk auf das Schul-, das höhere Unterrichts- und auf das Armenwesen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß Dalberg das Wohl seiner Kirche aufrichtig wünschte; aber es gebrach ihm die richtige Einsicht, und außerdem war er zu sehr von seiner

Umgebung und der herrschenden antikirchlichen Strömung abhängig. Daher auch das Schwanken in seinem Benehmen und die Widersprüche, in welche er sich verwickelte. Seine Gedanken und Wünsche bezüglich der Kirche Deutschlands präziserte er in mehreren Instruktionen an Albini, aus welchen zu ersehen ist, daß er die Eingriffe der weltlichen Gewalt in die Rechte seiner Kirche bitter empfand und den Bischöfen eine freiere Bewegung ermöglichen wollte. Auch wünschte er jetzt einen engen Anschluß des deutschen Episkopates an das Oberhaupt der Kirche, was ihn aber doch nicht hinderte, die Idee eines deutschen Primas im Sinne des Emser Kongresses festzuhalten.

Obgleich der Generalvikar Wessenberg bis zum Jahre 1814 die geistliche Regierung der Konstanzer Diözese ganz in dem Sinne seines Herrn, des Fürstbischofs Dalberg, und mit dessen Übereinstimmung geführt hatte, schien es dem Fürstbischof nun doch angemessen, auf dem beschrittenen Wege der Neuerungen etwas anzuhalten, namentlich was den Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Liturgie betrifft. Er erließ in diesem Sinne am 9. Dezember 1814 einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit seiner Diözese. Dieser Hirtenbrief erregte bei den An-



hängern der Wessenberg'schen Richtung Bestürzung und Unzufriedenheit; auch wurde von der badischen Regierung dem Hirtenbriefe das Placet versagt.

Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte Dalberg zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Seine Werke, den kräftigen Denker bekundend, betreffen meist philosophische Gegenstände und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung, klare Darstellungsgabe und gewinnende Stilistik. Zu den vorzüglichsten darunter gehören seine „Betrachtungen über das Universum“, wovon mehrere Auflagen erschienen, „Die Grundsätze der Ästhetik“ und „Perikles über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück“. Sein heller und reicher Geist bewegte sich indessen nicht allein auf diesem Gebiete der Literatur; er ist auch Verfasser mehrerer juristischen Abhandlungen, wie er denn überhaupt an allen Bestrebungen der gelehrten Welt regen Anteil nahm. Sein letzter Aufsatz „Betrachtungen über den Zeitgeist“ wurde noch 14 Tage vor seinem Tode niedergeschrieben.

Dalberg liebte die Arbeit bis zu seinem Lebensende; sein sittlicher Charakter — und das kann nicht genug hervorgehoben werden — war rein und fleckenlos.



Abb. 15. Grabdenkmal Dalbergs zu Regensburg.
Durch gütige Zusendung des Herrn Prälat Mehler in Regensburg dem Verein zur Reproduktion übergeben.



Anmerkungen.

1) Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, der Hauptträger der antikirchlichen Reformbestrebungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wurde geboren am 4. November 1774 zu Dresden als Sohn des kursächsischen Konferenzministers Johann Philipp Karl Freiherrn von Wessenberg zu Ampringen. Seine frühe Jugend verlebte er auf dem väterlichen Landgute zu Feldkirch im Breisgau, wohin seine Eltern sich 1776 zurückgezogen hatten. Nach zweijährigem Aufenthalte an der von Jesuiten geleiteten Lehranstalt St. Salvator zu Augsburg zog es den jungen Wessenberg an die Rants Philosophie und der Aufklärung ergebene Hochschule zu Dillingen, wo er die theologischen und philosophischen Studien begann. Als nachgeborener Sohn einer altadeligen Familie wurde er mit seinem jüngeren Bruder Alois für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt bereits 1792 Dompräbenden an den Hochstiften zu Konstanz, Augsburg und Basel. Im Jahre 1794 siedelte er an die ebenfalls der Aufklärung huldigende Universität Würzburg über. Neben theologischen widmete er sich hier auch juristischen Studien über deutsches Staatsrecht und bürgerlichen Prozeß, kam oft an den dortigen fürstbischöflichen Hof und wurde von Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1779–1795) und dessen Nachfolger Georg Karl von Sechenbach (1795–1803 als Fürstbischof, von da ab bis zu seinem am 9. April 1808 zu Bamberg, woselbst er seit 1805 auch diesen Bischofsstuhl innehatte, erfolgten Tode Bischof) mit größter Zuverlässigkeit und Freundschaft behandelt. Hier traf er auch zum ersten Mal mit dem Koadjutor Karl Theodor von Dalberg zusammen, der ihn von da ab nicht mehr aus dem Auge verlor. Seit Sommer 1798 war Wessenberg in Wien, wo er neben seinen Studien auch praktisch als Volontär am Reichshofrat arbeitete. Bedeutende Verluste am Familienvermögen infolge der Kriege im Elsaß veranlaßten ihn aber schon Ende 1797 seinen Aufenthalt in Konstanz zu nehmen, woselbst ihm seit einiger Zeit ein Kanonikat verliehen war. Als mit dem Tode des 83jährigen Fürstbischofs von Konstanz, Max Christoph Freiherr von Rodt († 14. Januar 1800), der Koadjutor Karl Theodor von Dalberg dessen Nachfolger geworden, bestellte dieser Wessenberg zu seinem Generalvikar in Konstanz, welches Amt er anfangs 1802 antrat; er war damals Subdiakon und wurde erst im September 1812 in Sulda zum Priester geweiht. Am 2. November 1814 forderte der römische Stuhl Dalberg auf, „den berüchtigten von Wessenberg ohne Verzug als Generalvikar zu entlassen“. Die Klagen gegen denselben seien so schwer, die Beweise so sicher, daß ohne Beschwerung seines eigenen Gewissens der Papst diesen Zustand nicht

mehr länger dulden könne. Allein Dalberg hielt das Breve geheim und gab demselben nicht nur keine Folge, sondern bat sogar noch den Großherzog Karl von Baden, ihm Wessenberg als „Coadjutor cum spe succedendi“ (mit dem Recht der Nachfolge) zu geben. Vermöge seiner „Souveränitätsrechte“, sagt die Denkschrift der badischen Regierung, habe der Großherzog diese Ernennung vollzogen und es dem Fürstprimas überlassen, von Rom die Bestätigung zu erlangen. Aber Rom ließ ein solches Ansuchen unbeantwortet und überhaupt die Angelegenheit bis zu Dalbergs Tode ruhen. Sieben Tage nach des letzteren Ableben wählte das Domkapitel zu Konstanz Wessenberg einstimmig zum Kapitularvikar und suchte beim Papste um die Genehmigung dieser Wahl nach. In einem Breve vom 15. März 1817 wurde die Genehmigung mit dem Bemerkten versagt: „Wir erkennen von Wessenberg als Kapitularvikar und Anton Reiminger als dessen Stellvertreter durchaus nicht an, noch werden unsere geistlichen Gerichte sie anerkennen oder auf Schreiben von ihnen je die mindeste Rücksicht nehmen.“ Am 18. Juli 1817 suchte sich Wessenberg vergeblich in Person vor dem Papste in Rom zu rechtfertigen.

Im Auftrage Dalbergs nahm Wessenberg 1814 am Wiener Kongreß teil. Von 1819 bis 1833 war er Mitglied der ersten badischen Ständekammer. Er starb am 9. August 1860, und sein Begräbniß fand in der Münsterkirche zu Konstanz statt.

Wessenberg war ein Mann von hoher, vielseitiger Begabung und rastloser Tätigkeit, ausgerüstet mit praktischem Sinn und organisatorischem Geiste, ein Mann von makellosem Privatleben und zum Herrscher geboren.

2) Johann Nikolaus von Hontheim, geboren zu Trier am 27. Januar 1701 aus einer angesehenen Patrizierfamilie, promovierte 1724 in Trier zum Doktor der Rechte; wurde 1728 Priester und 1749 Weihbischof von Trier und Generalvikar, vom Papst Benedikt XIII. zum Bischof von Myriophyth i. p. ernannt. Hontheim entlehnte seinen Namen „Justinus Febronius“ seiner Tichte Justina Febronia, einer Stiftsdame in Juvigny. 1763 ließ er nämlich als „Justinus Febronius“ zu Frankfurt a. M. (Bullioni) bei Eßlinger (Evrardi) ein Werk erscheinen: „*Justini Febronii, Jur. cons., De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christianos compositus*“, ein Werk, welches für die Kirche so unheilvoll werden sollte. Das Buch gesteht dem Papste nur einen Primat der Ehre zu, nicht aber der Jurisdiktion; setzt ihn herab zu einem bloßen Schatten und will ihm selbst die Ausübung der wenigen

ihm noch belassenen Rechte unmöglich machen. Die eigentliche Tendenz des Werkes ist also Untergrabung der päpstlichen Autorität, ungebührliche Erhebung der bischöflichen Gewalt und Rechtfertigung des Staatskirchentums, indem Febronius die weltlichen Fürsten geradezu auffordert, sich in die inneren Angelegenheiten der Kirche einzumischen.

Zwei Jahre vor seinem Tode erkannte Hontheim seinen Fehler; er starb am 2. September 1790, mit seiner Kirche ausgeöhnt.

3) Auszug aus dem Taufbuch der Oberen Pfarrei Mannheim, Jahrgang 1744, J. Nr. 2136:

„Februarius.

Octava baptizatus est Carolus Theodorus Antonius Marla, filius legitimus illustrissimorum Conjugum Dominorum Parentum Francisci Henrici Camerarii de Wormatia L. B. de Dalberg Domini in Hershheim, Abenheim, Gerolzheim etc. Serenissimi ac Potentissimi Electoris Palatini Camerarii, Consilarii Regiminis et Supremi Satrapae in Oppenheim, ac Mariae Sophiae L. B. ab Eltz convenientibus et existentibus Patris Serenissimo Electore Palatino Carolo Theodoro et Reverendissimo ac Illustrissimo Domino tutionio L. B. ab Eltz Ecclesiae Cathedralis Spirensis Capitulari Scholastico.“

Vom 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts besaß die Familie der Freiherren von Dalberg das Schloß Neuwieser bei Achern (Baden) mit der zugehörigen Herrschaft.

4) Domizellar = junger Stifsherr ohne Sitz und Stimme im Kapitel.

5) In Heidelberg wurde Dalberg im Jahre 1758 unter dem Rektorate des Jesuitenpaters Hieronymus Calemborg als akademischer Bürger immatrikuliert.

6) Nach der Geburt seines ersten Sohnes Karl, am 14. September 1793 († 21. Juni 1857), ersuchte Friedrich

Schiller den Koadjutor Dalberg, eine Patentstelle zu übernehmen. Dalberg entsprach dem Wunsche unseres Dichters gerne mit folgendem Begleitschreiben:

„Das frohe Ereignis, das nun die Quelle unaussprechlicher Glückseligkeit für Sie, würdiger Mann, und für Ihre sùrtreffliche Gemahlin ist, hat mich innigst erfreut! Da ich nun Taufzeuge Ihres Sohnes bin, so ist unsere Freundschaft durch dieses geheiligte Band noch fester geknüpft! Wenn es nicht mein Los wäre, ganz für meinen Beruf zu leben, so möchte ich nun bei Ihnen sein und fern von Sorgen, Lärm und Torheiten der Welt in vertrauter Freundschaft mit Ihnen, Ihrer Gattin und liebenswürdigen Frau Schwägerin die so reine Fröhlichkeit Ihrer Herzen teilen. Ich hoffe nun zuversichtlich die Besserung Ihrer Gesundheit, nun da neue Freude Ihr ganzes Wesen überströmt. Mein Wunsch ist, daß der Neugeborene seinem Vater an glänzenden Gaben des Geistes, seiner holden Mutter an Anmut und Beiden an edlen und sanften Gefühlen des Herzens gleichen möge. Für ihn und seine lieben Eltern werde ich in dieser Pilgerreise des Lebens immer und unabänderlich sein usw. Mersburg, 8. Oktober 1793.“

7) Die alte Residenz der Mainzer Kurfürsten, Mainz, befand sich seit 1797 in den Händen der Franzosen.

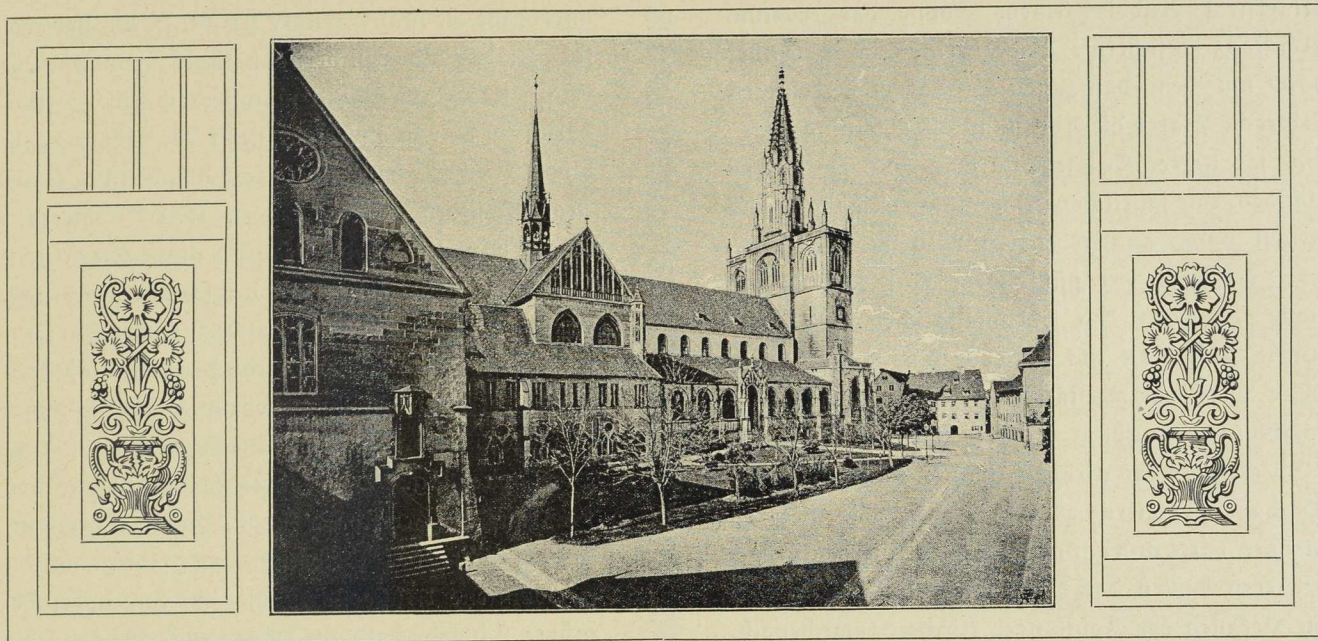
8) Bei dieser Reichsdeputation zu Regensburg, am 24. August 1802, ließ sich Dalberg durch seinen Direktorialgesandten, den Freiherrn von Albini, vertreten, der ihm eine angemessene Entschädigung verschaffen sollte.

9) Clemens Wenceslaus, letzter Kurfürst von Trier, geb. 28. September 1739 als jüngster Sohn des Polenkönigs Friedrich August III., Kurfürsten von Sachsen; seit 1803 seines Kurstaates verlustig, zog er sich mit einer jährlichen Pension von 100000 Gulden nach seiner Bischofsstadt Augsburg zurück und starb am 27. Juli 1812 zu Oberstdorf im bayrischen Allgäu.



Abb. 16. Napoleon.

Nach dem Stich von H. Tardien.



Die Grabkapelle Ottos III. von Sachberg, Bischofs von Konstanz, und die Malerei während des Konstanzer Konzils.

Von Dr. Max Wingenroth in Karlsruhe und Stadtpfarrer Dr. Gröber in Konstanz.

Zweiter Teil.

III. Ottos III. von Sachberg, Bischofs von Konstanz, künstlerische Bestrebungen.

MÄHREND jene glänzende Versammlung des Konzils in Konstanz tagte, regierte als Bischof dort Otto III. von Sachberg, ein Sproß der Sausenberg-Röttelnschen Seitenlinie des Zähringer Hauses⁹⁷⁾. Diese, eine jüngere Linie des Sachbergischen Zweiges, hatte bei der Teilung der Sachbergischen Lande anno 1306 die Herrschaft Sausenberg und die Landgrafschaft im Breisgau erhalten. Dazu kam schon wenige Jahre später die Herrschaft Rötteln. Die Titulatur der Linie ist anfangs eine schwankende; „etwa um 1361 wird die Benennung Markgraf von Sachberg, Herr von Rötteln und Sausenberg die Regel“⁹⁸⁾. Der dritte Rudolf dieser Linie vermählte sich 1387 mit der Gräfin Anna von Freisburg, der Tochter Graf Egenos IV., also aus dem Geschlechte, welches von der Tochter des letzten Herzogs von Zähringen herstammt. Die



Rötteler Hauschronik berichtet zwischen dem 13. und 19. Februar „vor vastnacht lag min herre marggräve Rudolffe von hochberg, herre zu Rötteln und zu Sausenberg, des ersten by miner frouwen, frow Annen, wilent mins herren graf Egen von Nuwenburg tochter. Und hant sitmals mit einander gemacht 13 Kint. Der sind gewesen 7 sün und 6 döchtern. Der lebent noch uff disen tag [1407. jan. 17] 3 sün, da heisset der elter sün Otte, der andere Rudolff, der dritte Wilhelm, und ouch fünff töchtern [Verena, Agnes, Katharina, Anna und Margaretha]“. Der hier genannte älteste Sohn, Otto, wurde am 6. März 1388 geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und war bereits Kleriker von Konstanz, Domherr von Köln und Basel, als er 1404 an der Heidelberger Universität immatrikuliert wurde. Wir dürfen annehmen, daß er seinen Studien mit großem Eifer oblag, da er später sich durch eigene theologische Schriften auszeichnete. Getreu der damaligen Sitte, die Söhne der großen Geschlechter mit bischöflichen Würden zu versorgen, suchte

Markgraf Rudolf seinem Sohne das Bistum Konstanz zu sichern. Beide bereden im Dezember 1409 mit dem damaligen Bischof von Konstanz Albrecht Blarer die Abtretung des Bistums gegen ein jährliches Leibgeding von 500 rheinischen Gulden, eine jährliche Wein- und Getreidegülte und gegen näher angegebene Bürgschaften⁹⁹); Juni 1410 verspricht der junge Markgraf dem Bischof noch außerdem den lebenslänglichen Besitz der Burg Küssberg mit Zugehör¹⁰⁰). Doch waren ohne päpstliche Bestätigung natürlich alle Abmachungen ungültig. Diese erfolgte schon am 10. Dezember des gleichen Jahres, Otto wird zum Bischof providiert, obwohl er nur die niederen Weihen hatte und am gleichen Tage werden in drei weiteren Bullen das Domkapitel, der Klerus und die Vasallen der Konstanzer Kirche davon benachrichtigt, sowie zum Gehorsam aufgefordert.

Kaum 22 Jahre alt, hat der junge Markgraf den alten Bischofsitz am schwäbischen Meere bestiegen und 23 Jahre lang sollte er ihm vorstehen. Welchen Anteil er an dem Konstanzer Konzil genommen, das die ersten 8 Jahre seiner Regierung ausfüllte, vermögen wir nicht zu sagen. Wir haben die Vertreter der Lehre der Superiorität des Konzils über den Papst erwähnt, ihnen gegenüber mag Otto oft die gegenteilige Meinung verfochten haben, wie aus seiner späteren Stellung gegen das Basler Konzil hervorgeht. Die Anregungen, die das Konzil in geistiger und künstlerischer Richtung bot, werden bei ihm einen empfänglichen Boden gefunden haben, wogegen er in den großen Kämpfen weniger hervorgetreten sein mag, obwohl er in mancher Hinsicht eine streitbare Natur war, der nach Schultheiß an Streit und Hohn nicht gerade Mißfallen hatte, wie das sein andauernd schlechtes Verhalten mit dem Kapitel, die bald nach dem Regierungsantritt begonnenen Händel mit Zürich wegen Rheinfelden, die Händel mit Appenzell 1425, Überfall von Öningen u. a. beweisen. Schulden und Krankheit ließen den Gelehrten in ihm stärker hervortreten, der sich an wissenschaftlicher Beschäftigung erfreute, an dem Besitz von Büchern und Kunstwerken aller Art. Eine Chronik sagt von ihm: „er war ein göttlicher Herr und studiert gern, hat vil Bücher, Er machet vil silberne hailigen

und buwt die pfaltz, wie sy jertz ist. — Er hat wol für 3000 Gulden silberne hailigen gemacht, die kauft das Capitel und macht man zwo tafflen daruß¹⁰¹). Ein andermal heißt es: „Er war ein blöder, sticher Fürst und bracht das bistum gar in große schulden und buwt gern, sant Margrethen cappel buwt er und die Pfallentz nūw, wie sy noch stat¹⁰²). So mag er denn in den schwierigen Zeiten, welche über die Stadt Konstanz kamen, in den Kämpfen zwischen den Geschlechtern und Zünften nur schwer seine Stellung behauptet haben, zumal er auch in fortwährenden Streitigkeiten mit dem Domkapitel lag. Das führte dazu, daß er schon 1423 auf die Herrschaft für 10 Jahre verzichtete. Doch mochte der Sechsenddreißigjährige in die gezwungene Muße sich noch nicht finden, er bemühte sich sehr bald um Wiedereinsetzung in seine Würde, nahm in einer vom Chronisten drastisch geschilderten Szene den Domherren die Gewalt wieder ab und wurde auch durch einen Spruch des Konstanzer Rates 1427 wieder anerkannt. Von neuem gab es Zwistigkeiten, als er die Verwaltung der großen Diözese dem Abt von Bebenhausen als Vikar übergeben wollte, offenbar der Welthändel überdrüssig: das gegnerische Domkapitel lud Bischof und Abt zur Verhandlung nach Rom. Dazu scheinen nach obiger Stelle noch seine Verschuldungen getreten zu sein und, wie ebenfalls dort angedeutet, Krankheit. Er selbst beklagt sich einmal über sein empfindliches Augenleiden¹⁰³): „Lippientis oculis solem in rota . . . conspicere non valeo.“ Schultheiß berichtet in seinen Kollektaneen: „Otto . . . hat einen stain in dem einen aug, er ward also blind, daß er das bistumb dem capittel müst aufgeben.“ Von St. Valentinskrankheit redet Schöpflin. Das mag wohl genügt haben, um einen mehr nach innen gerichteten Mann zum endgültigen Verzicht zu bringen, und so resignierte er denn auch 1433, übergab dem Grafen Friedrich von Zollern das Bistum gegen 2500 Pfund Heller jährliches Leibgeding und zog nach Schaffhausen. Bald aber kehrte er wieder nach Konstanz zurück „und kaufte ein haus von Heinrich von Hoff neben der Barfüßerkirche, das Barfüßer Loch genannt“. Er ließ sich von hier einen Verbindungsgang in die Klosterkirche machen, um ebenen Fußes dahin zu

gelangen. In stiller, literarischer Beschäftigung verlebt er hier die letzten 15 bis 16 Jahre seines Lebens, nur einmal noch stärker hervortretend mit Schriften gegen das Basler Konzil, das er verächtlich ein „conciliabolum“ nannte. Nach dem Tode des vermittelnden Kaisers Sigismund war nämlich der Bruch zwischen dem Konzil und dem Papst Eugen IV. erfolgt¹⁰⁴⁾, dieser hatte ein neues Konzil nach Florenz berufen, auf dem die berühmte Einigung der griechischen Kirche mit der lateinischen stattfand, wenige Jahre nur vor dem Falle Konstantinopels. Das Basler Konzil hatte als Gegenpapst Herzog Amadeus von Savoyen aufgestellt, der von Rom als Häretiker und Schismatiker verdammt wurde. Lange schwankte das Zünglein der Wage, obgleich kein Zweifel war, daß sie sich schließlich zugunsten Roms neigen würde. Zur entscheidenden Stellungnahme berief der Kaiser Friedrich III. auf 1444 einen Reichstag ein, für diesen war denn wohl Ottos Schrift bestimmt, die, wie Werminghoff auseinandergesetzt hat, Jahre vorher, vermutlich bald nach der Wahl Felix V., begonnen und in einzelnen Teilen schon einmal an den Mainzer Erzbischof gesandt worden war. Er verfißt darin mit Energie die kuriale Theorie: nicht dem Konzil habe Gott die Gewalt gegeben, sondern dem Papste. Er sei der Herr der Welt und Richter der Menschheit. Nur Gott könne über ihn befinden, wenn er Unrecht tue, kein Urteil aus Menschenmund. Er ist erhaben über jegliches Recht, jegliches Konzil; so war die Wahl Felix V. durch das Konzil in Basel ein Verstoß gegen die göttliche Ordnung, der Gegenpapst sei ein Dieb und ein Räuber. Eine Superiorität des Konzils über den Papst existiere nicht. Otto geriet darüber in literarischen Streit mit gelehrten Verteidigern des Konzils, der ihn zu neuen Erwiderungen nötigte. Es ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen, ich verweise auf die gründliche Abhandlung Werminghoffs. Dieser hat auch die theologische Bildung des Verfassers untersucht und nachgewiesen, daß seine Belesenheit keine allzugroße war, daß er in seiner Schrift kaum einige Werke mehr zitiert, als die in seiner Bibliothek vorhanden waren, daß er aber hinter den meisten Verfassern damaliger theologischer Streitschriften nicht zurückzustehen braucht.

Noch einmal ist Otto in einer Kontroverse aufgetreten, diesmal aber in der Verfechtung einer Lehrmeinung der Konzilsväter, nämlich zugunsten der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Mariä. Er schildert, wie er eines Ostersonntags seinen Verwandten, den Konstanzer Domdekan Grafen Ulrich von Werdenberg, und den Magister Heinrich Zemerli, zu Tische geladen hatte: durch solche Gastfreundschaft mag er manchmal sich seine letzten Jahre erheitert haben¹⁰⁵⁾. Bei diesem, vielleicht nur erdichteten Essen nun kam es zum Gespräch über die Lehre und da Otto bemerkt, daß Zemerli der Ansicht einiger insbesondere Dominikaner zuneigt, welche die Immaculata conceptio anfechten, so widmet er ihm die Schrift, um ihn zu überzeugen. Wie bekannt, wurde die Lehre erst später als Dogma von der Kirche angenommen. Wir sehen aber, wie lebhaft Ottos Geist von den Verhandlungen des Basler Konzils ergriffen worden und können daraus einen Rückschluß machen auf seine Anteilnahme an dem Konstanzer.

Es war wohl das letztemal, daß der Markgraf mit der größeren Öffentlichkeit in Berührung kam. Sechs Jahre später, am 12. November 1451, ist er gestorben und wie Schultheiß berichtet¹⁰⁶⁾, „ohne Sang und Klang, ohne Geläut' und ohne Opfer begraben worden, weil er Alles verthan hatte.“

So scheint das Leben dem kränklichen Zähringer Sproß nicht allzuviel des Erfreulichen gebracht zu haben. Umso mehr mag er Trost gefunden haben in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. Das Erbe, das er auf diesem Gebiete hinterlassen, wird ihm allezeit ein Gedenken sichern. Dieses Erbe besteht zunächst in seiner Bibliothek, dann in seinen Bauten und endlich in der Ausschmückung seiner Grabkapelle mit Werken der Malerei und Plastik, welche, wie wir sehen werden, einen Höhepunkt damaliger Kunst bedeuten.

Seine Bibliothek ist vor einigen Jahren von Werminghoff¹⁰⁷⁾ in einer ausführlichen Studie beleuchtet worden, in der auch die oben erwähnten selbständigen Werke des Markgrafen zum ersten Male eine Würdigung erfahren haben. Die Bestände der Bibliothek sind uns aus dem sorgfältigen

Verzeichnis bekannt, welches der Abt der Reichenau, Friedrich von Wartenberg, durch die Magister Johannes Guldin und Johannes Spänlin anlegen ließ, als er sie 1451 und 1454 von dem Bruder des Verstorbenen, dem Markgrafen Wilhelm von Hachberg, kaufte um den Preis von 600 Gulden. Zwar war sie in der Schätzung der beiden Magister nur auf 500 Gulden angeschlagen worden, der Bischof aber zahlte den vom Markgrafen geforderten Preis, da er „den Herren nicht unwillig machen und erzürnen wollte, zumal da dieser Markgraf an Dürftigkeit und Armut zu leiden hatte“¹⁰⁸). Einige von ihnen, auf 100 Gulden geschätzt, mußten erst aus den Händen eines Gläubigers des Bischofs gelöst werden. Mit der Reichenauer Bibliothek gelangten sie dann bei der Säkularisation des Klosters in die heutige Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe. Hier war es Werminghoff möglich, ziemlich die meisten Bücher mit Sicherheit zu identifizieren, was Mone seinerzeit noch unsicher schien, da nur die wenigsten mit dem Wappen des Bischofs als sein Eigentum gesichert sind. Es waren Werke theologischen, juristischen und philosophischen Inhalts, die uns die literarischen Neigungen des Bischofs offenbaren. Darunter die Bibel, zwei Bände über das Leben Christi, das Werk des Nicolaus de Lyra über die vier Evangelien, Werke des Ambrosius, des Rabanus; die *Legenda Lombardica* etc. Kanonisches und römisches Recht scheint den Bischof vor allem interessiert zu haben, wie er denn auch in Heidelberg ein Jahr die Dekretalen studiert hatte. Werminghoff erinnert daran, daß Otto im Zeitalter der Rezeption der fremden Rechte in Deutschland lebte. Wir möchten gerne daraus ein Interesse an dem neu erwachenden Humanismus herauslesen, zumal da der große Vater desselben mit seinem Werk „*de remediis utriusque fortunae*“ in der Bibliothek vertreten war, dem noch eine Abhandlung über das Leben und die Lehren des berühmten Dichters Petrarca und sein Gedicht Afrika beigegeben ist. Wie verständlich wäre es, wenn das Interesse an Petrarca durch die Berührung mit den italienischen Humanisten während des Konstanzer Konzils erwacht wäre, ein interessantes Zeichen für die geistige Neugier des Bischofs.

Derartiges scheinen auf den ersten Blick Phantasien zu sein. Und doch gibt es einen, auch von Werminghoff nicht eingeschlagenen Weg, die besonderen Vorlieben Ottos III. zu ermitteln. Die Bestände seiner Bibliothek stammen nämlich aus den verschiedensten Zeiten, einige Bücher gehen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück und nur ganz wenige sind Abschriften aus der Lebenszeit Ottos, können also direkt in seinem Auftrag entstanden sein, was besonders durch die Beigabe des Wappens wahrscheinlich wird. Es scheint uns denn doch nicht zweifelhaft, daß hier ein größeres persönliches Interesse des Besitzers zu vermuten ist.

Betrachten wir zunächst einmal die größere Gruppe von Handschriften, welche vor der Lebenszeit Ottos entstanden sind und die mit Wahrscheinlichkeit auf seine Bibliothek zurückzuführen sind. Darunter befinden sich einige Bände aus dem 9. (*Moralia Gregorii, Codices Augienses* II., III., IV.), je einer aus dem 10.¹⁰⁹), 12.¹¹⁰) und 13.¹¹¹) Jahrhundert. Drei aus dem Übergang vom 13. zum 14.¹¹²) und einer aus dem Anfange des letzteren zeigen in ihren Figuren die in ihrer Art klassischen, höfischen Typen der früheren Gotik. Die Hauptmasse dieser älteren Gruppe aber bilden nach der mehr oder minder sicheren Zurückführung auf Otto etwa zwölf bis zwanzig Handschriften des 14. Jahrhunderts, teils mit figürlichen Miniaturen, teils nur mit farbigen Initialen geschmückt, die in dem üblichen Rankenwerk endigen. Die durchschnittliche Güte der Schrift und der Ausstattung scheint darauf hinzudeuten, daß ihr Käufer darauf einen gewissen Wert legte. Wo und wie er in ihren Besitz gelangt, ob durch herumziehende Händler oder bei dem jedenfalls großen Angebot während des Konstanzer Konzils, wissen wir natürlich nicht zu sagen.

Letzteres scheint uns dagegen wahrscheinlich bei drei ausländischen Handschriften. Die eine, enthaltend „*Innocentii IV. apparatus iuris*“¹¹³), ist in Frankreich geschrieben und zeigt jeweils am Anfang jeder der fünf Teile interessante, hochgotische, figürliche Miniaturen, daneben geschmackvolle Initialen und Ranken. Interessanter noch ist eine italienische Handschrift der *Constitutiones Clementis V.*¹¹⁴) mit einer glänzenden Titelmaniatur, die sich über den größten Teil der ganzen ersten

Seite erstreckt, oben den Papst thronend in einer Versammlung von Bischöfen und Heiligen zeigt, darunter eine große Ranke mit mir noch undeutbaren Allegorien und Drollerien, letztere hie und da etwas derben Charakters. In den übrigen Initialen des Bandes reizende Köpfe und Drollerien ähnlicher Art. Eine gleiche Verzierung der letzteren zeigt auch ein zweites Stück „Bonifatii VIII. sextus decretalium“, auf dem ersten Blatt ist dieser Papst mit Bischöfen und Mönchen



in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts geschrieben sind, zum Teil aber, wie das gerade bei diesem Handwerk begreiflich ist, in figürlichen oder ornamentalen Miniaturen, noch rückständig den Stil des 14. Jahrhunderts aufweisen. Einige von ihnen, insbesondere die Papierhandschriften, sind in ihrer Ausstattung nicht gerade hervorragend. So sehen wir einstweilen keinen Grund zur Annahme, daß sie im Auftrag des Bischofs selbst geschrieben worden, sondern glauben eher,

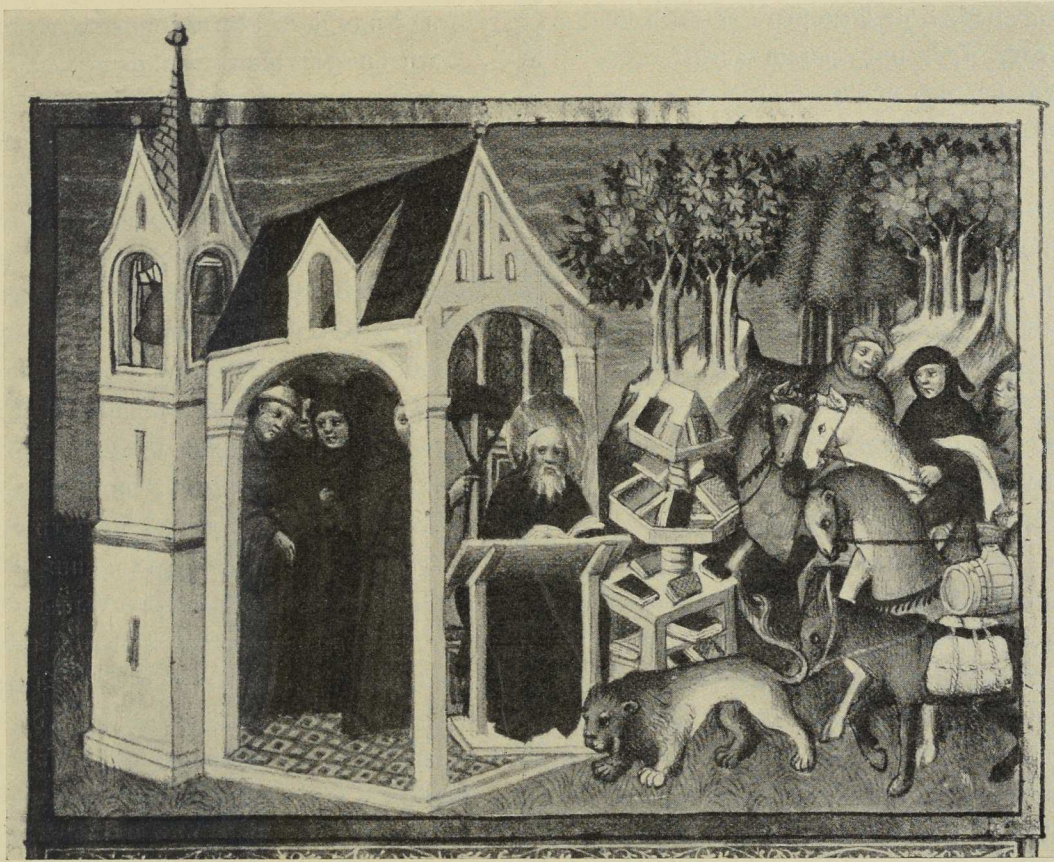


Fig. 16. Miniatur aus dem für Otto III. von Sachberg abgeschriebenen Jeronimianum Johannis Andree.

dargestellt¹¹⁵.) Auch hier scheint uns italienischer Ursprung wahrscheinlich. In dem Erwerb dieser drei Bücher aus einem Wissensgebiet, das schon in seiner Heidelberger Studienzeit dem Bischof besonders am Herzen lag, dokumentiert sich zweifellos sein feiner, künstlerischer Geschmack.

Noch deutlicher tritt dieser zutage in der zweiten Gruppe der Handschriften, die während der Lebenszeit des Bischofs selber angefertigt sind. Darunter finden sich zunächst etwa zehn¹¹⁶) auf Pergament und Papier, welche



daß er die schon fertiggestellten Stücke zur Komplettierung seiner Bibliothek erworben hat.

Denn — und das ist charakteristisch genug — die direkt in seinem Auftrag geschriebenen zeichnen sich vor allen andern durch ganz besonders sorgfältige und geschmackvolle Ausstattung aus. Es ist das als erstes ein Jeronimianum Johannis Andree¹¹⁷, das auf dem ersten Blatt eine große Miniatur zeigt (Fig. 16). Dargestellt ist in derselben eine uns aus Bildern weniger bekannte Szene aus der Legende des hl. Hieronymus. Allen

vertraut ist die Geschichte von dem Löwen, der klagend zu dem Heiligen kommt, durch ihn von einer Verletzung am Fuß geheilt wird und fürderhin treu ihm und seinen Genossen als Begleiter bleibt. Es wurde dem zahmen König der Tiere ein Amt zugeteilt: nämlich den Esel, der das Holz vom Walde brachte, auf die Weide zu führen und dort zu hüten. Das tat der Löwe auch gewissenhaft. Nur eines Tages schlief er ein und während dem raubten vorüberziehende Händler mit Kamelen den Esel. Vergeblich suchte der Löwe brüllend nach dem Genossen: er fand ihn nicht und kehrte spät und einsam zurück. Die Brüder hatten ihn von nun an in dem Verdacht, seinen Genossen gefressen zu haben, trotzdem sie vergeblich nach den Resten der Mahlzeit suchten. Ruhig und seines Schützlings sicher aber befahl der Heilige nur, ihn von jetzt an mit der Arbeit des Esels zu betrauen. Einmal, nach vollendetem Tagewerk, streift der Löwe wieder sehnsüchtig nach seinem Genossen suchend herum. Da erblickt er den Zug der Händler mit den beladenen Kamelen und vor ihnen den Esel, wie es denn Sitte war, damit die Kamele geradeaus gingen, ihnen einen Esel mit dem Leitseil am Halse an die Spitze zu stellen. Brüllend stürzt er auf sie und treibt die erschreckten Kamele mit ihren Lasten zum Kloster, worauf er vergnüglich dasselbe durchwandert, sich allen Brüdern zu Füßen wirft und gleichsam für die nicht vollbrachte Schuld doch mit dem Schweif wedelnd um Verzeihung bittet. Hieronymus, das Kommende voraussehend, befiehlt, das Nötige für künftige Gäste zu bereiten. Und richtig, schon nahen sich die Kaufleute, stürzen sich zu seinen Füßen und flehen um Verzeihung. Er aber hebt sie gütig auf: sie sollen das Ihre zurücknehmen und Fremdes nicht mehr annekieren. Sie bieten als Sühne die Hälfte des Oles an, was der Heilige endlich, lange gedrängt, annimmt. Und sie geloben für alle Zeiten die Spendung des heiligen Oles.

Dargestellt ist hier die kombinierte Szene, wie die beladenen Tiere zugleich mit den Händlern sich nahen: der heilige Hieronymus sitzend vor seiner kirchenartigen Zelle, welche sich in großen Rundbogen öffnet und in einem Turm endet. Hinter ihm Mönche, über ihm der Kardinalshut

hängend, während sich von vorne drei Reiter nahen mit zwei beladenen Saumtieren, einem, allerdings schwer erkennbaren, Kamel und einem Maultier. Die individuellen Geberden der Mönche, das fast momentane, leise Umblicken des heiligen Hieronymus, ein gewisser Versuch der Tiefenausdehnung — das sind alles neue Momente, die den Miniator auf dem Weg nach Zielen zeigen, welche seinen Genossen im 14. Jahrhundert noch gänzlich fern lagen. Die Kapelle, in der der Heilige sitzt, könnte beinahe an die Kapelle auf den Augustinerbildern erinnern, wenn derartige Darstellungen nicht zu allgemein und zu häufig wären. Da der Schrift nach die Handschrift in den Anfang des 15. Jahrhunderts gehört, so ist es wahrscheinlich, daß Otto sie schon in seinem ersten Regierungsjahrzehnt hat herstellen lassen, daß er also aus seiner persönlichen Geschmacksrichtung heraus den Vertreter der neueren Richtung gewählt hat. Der Textteil des Buches aber enthält das Jeronimianum des im 14. Jahrhundert hochberühmten Professors der Dekretalen in Bologna, Johannes Andree, der als einer der größten Kenner der juristischen Literatur, der Quellen des römischen Rechts, galt, in dessen Werken alles, was zum Studium der Dekretalen nötig, enthalten war und der Otto noch besonders sympathisch sein mochte durch seine energische Vertretung aller Ansprüche des Papsttums. Sein Hauptwerk über die Dekretalen besaß Otto bereits in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit, wie die Handschrift des Jeronimianum, stammt die Petrarca-Handschrift¹¹⁸), welche sich durch das Wappen des Bischofs — das Konstanzer Bistumswappen mit dem badischen als Brustschild — als in seinem Auftrag entstanden ausweist. Sie ist sehr schön geschrieben und abgesehen von der ersten großen Initiale mit dem Wappen mit kleineren, ornamental verzierten Initialen ausgestattet. Das Beschlåg des Schweinslederbandes ist ornamental und fein graviert. Die Schrift hält einer unserer größten Sachverständigen für wahrscheinlich italienisch, und da liegt es denn außerordentlich nahe, anzunehmen, daß der Bischof einem der gewiß zahllosen italienischen Schreiber, welcher während des Konzils nach Konstanz gekommen, den Auftrag

gegeben hat. Es scheint aber auch darauf hinzu-
deuten, daß er der neuen Geistesbewegung, die
damals in ihren ersten Boten über die Alpen
drang, Interesse entgegenbrachte, daß er von jener
literarischen Neugierde beseelt war, die der nötige
Untergrund für alle persönliche Weiterbildung ist.
Die Handschrift enthält Petrarca's Werk *De re-
mediis utriusque fortunæ*, eine seiner asketi-
schen Schriften, welche die mehr mittelalterliche
Seite seines Wesens widerspiegeln. Trotz der
darin betonten, klösterlichen Ideale kann aber der
Humanist es nicht unterlassen, antike Autoren zu
zitieren, antike Beispiele mit all ihrem Hauch von
Weltfreudigkeit anzuführen. Die etwas monotone
und langweilige Schrift spricht von den Wechsel-
fällen des Glückes, von der Erlangung des König-
tums und Papsttums, von dem Verluste der Herr-
schaft: der Bischof mochte in den schweren
Prüfungen, die ihm bevorstanden, sich manchmal
daran erinnern fühlen. Als Anhang zu dieser
Schrift ist eine Abhandlung „*de vita et doc-
trina illustris poete Petrarche et eius
poemate, quod Africa inscribitur*“ beigefügt.
Offenbar hat sich der Bischof auch näher in-
formieren wollen über das Leben und Denken
des Vaters des Humanismus, sowie über das
Gedicht, welches in seiner frostigen Nachahmung
des Altertums damals den poetischen Ruhm seines
Autors begründete, weit mehr als seine später
berühmten „*Rime*“.

Im Auftrage Ottos wurde fernerhin abge-
schrieben des Nicolaus de Lyra „*Postilla super
quattuor evangelia*“. Der aus der Reichenau
stammende Koder¹¹⁹⁾ zeigt auf dem Beschlåg ein-
graviert das badische Wappen, ist also das Exem-
plar des Bischofs. Er ist mit kleineren und mittleren
buntfarbigen Initialen verziert, die große Haupt-
initiale ist nicht fertig geworden, möglich, daß der
Besteller keine Zahlungen mehr leisten konnte. Die
Handschrift hat ein besonderes Interesse dadurch,
daß ihr Schreiber sich selbst genannt hat: „*Item
scriptum est per fratrem Laurencium de Wra-
tisslauia ordinis fratrum heremitarum sancti
Augustini et completum est in anno XXXV^o
scilicet Sabbato die ante passionem domini.*“
Er war also wohl ein Insaße des Konstanzer
Augustinerklosters, dessen reichen Wandgemälde-

schmuck wir im ersten Abschnitt unseres Aufsatzes
kennen gelernt haben. Nicolaus de Lyra war
ein berühmter Exeget und Postillenverfasser,
überall beliebt, und so vermögen wir aus der Tat-
sache, daß der Bischof ihn besaß, nichts auf sei-
nen persönlichen Geschmack schließen. Als letztes
Werk eines Fremden, dessen Abschrift mit Sicher-
heit auf den Bischof zurückzuführen ist, gibt sich
uns der Koder, welcher die *Epistolae* des Peter
von Blois enthält und laut Jahreszahl anno 1445
entstanden ist¹²⁰⁾. Er ist gut geschrieben, aber
mit Ausnahme einer ohne reichere Initialenaus-
stattung, auf der ersten Seite ist das Wappen
Ottos gemalt. Daß er gerade diese *Epistolae*
sich abschreiben ließ, hängt mit seinen lebendigsten
geistigsten Interessen zusammen, ist doch der be-
deutende englische Theologe und Staatsmann
Peter von Blois überall, und besonders in ihnen,
unerschrocken und eifrig für die Wahrung der
Kirchendisziplin und die Kanones eingetreten.

In zwei Bänden sind dann Ottos eigene
Schriften erhalten¹²¹⁾, auch sie sind sehr gut ge-
schriebene Kodizes, der eine mit blauen oder
grünen kleinen Initialen, von 1444 stammend,
der andere mit einigen blauen Initialen auf fein-
ornamentiertem Goldgrund.

Zum Schluß seien noch drei Werke erwähnt,
deren Titel sich in dem Verzeichnis der Bücher
Ottos vorfinden und deren vorhandene Reichenauer
Exemplare Werminghoff wohl mit Recht mit
ihnen identifiziert hat. Da sie alle aus der Zeit des
Bischofs stammen, so ist die Annahme gestattet,
daß sie auch in seinem Auftrage geschrieben sind.
Datiert mit dem Jahre 1431 ist der Koder¹²²⁾,
welcher des Albertus Magnus *Liber de laudibus
beatae virginis* enthält; wir mögen darin die
persönliche Richtung Ottos erkennen, dessen
Devotion für die heilige Jungfrau wohl
über das übliche Maß ausgeprägt war, wie
wir ihn denn auch als eifrigen Verfechter
der unbefleckten Empfängnis kennen
gelernt haben, der auch selbst eine Schrift
über das Lob der Jungfrau verfaßt hat. —
Die Handschrift ist reich mit kleinen Initialen ver-
sehen, hie und da auf Goldgrund, dann wieder
in den leeren Stellen des Buchstabens auf Purpur-
grund ein köstliches Goldmuster, einmal ist auch

in das D in vorzüglichem Schwung der Pelikan eingezeichnet. Der Meister nennt sich selbst: „Matheus Thalfinger von Gemünd 1431.“ Ob nun der Schreiber oder der Miniator, oder — wie wahrscheinlicher — beides zusammen, in seiner Herkunft aus Schwaben mögen wir eine Parallele erkennen zu der verschiedentlich vermuteten Beziehung des Malers Lukas Mosers zu Konstanz und dem Konzil.

Geringer zwei Papierhandschriften, ein Antonius super quarto¹²³⁾ mit schlichten wasserfarbenen Initialen und des Gullielmi Durantis Rationale divinatorum officiorum, letztere durch die Subskription als liber episcopi Constantiensis¹²⁴⁾ kenntlich.

So fügen sich doch einige Züge zusammen, die uns das geistige Bild Ottos wenigstens im Schattenriß erkenntlich machen. Wir sehen, daß seine Interessen sich vor allem den Fragen des römischen und kanonischen Rechtes zuwendeten, daß Werke dieses Inhalts den Hauptbestandteil seiner Bibliothek bildeten, die darin ziemlich gut ausgestattet war. Es mag kein Zufall sein, daß sich darunter in allererster Linie Werke solcher Schriftsteller befanden, welche mit besonderer Energie die Ansprüche der Kurie verfochten, die damals gerade ein Gegenstand des Streites waren. Wie Otto sich hier als ein Verfechter des strengeren Standpunktes zeigt, so auch in der Verteidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängnis, die damals noch nicht zum Dogma erhoben war. Eine andere Seite jedoch: Werminghoff hat, wie gesagt, darauf aufmerksam gemacht, daß es das Zeitalter der Rezeption der fremden Rechte in Deutschland war: wie man auch über diese Strömung denken mag, sie stellte doch eine Neuerung dar und war eine Ankündigung des Humanismus, der der Bischof ein besonderes Interesse entgegenbrachte, wie auch dem eigentlichen Humanismus selbst in seinem großen Vater Petrarca. Also ein Mann lebhaften Geistes und zugleich feinen Geschmackes, der auf die Ausstattung seiner Bücher und die Schönheit ihrer Schrift Wert legte.

Offenbar war neben der juristischen die künstlerische Seite in Otto besonders entwickelt. Die Chroniken haben uns bereits von seiner großen

Baulust erzählt. Sie war ein Erbreil, denn schon sein Vater zeigte sich von ihr ergriffen. Es scheint, daß ihm der Ausbau der Burg Rötteln zum Teil zu verdanken ist; allerdings sind von diesen Bauten nicht mehr soviel erhalten¹²⁵⁾, daß man die Reife seines künstlerischen Geschmackes darnach beurteilen könnte. Dagegen steht im Dorf noch die Kirche, die er anstelle einer älteren 1401 errichtete und in dieser ist sein Grabmal, wie das seiner Gemahlin zu sehen¹²⁶⁾, Werke von trefflichster Individualisierung wie geschmackvoller Ausführung, weit über den Durchschnitt hinausragend. Woher der Markgraf den Künstler dieser Grabsteine hat kommen lassen, läßt sich bei dem heutigen Stand der Forschung nicht feststellen, genug, daß es eine tüchtige Kraft war und daß die künstlerischen Interessen offenbar in der Familie unseres Bischofs heimisch waren. Leider verfolgte ihn auch hier, wie in seiner bischöflichen Laufbahn, ein gewisses Mißgeschick.

Wenn wir die kunstfördernde Tätigkeit des Bischofs Otto III. überblicken, so bezieht sich dieselbe, soweit der Dom in Konstanz und seine nächste Nachbarschaft in Betracht kommt, auf den Umbau der Pfalz, auf die St. Margarethenkapelle und ihre Ausmalung, endlich auf die Gotisierung des obern und untern Chors, des Mariaenchors und des südlichen Seitenschiffes. Der Konstanzer Chronist Mangold erzählt: „Er buwt sant Margreten Capel nūw, und darob noch aine. Es ward ouch die gantz absyt von sant Margreten capell bis hinab zu der stat thurn gebuwen . . . Er buwt ouch die pfallenz gar nach nūw.“

Chronologisch betrachtet wird wohl der Umbau der Pfalz an erster Stelle anzuführen sein. Da bestimmte Zeitangaben fehlen, möchten wir fast vermuten, daß derselbe schon vor dem Konzil erfolgte und zwar in der Zeit von der Ausschreibung des Konzils (Herbst 1413) bis zu seinem Zusammentritt (Herbst 1414). Die Pfalz war, wie Dacher sagte¹²⁷⁾, ein „gar alt lieblos Ding“, in die der kunst- und prachtliebende Bischof die fremden hohen Gäste nicht einführen wollte.

Wenn wir der Überlieferung Glauben schenken dürfen, so war sie 891 von Bischof Salomo III. erbaut worden¹²⁸⁾. Es wird sich aber auch da-

mals schon um keinen Neubau gehandelt haben, denn seit Konstanz Bischofsitz war, hat gewiß auch eine Bischofspfalz bestanden, die wir kaum auf einem andern Platz suchen dürfen, jedenfalls nicht an der Stelle des jetzigen Landgerichts, wohin legendarische Nachrichten sie verlegt haben¹²⁹⁾.

Die frühromanische Zeit, die eine so üppige Kunstentfaltung in Konstanz sah, gestaltete sie um. Reste jener Bauperiode, zwei gekuppelte Fensterpaare, haben sich bis in das 19. Jahrhundert hineingerettet. Urkundlich ist die Pfalz ziemlich spät, erst 1220, belegt¹³⁰⁾. Sie war im Mittelalter für die allgemeine und lokale Geschichte das bedeutsamste Konstanzer Haus, die Wohnstätte großer Bischöfe, die Heimat bedeutsamer Unternehmungen, der Ausstellungsort wichtiger Urkunden, ehrwürdig durch den Besuch hervorragender Reichs- und Kirchenfürsten und auch den Mäusen nicht fremd. Sie sah aber auch weniger friedliche Dinge, wie z. B. 1267 am 25. Mai („an der uffart abend vor imbis“) die Bluttat eines Ulrich und Rudolf von Oberriedern und ihrer Helfershelfer, die unter den Augen des Bischofs Eberhard II. von Waldburg das Bruderpaar Walther und Albrecht von Castelln auf dem Platze vor der Pfalz erschlugen¹³¹⁾. Fast hundert Jahre später erlitt darin am St. Agnesabend (21. Januar 1356) „in der großen Stube unten an der erde“ der Bischof Johann III. Windloek den Tod durch Mörderhand, als er gerade das Nachessen einnehmen wollte¹³²⁾.

Bischof Otto III. von Sachberg hat, wie Dacher erzählt, die Pfalz „vast gebessert, obnen glich nūw gemacht¹³³⁾“. Es war also kein völliger Neubau, wie man, durch Schultzeiß¹³⁴⁾ verführt, schon oft behauptet hat. In unserem Handexemplar des Textes, den Schreiber 1825 zu den „Denkmalen deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein“ lieferte, machte Josef v. Laßberg, in dessen Besitz das Buch ehemals war und der den Bau aus eigener gründlicher Anschauung kannte, die Bemerkung: „Man lasse sich nicht verleiten zu glauben, daß Otto III. die Pfalz neu gebaut habe. Sein Vorfahre von Zöwen — Burkard von Zewen ist damit gemeint — hatte schon darin gebaut, wie das auf das Zöwensche gefleckte badische Wappen beweiset“.

Damals waren wohl die gotischen Bauteile, die wir bei Richental sehen, an die Pfalz gekommen. Es handelte sich also in der Zeit Ottos III. um eine gründliche Restauration, wie man sie vornimmt, wenn man so hohe Gäste erwartet, um eine fürstliche Ausgestaltung, wie sie dem Charakter des Bischofs entsprach. Leider hat Laßberg nicht angegeben, wo er das übermalte Wappen gesehen hat, wohl nicht in dem großen Saal, dessen Verschönerung allgemein als ein Werk des Sachberger Bischofs bezeichnet wird. Durch einen glücklichen Zufall sind die Grundrisse des alten Pfalzgebäudes nebst einer östlichen und westlichen Ansicht auf uns gekommen, die 1830 von dem Werkmeister J. B. Wehrle angefertigt wurden und wenigstens die Hauptlinien der Pfalz zu Ottos III. Zeit enthalten.

Demnach war sie ein zweistöckiges Gebäude, das sich aus einem östlichen, mit dem Chor des Münsters parallel laufenden, und einem südlichen Flügel zusammensetzte. Die dem obern Münsterhof zugekehrte Fassade mit ihren teils romanischen, teils gotischen Fenstern hatte an Reiz außerordentlich verloren, seitdem man in unbekannter Zeit¹³⁵⁾ den durch Richental und seinen Zeichner verewigten Erker weggebrochen hatte, von dem aus der Papst, der die Pfalz bewohnte, dem Volke in der Konzilszeit den Segen gab¹³⁶⁾, an Lichtmess 1415 die geweihten Kerzen unter die harrende Menge warf¹³⁷⁾ und Papst und Kaiser sich dem Volke zeigten, nachdem Sigismund im Münster die goldene Rose in Empfang genommen hatte¹³⁸⁾.

Das Gebäude umfaßte im ganzen fünfzehn teils sehr große Gelasse. Der von Otto III. verschönernte große Saal, noch am Ende des 15. Jahrhunderts „der nube sal in der pfallentz“ genannt, lag im ersten Stocke. Er war im Lichten 41,5 badische Fuß tief und 33 Fuß breit. Die Tageshelle empfing er von Osten durch ein fünf- und ein dreiteiliges, von Westen durch drei dreiteilige Fenster¹³⁹⁾. Der Bischof ließ ihn mit Holz täfern, die drei breiten und langen zugespitzten Füllungen mit gotischen Säulenstäben und Laubwerk zieren und in jeder Spitze das Wappen eines Kaisers, Herzogs, der damaligen Domherren usw. anbringen. In der Mitte des Saales stand die Hauptsäule, auf zwei Seiten

mit dem Wappen des Hochstifts und auf den andern mit dem der Markgrafen von Hachberg versehen¹⁴⁰). Wer der Meister dieser Arbeit war, läßt sich aus dem bis jetzt vorliegenden Nachrichtenmaterial nicht bestimmen.

An die Pfalz schloß sich nach Süden, da wo jetzt der Museumswirtschaftsgarten sich erstreckt, die in hohes Alter zurückgehende, urkundlich oftmals belegte, dem hl. Petrus geweihte Pfalzkapelle an, ein geräumiger Bau mit Ostchor und Dachreiter, in der am Freitag nach St. Martinstag 1417 Papst Martin V. die Priester- und Bischofsweihe erhielt. Ihr gehörten einst die zwei trefflichen, aus der Zeit des kunstliebenden Bischofs Hugo von Hohenlandenberg stammenden Altarbilder an¹⁴¹), von denen sich das eine in Karlsruhe befindet, während das andere, durch Sesar in Augsburg restauriert, dem Altar der oberen St. Mauritiuskapelle eingefügt wurde und zur Zeit dem Holzwurm zum Fraße dient. Diese beiden Bilder und ein Stück Maßwerkverkrüpfung, die sich im Rosgarten befindet, sind die einzigen Reste der Pfalz und ihrer Nebengebäude. Gemälde, die im 16. Jahrhundert wohl gleichzeitig mit jenen im Münsterpfarrhof geschaffen wurden, waren vielleicht der letzte künstlerische Schmuck der Pfalz. Seit die Bischöfe in Meersburg Hof hielten, wurde sie vernachlässigt und von ihnen nur selten eines Besuches gewürdigt. Dann hörte auch die Konstanzer Bischofsherrlichkeit auf, und die Pfalz ging in den Besitz der Großh. Domäne über. Die Biedermeierzeit hatte kein Verständnis für die Erhaltung des ehrwürdigen, auch durch seine reizende Lage ausgezeichneten Gebäudes. Es war noch mehr geworden, was es zur Zeit Ottos III. gewesen: ein „gar alt lieblos Ding“, an dessen Bürgenscheiben sich die Schuljugend versuchte, eine Ruine, umso bedauernswerter, je größer ihre Vergangenheit gewesen war. Am 29. November 1829 ging sie an die Museumsgesellschaft Konstanz nebst Hof und Pfalzgarten um bare 750 Gulden über. Im folgenden Jahre riß man sie ein und erbaute um die für jene Zeit erkleckliche Summe von 15000 Gulden den nüchternen Museumsbau, den jüngst die Museumsgesellschaft an die Freimaurerloge verkaufen wollte. So

ändern sich die Zeiten. In der Pfalz hat sich also Ottos III. Prachtliebe kein Denkmal „aere perennius“ geschaffen.

Während des Konzils war natürlich an eine ausgedehntere Bautätigkeit nicht zu denken, aber vielleicht ist die Anregung zu der über ein ganzes Jahrhundert ausgedehnten Gotisierung des Konstanzer Doms auf dem Konzil gegeben worden. Wo die verschiedensten Nationen in so engem Verkehr standen, wo namentlich Italien und Frankreich eine Auslese der bedeutendsten Persönlichkeiten entsandt hatten, mußte eine allgemeine geistige Befruchtung die notwendige Folge sein. Allerdings dürfen wir diese Anregung nicht überschätzen. Für den im Süden schon so festgewurzelten und blühenden Humanismus war in Deutschland der Boden noch nicht geeckert. Dazu entwickelten sich im folgenden Jahrzehnt die politischen und finanziellen Verhältnisse in Konstanz so ungünstig, daß man die geistigen Bestrebungen mehr oder minder zurückstellte. Außerdem fehlte hier zumal auf architektonischem Gebiete fast jede Tradition. Die notwendigen öffentlichen Bauten waren schon längst abgeschlossen, die Hauptzentren gotischen Schaffens lagen fern. Hätte Konstanz nicht in Bischof Otto III. einen so hochherzig opferwilligen, für die Kunst wahrhaft begeisterten Mann besessen, so wäre wohl die vom Konzil in die Stadt getragene Bewegung völlig im Sande verlaufen. Schade, daß er, mit seinem Kapitel fast ständig zerfallen, mit der Stadt nicht selten verfeindet, durch die lokale Rückständigkeit beeinflusst doch zuletzt, wenigstens auf architektonischem Gebiet, nur Werke hinterließ, die zu seinem Eifer und seiner Opferwilligkeit in keinem Verhältnisse standen und teilweise zur Tragik seines Lebens wurden.

Eine der letzten Taten des Papstes Martin V. in Konstanz war die Gewährung eines Ablasses von 40 Tagen auf 7 Jahre gewesen, den er am 22. April 1418 den Gläubigen erteilte, die jährlich am Feste Mariä Geburt und am Martinstage den Dom in Konstanz besuchten und zur Erhaltung und zum Ausbau desselben beisteuern wollten¹⁴²). Es war der Dank des Konzils an das Münster, das ihm vier Jahre

hindurch Herberge gewährt hatte. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir diese päpstliche Gunst der Initiative des Bischofs Otto zuschreiben. Es ist sicher, daß man unter dem Ausbau des Münsters eine Gotisierung dachte. Gramm verlegt in die Zeit nach dem Konzil auch die Ausmalung der Nikolauskapelle, die jetzt als Schatzkammer des Domes eine Verwendung findet. Wir sind, wie gesagt, eher geneigt, sie einer früheren Periode und zwar dem letzten Jahrzehnt des 14. oder dem ersten des 15. Jahrhunderts zuzuweisen. Vielleicht war dieselbe ein Vermächtnis des Bischofs Nikolaus II. von Riesenburg.

Die erste mit Sicherheit zu datierende Kunstbetätigung nach dem Konzil ist die Ausgestaltung des bischöflichen Mausoleums, der St. Margarethenkapelle, die jetzt noch zu den interessantesten, leider aber auch heillos verwaorlosten Teilen des Münsters gehört. Sie geht u. U. in ihrem Ursprunge auf die Zeit des Bischofs Lambert zurück, der seine teilweise zusammengestürzte Kathedrale nach dem Zeugnis des Hermannus Contractus¹⁴³⁾ wieder aufbauen und erweitern ließ. Die Erweiterung bezog sich auf die Angliederung zweier Seitenräume an die Krypta, die durch eine nördliche und südliche Kapelle überbaut wurden, deren Ostwand in einer Flucht mit dem Chor abschloß. Bischof Rumolds (1051–1061) fast völliger Neubau der Oberkirche, der, wenn auch eingeleitet durch die Bau- schule von Clugny, doch eine Reihe bodenständiger Elemente aufweist, das Prototyp für die ganze Bauichtung am Bodensee wurde und auch die Zirsauer Architektur beeinflusste, änderte an dem Grundrisse der Kapelle nichts, wohl aber wurde das Äußere frühromanisch umgestaltet, wie die auf dem Speicher der jetzigen Sakristei noch erhaltene Dachschräge mit der typisch romanischen Tiergestalt am Ansatz des Giebels zeigt. Gerade diese Dachschräge beweist auch, daß die Höhe der Chorkapellen geringer war als jetzt. Die längst vermauerten romanischen Fenster der südlichen Chorwand sahen auf ihr Dach herab. Die Frage, ob die St. Margarethen- Kapelle schon damals zu gottesdienstlichen Zwecken diente und diesen Namen trug, ist noch offen¹⁴⁴⁾. Es mag die bischöfliche Sakristei für die ponti-

fikalen Funktionen im Münster gewesen sein. Erstmals wird sie als Kapelle in einer Urkunde vom 9. Oktober 1240 erwähnt¹⁴⁵⁾. Für die Folgezeit ist sie dann sehr häufig belegt¹⁴⁶⁾. Laut Urkunde vom 3. Januar 1321¹⁴⁷⁾ stifteten die Gebrüder Johann, Kaplan der St. Margarethen- Kapelle und Konrad, Pfründner des St. Peter- Altares im Dome, genannt Erben zu Ehren St. Margarethens und zu ihrem Seelenheil für den Altar der Kapelle einen Kristall mit silber- nem Fuß und silbernem Tabernakel, das in ein kleines Kreuz auslief und mit Reliquien gefüllt war. Kraft päpstlicher Vollmacht wurde denen ein vierzigstägiger Ablass gewährt, welche die Kapelle, worin das Martyrium St. Margarethens

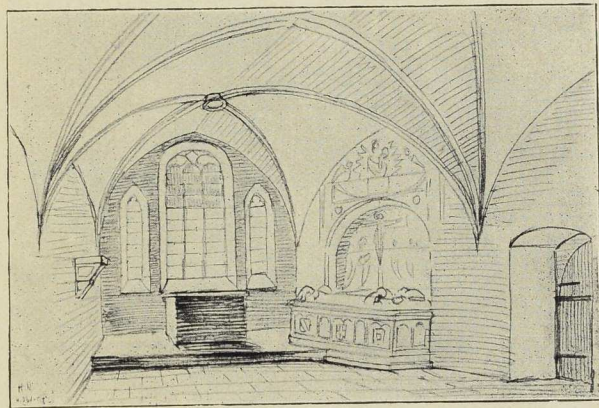


Fig. 17. Grabkapelle Ottos III. von Hachberg im Konstanzer Münster.

auf Kosten der beiden Brüder abgebildet worden war, besuchen.

Von diesen Wandgemälden hat sich leider keine Spur mehr erhalten. Sie sind wohl unter Bischof Otto III. von Hachberg zerstört worden. Ihre romanische Ausgestaltung mag die Kapelle bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein bewahrt haben. Sie stand noch in alter Höhe, als der gotische Medaillon-Fries mit den derben Brustbildern geschaffen wurde, der sich unter dem Dach des Chores hinzog und dessen deutliche, farbenbunte Reste noch vorhanden sind. Man scheint übrigens auf diesen, wenn auch malerisch wirkungsvollen, doch künstlerisch wenig hochstehenden Bildfries über dem Dach der St. Margarethen-Kapelle bald wenig Wert gelegt zu haben, denn wohl noch im 14. Jahrhundert wurden die romanischen Chorfenster auf der Süd-

seite zugemauert, um das Dach der Kapelle in die Höhe nehmen zu können. Allem Anscheine nach hat man damals schon über der alten Kapelle einen neuen Raum geschaffen, der gewiß als Empore diente, von der aus der Bischof in den Dom sehen konnte. Dieser Raum mag bis nach dem Konzil bestanden haben. Wie deutliche Brandspuren an den Dachsparren verraten, litt er unter einer Feuersbrunst, die man um das Jahr 1420 anzusetzen versucht ist. Sie mag den Anlaß zum Umbau der Kapelle gegeben haben. Tatsache ist, daß Bischof Otto III. von Sachberg im Jahre 1423 sowohl die untere Kapelle als den oberen Raum wölben ließ¹⁴⁸). Schultheiß schreibt: „Er hat Sant Margrethen-Kapell gewelbet und daruff ein schöne Kapell gewelbe

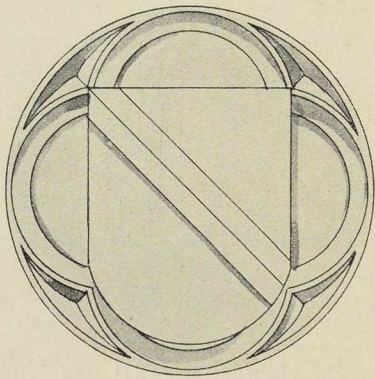


Fig. 18. Schlussstein in der Grabkapelle Ottos III. von Sachberg.

gemacht für einen Bischof, daruß sieht er uff den fron Altar und in das Kor.“ Diese beiden Kapellen sind in fast unveränderter Gestalt erhalten. Nur einmal noch (1495, 28. Juni) wird eine Änderung erwähnt, wo dem Wunsche des Bischofs vom Domkapitel entsprochen wird „in seiner gnaden capell ob Sant peters altar“ ein Fenster zu brechen, „da durch zu den altären der selben absyten gesehen werden mög.“

Die untere Kapelle ist ein rechteckiger Raum, in der südwestlichen Ecke mit der oberen Kapelle durch eine verschaltete Wendeltreppe verbunden, von der aus ein kleines Fenster in das südliche Querschiff blicken ließ und eine Türe in die Pfalz führte. Der romanische Hauptzugang aus dem Maria-End-Chore besteht noch. Außerdem öffnet sich an der Südwand ein spätgotisches Törlein

auf den oberen Münsterhof, während bis zum Abbruch der Pfalz zwei kleinere Anbauten die Verbindung zwischen Dom und Bischofspalast herstellten.

Die Kapelle empfängt ihr Licht von einem unter Otto III. in die Mitte der Ostwand gebrochenen großen Fenster, das von zwei kleineren flankiert ist. Ihr verkümmertes Maßwerk hat die letzten in Farbe und Komposition ziemlich unbedeutenden Glasmalereien des Domes festgehalten, die, wie die Wappen ergeben, aus der Zeit des Sachbergers stammen, drei Panneaux mit sechs Aposteln (Petrus und Paulus in der Mitte, Matthias und Jakobus der Ältere links, Simon? und Philippus rechts) und das oberste Stück eines Kreuzbalkens. Die zwei gedrückten

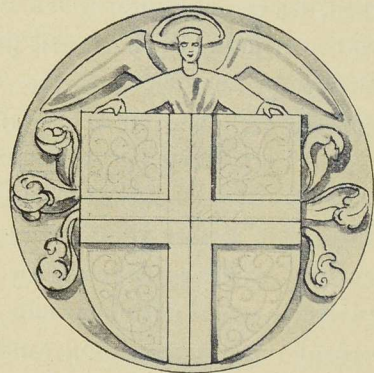


Fig. 19. Schlussstein in der Grabkapelle Ottos III. von Sachberg.

Kreuzgewölbe, deren birnförmige profilierte Rippen ohne Konsolen an den Seitenwänden sich ausspitzen, tragen in den bemalten Schlusssteinen das Sachbergische und das Bistumswappen. An die Südwand, etwas in eine Mauernische gerückt, steht der Sarkophag Ottos III., eine tüchtige Arbeit, die vielleicht noch zu Lebzeiten des Bischofs der Priester Anthoni, der Schöpfer des Schnecks im Thomas-Chor entworfen hat, wenn sie nicht ein Erstlingswerk des zu Beginn des fünften Jahrzehnts nach Konstanz berufenen Vinzenz Enfinger ist¹⁴⁹).

Steigen wir in die obere Kapelle. Sie ist wesentlich höher als die untere und zeigt eine ungezwungenere Behandlung der Architektur. Die Rippen der Kreuzgewölbe verlaufen hier nicht spitz, sondern sitzen auf Konsolen auf. Die drei

Schlusssteine, die jetzt noch die ursprüngliche Bemalung tragen, enthalten die auch sonst noch im Münster wiederkehrenden Embleme, eine Löwin mit Jungen, die Mutter Gottes mit Kind und den Pelikan. Drei Fenster (ein großes und zwei kleinere) gegen Osten und drei gleich große gegen Süden und zwei Doppelfenster dem Chore zu erhellen den Raum. Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter der Tünche noch Bilder aus der Zeit Ottos III. schlummern.

In dieser Kapelle mag der Bischof, der als „fischer Fürst“ (Schultheiß) den Chor

höchst selten besuchte¹⁵⁰), aber auch wegen „etlicher stöß und mißhellung“ dem Kapitel sich nicht gerade aufdrängte, dem Münster-Gottesdienste beigewohnt haben, aber nicht zu oft, denn um die Zeit, als die obere Kapelle ihrer Vollendung entgegen ging, resignierte er, um allerdings bald wieder die Gewalt an sich zu nehmen¹⁵¹).

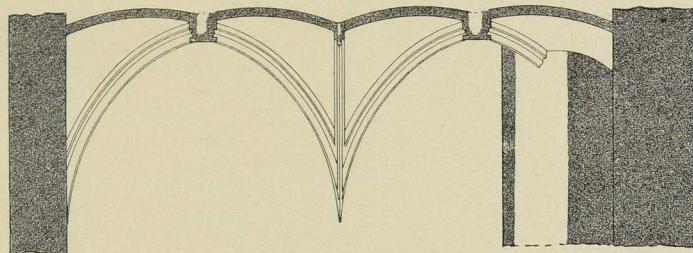
Die fürchterlich zerrütteten Finanzen hatten sich in der Zeit seiner Resignation wieder erholt. Der Bischof aber wußte für

Gelder immer wieder eine Verwendung. Daher auch zum guten Teil wenigstens seine Zerwürfnisse mit dem Kapitel und die trostlose Behandlung, die man noch dem toten Fürsten angedeihen ließ. Schultheiß (Bischofschr. ed. Marmor S. 56) schreibt: „Als Bischoff Otto starb, hielt man ihm kein Opfer und lüt man im nit, ob er glich wol im münster begraben ward, daß er alles verthan hat.“ Am Ende des dritten Jahrzehnts begann er die Gotisierung des Münsters. Der Konstanzer Chronist¹⁵²) erzählt:

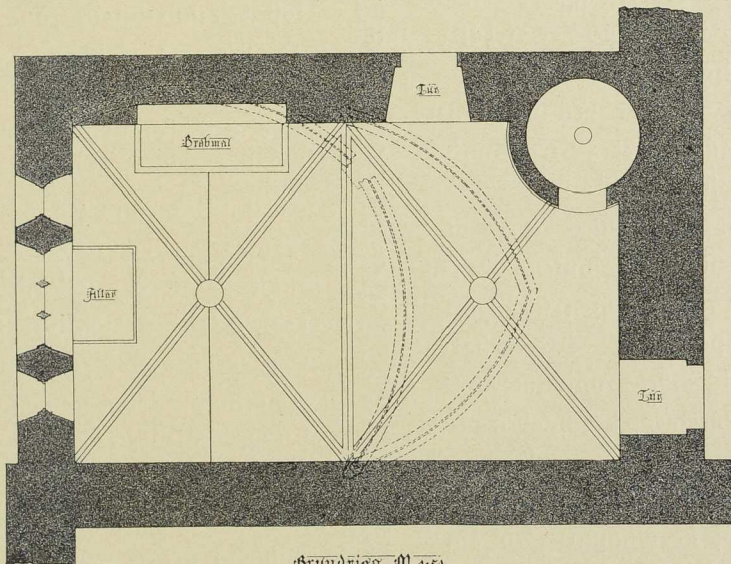


„Im Jahr 1430 ward das gewölbe ob dem frontaltar im münster zu Costanz usgemacht.“ Zwei Jahre darnach hat man, wie Mangold berichtet, das Gewölbe des unteren Chores begonnen und vollendet. Dann fügte man im gleichen Jahr das Gewölbe im südlichen Querschiff ein und begann die drei großen Fenster an der Südfront des Transeptes und die beiden an der Westwand in gleicher Höhe auszubrechen und den Giebel mit Stabwerk und Blendarkatur auszugestalten.

An eine Anfügung der Kapellen an die Seitenschiffe dachte man damals noch nicht. Diesen glücklichen Gedanken hat erst Vinzenz Eslinger aufgegriffen. Vor Ende 1433 wurde auch das südliche Seitenschiff gotifiziert. Seine neun gedrückten Kreuzgewölbe wurden einerseits an die massiv-romanischen Säulen angeschafft und andererseits, wenn wir dem Zeichner Richentals glauben dürfen, auf nun verschwundenen Konsolen der Südwand aufgesetzt, ähnlich wie wir es in der oberen Margarethen-Kapelle gesehen haben. Damit war das



Längen-Schnitt.



Grundriß M. 1430.

Fig. 20. Grabkapelle Ottos III. von Zuchberg. Grundriß und Gewölbeschnitt.



alte romanische Deckenwerk zum größten Teil gefallen. Hat es einen würdigen Ersatz gefunden? Nein! Die in der Regierungszeit Ottos III. geschaffene gotische Münster-Architektur ist so wenig frei und ursprünglich, selbst in der Nachahmung frühgotischer Motive so unbeholfen, daß es sich kaum verlohnt, nach dem leitenden Architekten zu fragen, und das zu einer Zeit, wo in andern Städten Deutschlands und der benachbarten Schweiz gotische Prachtbauten erstanden! Durch Geldmangel läßt sich zwar große Einfachheit

entschuldigen, aber auch ein prunkloser Bau kann den Meister verraten, wobei wir die besonderen Schwierigkeiten, welche die Gotisierung eines so alten romanischen Gebäudes machte, nicht verkennen wollen. Es ist zu bedauern, daß dem Bischof, der so „viel Liebe und Lust gehapt zu buwen“, keine Persönlichkeit an der Seite stand, die an die großen Traditionen der Gotik anknüpfend auch aus dem Eigenen schöpfen konnte, wie es in den folgenden Bauperioden ein Ensinger, Böblinger, Roder taten.

Künstlerisch bedeutenderen Schmuck erhielt die Kapelle durch ihre Wandmalereien. Leider schlummert derselbe noch in seinem vermutlich größeren Teil unter der Tünche, und es ist vorerst nicht abzusehen, wann ihre Aufdeckung möglich ist. Schon dasjenige aber, was jetzt sichtbar ist, verdient höchste Beachtung. Über der Tür der Kapelle, die in das südliche Querschiff des Münsters führt, befindet sich das eine Bild (Tafel III). Unten erblicken wir in einem 1,76 m hohen und 1,93 m breiten Felde, das von Krabben umrahmt ist, je unter einem mit Maßwerk verzierten Rundbogen zwei thronende Gestalten¹⁵³). Links Christus, von Engeln umgeben, unter seinen Füßen Cherubimköpfe, links ^{Satanas} Satan, ängstlich zusammengeduckt und sich mit seinen Klauen am Throne festhaltend, da ihn drei Engel mit Speer und Schwert hart bedrängen. Er hat grüne Flügel und ein rotes Gewand an, geflügelte Teufelsköpfe umgeben den Thron, unter ihm flammt die Hölle mit ihren Untieren. — Über diesen beiden Gegensätzen die Jungfrau mit dem Kind, in blumiger Au auf rotem Kissen thronend. Zwei Engel bringen ihre Huldigung dar. Ein gotisches Kreuzgewölbe, rot bemalt, wölbt sich über der Szene, der blaue Hintergrund ist goldgestirnt. Zu den Füßen der Madonna die Wappen Ottos III., nämlich das badische, das Konstanzer Bistumswappen und das Fürstenbergische seiner Mutter. Die Bilder sind in Tempera auf Kalktünche gemalt, die Aufzeichnung ist mit schwarzer, die Aufhöhungen sind mit deckender Farbe gemacht, die Schattierungen sind lasterend über den Lokalon gelegt. Der Sinn des Bildes ist, oberflächlich genommen, klar: es ist etwa die Überwindung der Hölle durch den triumphierenden Christus,

durch der Jungfrau Sohn, die die Mittlerin ist für das Heil der Seelen, und die Anbringung gerade dieses Bildes in einer Grabkapelle ist verständlich genug. Nach der Analogie anderer, mittelalterlicher Bilderzusammenstellungen aber lassen sich noch präzisere Anhaltspunkte vermuten, die in dem theologischen Gedankenkreise des Bischofs zu suchen sind. K. Künste, der als Theologe wohl dazu berufen war, ist leider über die obige, auf der Hand liegende Erklärung nicht hinausgegangen¹⁵⁴).

Und doch hätten Ottos schriftstellerische Spezialitäten ihm ein Wegweiser sein können. Unseres Erachtens läßt die Deutung, daß es sich hier um eine Darstellung der Lehre von der unbesleckten Empfängnis handelt, einen Zweifel kaum zu. In die theologische Sprache übersetzt sagt das Bild, daß Maria auf der blumigen Au der Sündenlosigkeit und Gnadenfülle thronet. Der Grund ihrer Freiheit von Erbsünde und persönlicher Sünde und ihrer Begnadigung liegt nicht in ihrem eigenen Verdienst, sondern in ihrer von Gott von Ewigkeit her gewußten und bestimmten Beziehung zu Christus. Darum trägt Maria das Kind auf dem Arme. Wohl stellt der Teufel auch ihr nach und sucht sie in das allgemeine Verhängnis fortzureißen. Aber zwischen sie und Satan tritt der Sieger über Tod und Sünde, auf Grund dessen Erlösungswerkes sie von der Erbsünde von vornherein bewahrt blieb im Gegensatz zu den andern Menschen, deren Erlösung in einer nachträglichen Reinigung bestand. Für ihre Makellosigkeit kämpfen gegen Teufel und Hölle die Engel, die sie durch ihre Muttergotteswürde unendlich überragte, deren Königin sie wurde. Man ist fast versucht zu glauben, dem bischöflichen Inspirator des Malers wären bei der Schilderung der Nachstellungen des Teufels und seines Anhangs und ihrer Besiegung die Worte Ephraems, des Syrers, oder eines seiner Zeitgenossen vorgeschwebt:

Satanas autem mansit obstupefactus
 Uti et ipse derisus est (er ist ängstlich zusammengeduckt).
 Neque ipsius arte et adinventis supplantata
 Neque in eius puritate posuit unquam
 Adversarius cum viribus suis.



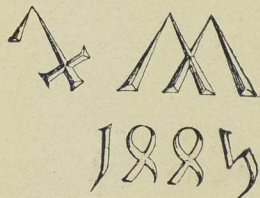
Fig. 21. Grabmal des Bischofs Otto III. von Zähringen in der Margarethenkapelle des Münsters zu Konstanz.

Diese Deutung paßt sich mühelos dem Gemälde an. Ikonographisch und theologisch gewinnt es damit eine viel höhere Bedeutung.

Entstanden sein wird das Bild nicht lange nach der baulichen Fertigstellung der Kapelle, nach der man wohl sofort an die Ausschmückung ging, also in den zwanziger und dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts. Jedenfalls spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es früher gemalt wurde als die Gemälde, welche die Wand über dem Grabmal des Bischofs zieren und die 1445 datiert sind (Fig. 21). In der im Flachbogen abgeschlossenen Nische über bzw. hinter dem Sarkophag erblicken wir auf blaugestirntem Grunde den Kreuzifirrus, Petrus und Paulus. Zu den Füßen Petri ein Knieender Bischof, zu den Füßen Pauli ein Knieender, geharnischter Ritter jugendlichen Alters. Paulus streckt dem Erlöser ein Buch entgegen, als ob er es ihm darbrächte. Christus, noch lebend, aber mit fast brechenden Augen, blickt nach der andern Seite, zu dem Knieenden Bischof hin. Daß wir in diesem den Bischof Otto III. von Sachberg zu sehen haben, ist der Stelle nach ganz zweifellos: obwohl die untere Gesichtspartie ziemlich zerstört ist, glaubt man außerdem noch eine Ähnlichkeit mit dem Kopf desselben auf dem Sarkophag zu erkennen. In dem Jahr, da diese Malereien entstanden, waren der Vater und die andern Brüder des Bischofs längst ins Grab gesunken, sein nächster Anverwandter war der damals etwa 39 Jahre alte Wilhelm († 1473), welcher die Lande der Sachbergischen Linie regierte. Wir haben erfahren, daß er als Erbe Ottos dessen Bibliothek an die Reichenauer verkaufte, und wir kommen also zu der zwingenden Annahme, daß er in diesem Ritter dargestellt ist, zumal auch das Alter der Figur mit dem seinigen stimmt¹⁵⁵). Ist nun das Buch, das Paulus gewissermaßen darbringt, eines der uns bekannten, frommen Werke Ottos, oder hat es direkte Beziehung zu dem Paulus zunächst Knieenden Wilhelm? Wir wissen es nicht zu sagen.

Die Nische¹⁵⁶) ist von Hohlkehlen und Stabwerk umgeben, welches letzteres sich mit dem Stabwerk des gleich profilierten Flachbogens kreuzt und dann torläuft. Genau im selben Geiste schneidet nun ein ähnlich profilierter, aber ge-

malter Bogen mit seinem Scheitel in den Scheitel dieses Flachbogens ein. Er gehört zu der großen, gemalten Architektur, welche die Nische umrahmt. Zu beiden Seiten letzterer baut sich diese auf in spätgotischen, turmartigen Strebepfeilern, mit Maßwerk, Fialen, Risen und Kreuzblumen, die beiden Seitenteile oben verbunden durch eine reich in Maßwerk durchbrochene Galerie oder Brüstung. Von dieser senkt sich jener krabben-geschmückte Bogen herunter, welcher sich dann mit den Profilen des Nischenflachbogens schneidet. In den entstehenden Zwickeln sind, gekrümmt, in plastischer Modellierung links (vom Beschauer) das Konstanzer Bischofswappen, rechts das badische angebracht. Unter ersterem sieht man neben zwei Vogel- oder Greifenklauen die Marken und die Jahreszahl. Die erste Marke kehrt rechts



unter dem badischen Wappen wieder. Unter der Brüstung zieht sich ein Inschriftstreifen her, von dem nach unten sich ziehenden Bogen unterbrochen, mit der Inschrift:

dis · ward · gemacht · luce ·
anno domini MCCC

Leider ist gerade die letzte Zahl zerstört, doch ist kaum anzunehmen, daß sie anders gelautet haben soll als ebenfalls 1445¹⁵⁷). Über die Brüstung hängt ein Teppich herab mit interessanten Ornamenten (Tuchdruck), hinter ihr steht die Madonna mit dem Kind in der Strahlenmandorla vor einem weiteren von Engeln gehaltenen Teppich, zu beiden Seiten von ihr zwei Engel, deren einer eine Orgel hält, während der andere dem Kind ein Vögelchen darreicht (Fig. 22). Der ganze Aufbau ist, wie Kraus schon bemerkt hat, der einer Heiligtumskapelle, in der die Madonna mit ihrem göttlichen Kleinod steht. Aus der Beschreibung geht klar hervor, daß Nische und Grabmal vorhanden waren, als das obere Bild im Anschluß an sie gemalt wurde: rein äußerlich möchte man auch die Vollendung

des nicht datierten unteren Bildes zu gleicher Zeit ansetzen.

Es drängt sich nun die Frage auf, an welche Stelle der Entwicklung der deutschen bzw. Konstanzer Malerei haben wir die sämtlichen Bilder der Margarethenkapelle zu setzen. Da ist zunächst der große Unterschied zwischen dem dreifachen Bilde über der Tür und den Gemälden über dem Sarkophag auffallend. Jenes ist ohne große Schwierigkeiten als Endpunkt der rein mittelalterlichen Malerei denkbar. Von kleinen



sprechen, die gewiß ein Vorwärtstreben bedeuten, aber doch in ihrer mangelnden Körperlichkeit noch im mittelalterlichen Stile bleiben. Wie unendlich plastischer, wie viel klarer in der individuellen Körperhaltung durchgebildet, wie individueller in ihren Köpfen charakterisiert, wirken doch die thronenden Heiligen in der Augustinerkirche, ja selbst die hinter ihnen zurückstehende Gestalt des hl. Augustinus im oberen Gemäldefries. Stilistisch gehören die Bilder über der Tür der Margarethenkapelle vor die Bilder der Augustiner-

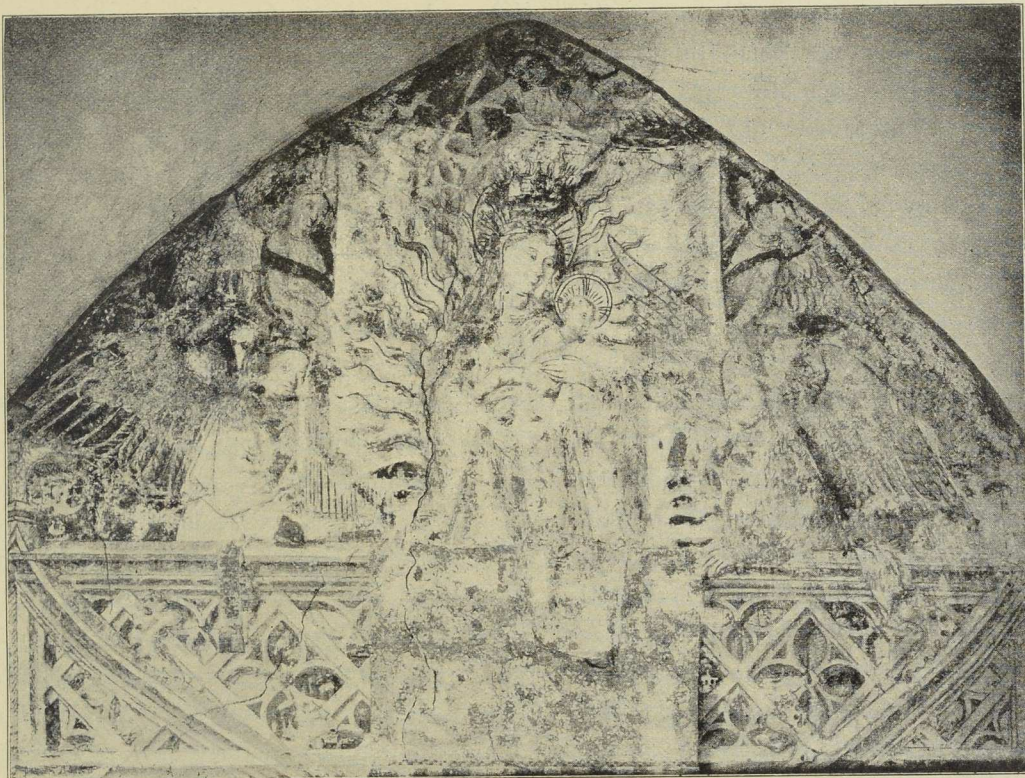


Fig. 22. Oberer Teil des Gemäldes über dem Grabmal des Bischofs Otto III. von Sachberg.

Neuerungen abgesehen, macht sich hier noch nichts von jenem neuern Gefühl der Anordnung der Figuren im Raum, der plastischen Modellierung derselben geltend. In idealem Stoffe sind die Falten des Mantels Christi und der Madonna gedacht, hieratisch-schematisch wirkt trotz aller formalen Schönheit das Antlitz beider, von einer Beobachtung des Knochengengerüstes keine Spur. Allgemein gehalten sind auch die Hände. Das Gewölbe über der Madonna mag etwa jenen Architekturen auf den Bildern der Nikolauskapelle des Konstanzer Münsters ent-



stehen, womit nicht gesagt ist, daß sie auch vor diesen, also vor 1417, gemalt sein müssen, und tatsächlich sind sie sicher erst nach der Einwölbung der Kapelle, also nach 1423 entstanden. Ein älterer Maler mag auch noch in den zwanziger und dreißiger Jahren so gearbeitet haben, ein guter Künstler allerdings; denn sie repräsentieren so ziemlich den Höhepunkt der deutsch-mittelalterlichen Malerei und sind, wie gesagt, restlos aus ihr zu verstehen. Wir können daher nicht mit Gram in ihnen eine Mischung von niederländischem und italienischem Einfluß erkennen. Die Stellung der

Bilder in der oberrheinischen Kunstgeschichte scheint uns vielmehr vergleichbar derjenigen der Werke Hubert van Eycks, der Figuren Gottesvaters, der Maria und des Johannes vom Genter Schrein, in der niederländischen, als glänzender Abschluß einer Periode: selbstverständlich sind sie weit schablonenhafter als diese.¹⁵⁸⁾

Eine große Umwälzung liegt zwischen den letztbesprochenen Werken und den Gemälden über dem Grabmal. Der Umstand zwar, daß die Bilder sehr zerstört, daß teilweise nur die Konturen erhalten und insbesondere in dem oberen Bild fast alle Modellierung verschwunden ist, erschwert sehr die Betrachtung. Trotzdem sprechen die Bilder noch deutlich genug. Auffallend zunächst im oberen Bild die hoheitsvolle und südlich reife Gestalt der Madonna, deren Augen und Rinn sehr gut gezeichnet sind, ebenso wie die schönen, gerundeten Hände. Wir werden bei dieser Gestalt in ihrer Zusammenwirkung mit den Teppichen den Eindruck der Verwandtschaft mit italienischer Kunst nicht los, was ja auch nach dem, was jetzt über die Beziehungen des Nordens zum Süden im 14. und beginnenden 15. Jahrhundert bekannt ist, nicht wunderbar erscheint. Möglich, daß eine Berührung mit der frühen venetianischen Malerschule stattgefunden hat¹⁵⁹⁾. Das Kind, halb liegend auf den Armen der Madonna, in seinen unteren Teilen nackt — der Leib scheint trefflich modelliert — wendet sich lebendig, in starkem Kontrapost, der Oberkörper und der Kopf in entgegengesetzter Bewegung zum Unterkörper, dem Engel zu, der ihm das Vögelchen darbringt. Die Aufgabe, diese etwas schwierige Haltung wiederzugeben, ist in einer für die damalige Zeit fast unerhört glänzenden Weise gelöst. Die Behandlung der Engel scheint schematischer, doch ist aufmerksam zu machen auf den einen, der von oben herab die Krone über Marias Haupt hält und der in Bewegung wie Gemütsausdruck gleich vorzüglich erscheint. Sehr charakteristisch ist dann ferner das Herüberfallen der Stola des linken Engels, des Mantels der Madonna und des Gewandzipfels des rechten Engels über die Maßwerkbrüstung. Die dreimalige Wiederholung des gleichen Motives verrät Absicht, nämlich die, das Hintereinander im Raume und die Körperlichkeit der

Brüstung zu betonen. Das wird dann weiter erreicht durch die perspektivisch gelungene Behandlung des Maßwerks und der Schattenbehandlung. Durch das Maßwerk hindurch, deutlich in der Raumtiefe hinter ihm, werden die unteren Gewandpartien der Engel sichtbar. Wir haben es mit einer Kunst zu tun, die durchaus auf Illusion der Wirklichkeit ausgeht, und zwar mit stattlichem Erfolge. Man beobachte dazu weiter die Schattenwirkung des über die Brüstung herabfallenden Teppichs, der Krabben, der in plastischer Rundung modellierten Wappen, der steinernen Prophetenfiguren, die auf Konsolen unter Baldachinen in dem Aufbau der Strebepfeiler stehen, endlich deren illusionistischen Aufbau überhaupt. Es sind das alles Bestrebungen, wie sie der südwestdeutschen Kunst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eigen waren, die aber hier einen besonders glänzenden Ausdruck finden. Auch kleine Spielereien sind nicht zu übersehen, so die in täuschender Wahrheit gemalte Brille, wie sie wohl der augenleidende Fürst im Leben brauchen mochte, die an dem rechten Strebepfeiler aufgehängt ist und die darunter angebrachte, geweihte Kerze¹⁶⁰⁾.

Das Gemälde in der Nische offenbart das gleiche Streben auf anderem Gebiete. Man beobachte, mit welcher Geschicklichkeit dadurch, daß die Figuren zu den Seiten des Kreuzes sich in ihren untern Partien teilweise decken, die Überzeugung erreicht wird, daß sie nicht auf einem Plane, sondern in verschiedener Tiefe hintereinander stehen, wie so Abwechslung und Vertiefung in die Komposition gebracht wird. Über die Modellierung der Gewänder ist dank der Zerstörung dieser Teile nichts zu sagen, wohl aber ist das Schimmern des Lichtes auf dem Stahl der Ritterrüstung zu bemerken. Der aufblickende Kopf des Ritters ist in seinem halben Profil ja noch schematisch¹⁶¹⁾, desto prächtiger durchmodelliert und von lebendigstem Blick der des hl. Paulus, obwohl der Typus den im Trecento aufgestellten Idealtypus der älteren Heiligen widerspiegelt. Noch lebendiger, man möchte sagen portraitmäßiger, der Kopf des hl. Petrus in seiner gewissen feisten Rundlichkeit¹⁶²⁾. Der Kreuzifixus gibt den im ganzen 15. Jahrhundert beliebten Typus mit den ein-

gezogenen Weichteilen, dem flatternden Lendentuch, zeichnet sich aber durch seine plastische Modellierung und die erstrebte, wenn auch nicht immer getreue Wiedergabe der Muskeln aus.

Die Figuren des Bildes sind in sehr fettiger Tempera, also wohl mit starker Ölbeimischung gemalt, die Gewänder und der Hintergrund in dünnerer Tempera. Eine teilweise Übermalung, an die man früher glaubte, hat nach genauer Untersuchung nicht stattgefunden. Man hat aber den Eindruck, als ob eine sonst an Tafelmalerei gewöhnte Hand hier ähnliche Wirkungen erstrebt hätte. Aber ist dieses Nischenbild nun aus derselben Zeit, wie das obere, datierte? Nicht nur das, es ist auch von demselben Meister gemalt. Man vergleiche die Zeichnung der Hände, das halbe Profil des Ritters mit dem des Engels und dem des Johannes, die Zeichnung der Augen bei der Madonna oben und dem Petrus unten. Es kann so gar keinem Zweifel unterliegen, daß für die ganze Malerei das Datum 1445 gilt, ja wir möchten glauben, daß die ganze Grabmalanlage mit dem Sarkophag aus einer Zeit stammt und daß das Todesdatum später eingemeißelt wurde¹⁶³). Dafür spricht auch alle Wahrscheinlichkeit. Wir haben gehört, wie sang- und klanglos der Tod des Bischofs erfolgte: weder Domkapitel noch Bürger von Konstanz hätten ihm wohl ein solches Grab gesetzt. Auch sein Erbe und Bruder wäre kaum in der Lage gewesen, hat doch der Abt der Reichenau diesem die Bibliothek Ottos aus einer Mischung von Höflichkeit und Mitleid höher bezahlt, als sie geschätzt war. In Vorahnung all dieser Dinge mag der kunstliebende Bischof etwa sechs Jahre vor seinem Tode, vielleicht durch sein Siechtum gemahnt, sich selbst noch rechtzeitig das Grabmal hergerichtet haben, in ähnlicher Anordnung mit Tumba und Malerei darüber, wie sie auch einer seiner Nachfolger, Heinrich von Hennen, bei seiner Grabanlage im Kreuzgang gewählt hat, der Sarkophag mit den Malereien darüber; eine überhaupt beliebte Form.

In diesen Gemälden nun haben wir es nicht mehr mit Schlußwerken des mittelalterlichen Stils zu tun, sondern mit Produkten der neuen Kunst. Und zwar gehen sie als solche auch über die Bilder der

Augustinerkirche weit hinaus, wie das der zeitliche Abstand von 1417—1445 selbstverständlich erscheinen läßt. Ja — soweit Wand- und Tafelmalerei sich vergleichen läßt — übertreffen sie an illusionärer Wirkung sowohl in der Wiedergabe der Architektur, als des Raumes der Bilder und des figürlichen Details den Lucas Moserschen Altar in Tiefenbronn und scheinen uns in dem erreichten Maß der Naturanschauung und Wiedergabe annähernd auf dem Niveau des Konrad Witz zu stehen, der gerade damals seine Tätigkeit beschloß. Eine nähere Vergleichung ist allerdings durch die mangelhafte Erhaltung, sowie die hier fehlende Gelegenheit zu landschaftlichen Darstellungen und zur Anbringung sonstiger naturalistischer Details kaum möglich. Zweifellos aber sind sie das Werk eines selbständig neben Witz schaffenden Künstlers: von einer Beeinflussung vermögen wir wenigstens nichts zu entdecken. Der Name des Meisters war bisher nicht festzustellen, wenn uns nicht die schon von Kraus bemerkten Vogel- oder Greifentypen neben Zeichen und Jahreszahl auf eine richtige Spur bringen: ein Maler Heinrich Griffenberg wird 1440 Bürger in Konstanz¹⁶⁴), und da 1485 ein Meister Ulrich Griffenberg als Maler und Steinmetz genannt wird, so liegt bei der häufigen Erblichkeit des Handwerks der Gedanke nahe, daß ein Mitglied der Familie das Bild gemalt. Aus den von Gramm¹⁶⁵) aufgeführten Malernamen von 1377—1459 läßt sich kein ähnlich passender herausgreifen¹⁶⁶).

Wer aber immer der Meister gewesen sein mag, die wichtige Tatsache ist, daß neben Konrad Witz und neben Justus von Ravensburg, wenn wir tatsächlich Justus de Allamagna als solchen ansehen dürfen — daß neben diesen beiden als ähnlich bedeutender, selbständiger Vertreter der neueren Kunst der Maler Ottos III. von Sachberg tritt, als einer der frühen Führer der oberrheinischen Kunst im Kampf um die Eroberung der Natur. Wenn damit bewiesen ist, daß Konrad Witz keine vereinzelte Erscheinung war in der Bodensee-egend, sondern daß vor ihm und mit ihm hier Werke geschaffen wurden, welche über die gleichzeitigen Werke der übrigen deutschen Malerei hinausragen, so dürfte auch die Bedeutung der oberrheinischen Kunst in ein helleres Licht gesetzt sein.

Dem kunstliebenden Sähringer Bischof aber war es nach allen Enttäuschungen, die ihm seine Laufbahn gebracht und nachdem er auch in seinen Baumeistern nicht gerade Glück gehabt hat, wenigstens vergönnt, mit der Innenausstattung seiner Grabkapelle sich ein glänzendes Denkmal zu setzen, ein Denkmal seines ausgezeichneten Geschmackes, der ihn neben dem virtuosen Vertreter des alten Stils auch einen Meister des neuen hier beschäftigten hieß. Was uns noch unter der Tünche verborgen, wir wissen es nicht: möglich, daß noch wichtige figurale, vielleicht auch nur ornamentale Malereien zutage kommen; überall kündigen die Spuren das Vorhandensein an. Auf dem Altar stand eine prachtvolle, bemalte Pietà, die noch Waagen und Lotz bewunderten¹⁶⁷⁾. Durch prächtige Glasgemälde, von denen nur ein Rest erhalten ist, flutete das Morgenlicht farbig in den reich ausgeschmückten Raum und auf den Sarkophag des siechen, müden Fürsten, der hier das wahre „remedium utriusque fortunae“, das Heilmittel für alles wechselnde Schicksal endlich gefunden hatte, welches er als Erdenpilgrim in Glauben, Wissenschaft und Kunst gesucht.

IV. Überblick.

Versuchen wir zum Schluß, uns ein Bild von dem Konstanzer Kunstleben in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu machen und zugleich einen Ausblick in die Zukunft zu tun.

Um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert macht sich bereits das Bestreben geltend, von der schematischen und linearen Zeichnung der hochgotischen Wandmalerei zu dreidimensionalem Stile fortzuschreiten¹⁶⁸⁾. Noch sind es sehr tastende Versuche, die uns Gram in den Bildern der Nikolauskapelle des Konstanzer Münsters vorgeführt hat, und die auch in Tafelbildern der Bodenseeschule im Nationalmuseum zu München, wie im Rosgartenmuseum in Konstanz zutage treten. Wir vermuten, daß durch die regen Handelsbeziehungen der damals die höchste Blüte erreichenden Stadt ihre Meister in Beziehungen gekommen waren zu der dem ganzen Norden Europas voranschreitenden französisch-burgundischen Kunst. Miniaturen, Tafelbilder und gestickte Teppiche der Zeit zeigen eine unleugbare Stil-

verwandtschaft mit den genannten Konstanzer Werken¹⁶⁹⁾. Auf den Zusammenhang sind wir ja schon lange durch die Nachricht von der Tätigkeit des Hance de Constance im Dienste der Burgunder Herzöge hingewiesen worden. Dieser Zusammenhang erst läßt es erklärlich erscheinen, daß, als die Befruchtungen durch das Konzil hinzukamen, in Konstanz so grandiose Bilder entstehen konnten, wie die Heiligen in den Arkadenzwickeln der Augustinerkirche. Unsere Datierung derselben auf das Jahr 1417, unsere Zurückführung auf König Sigismund hat während des Druckes dieses Aufsatzes eine erfreuliche Gewißheit erhalten. Der größte derzeitige Kenner der Konstanzer Konzilsgeschichte, H. Sinke, hat bei seinen Forschungen die Quittungen der Zahlungen gefunden, welche Sigismund im Jahre 1417 für die von ihm gestifteten Bilder in der Augustinerkirche gemacht hat¹⁷⁰⁾. Selten wohl erlebt man mit einer stillkritischen Ansetzung den Triumph, sie durch immer doch zufällige Urkundensfunde so glänzend bestätigt zu sehen: man kann sagen auf Jahr und Tag. Aus der Urkunde ergibt sich der Name der Künstler: Heinrich Grübel, Caspar Sünner und Johannes Lederhoser, die „genglichen miteinander“ für die enorme Summe von 1400 Rheinischen Gulden die Kirche ausmalten¹⁷¹⁾. Der hohe Betrag läßt es allerdings möglich erscheinen, daß nicht nur die thronenden Figuren in den Arkadenzwickeln, sondern auch die Frieze von diesen Malern stammen: vielleicht daß einer von ihnen einer älteren Generation angehörte. Ebenso möglich aber, daß ihre Werke sich auf den Chor ausdehnten, dafür aber die Frieze durch eine andere, ältere Hand entstanden sind. An den Gemälden des Frieses haben wir die außerordentlich feine Nuancierung des Ausdruckes in den Gestalten der Mönche und des Augustinus, die scharfe Charakteristik in den Einsiedlern bewundert. Aber noch ist nicht ein derartig allseitiges und erfolgreiches Streben nach illusionärer Raumwirkung und Körperlichkeit vorhanden, daß wir die Bilder für den neuen Stil in Anspruch nehmen dürften. Sie stehen vielmehr an der Wende. Schon mehr dem Neuen zu neigen denn die Bilder der Arkadenzwickel. Hier ist das

Maß der Körperlichkeit schon ein sehr großes, ähnlich bedeutend an der Nordwand als an den Figuren der Südwand, wo es nur zum Teil späterer Renovierung zuzuschreiben ist. Diese großen, herrlichen Heiligen, schon erfüllt von neuem Leben, repräsentieren die allerletzte Phase oberrheinischer Kunst, bevor jene ganze einheitliche Anschauung der Wirklichkeit hereinbrach, wie sie Witz brachte.

Haben wir es aber hier mit Werken einer eingeborenen Kunst zu tun oder sind fremde Einflüsse

etwa stark mit im Spiel? Wir haben am Ende des zweiten Kapitels die vielfachen Beziehungen zu allerdings ein halbes Jahrhundert früheren und altertümlicheren Schöpfungen der böhmischen Schule festgestellt, aber dabei die Frage aufgeworfen, ob nicht diese gemeinschaftlichen Züge vielmehr auf ein gemeinsames Vorbild, nämlich auf die Kunst Burgunds und Frankreichs zurückzuführen sind.

Wir möchten diese Frage heute bejahen, allerdings nicht ohne zu vermuten, daß weniger die nördlich-burgundische Kunst, die niederländische, als vielmehr die nähere des eigentlichen Burgund und die französischen Gegenden der oberen Loire, Seine und Marne mit Paris hier nachwirkte. Wie denn überhaupt vor dem Auftreten der van Eyck in diesen Gegenden das eigentliche Zentrum vorwärtstreibender Kräfte war.



Allerdings ist noch viel zu wenig publiziert¹⁷²⁾, als daß wir unsere Vermutung mit dem Tone der Sicherheit aussprechen könnten. Die echt deutschen Namen Grübel, Sünder und Lederhosler lassen uns einstweilen die Maler dieser Bilder als Einheimische betrachten, die entweder mit der Kunst jener Gegenden durch das Konzil bekannt geworden sind oder im Dienste eines französisch-

burgundischen Fürsten zeitweise gestanden. Wir haben also Künstler einer Richtung, wie wir uns etwa Hance de Constance vorstellen mögen oder den Vater des Konrad, den Hans Witz¹⁷³⁾. Die anfänglich gehegte Hoffnung, Produkte ihrer Hand in diesen Bildern gefunden zu haben, hat sich zwar nicht bestätigt, dafür können wir aber dank Sinke's Hinweis drei wohl gleichstrebende, hochbedeutende Meister in die deutsche Kunstgeschichte einführen.

Daß Konstanz mit der Kunst der genannten fran-

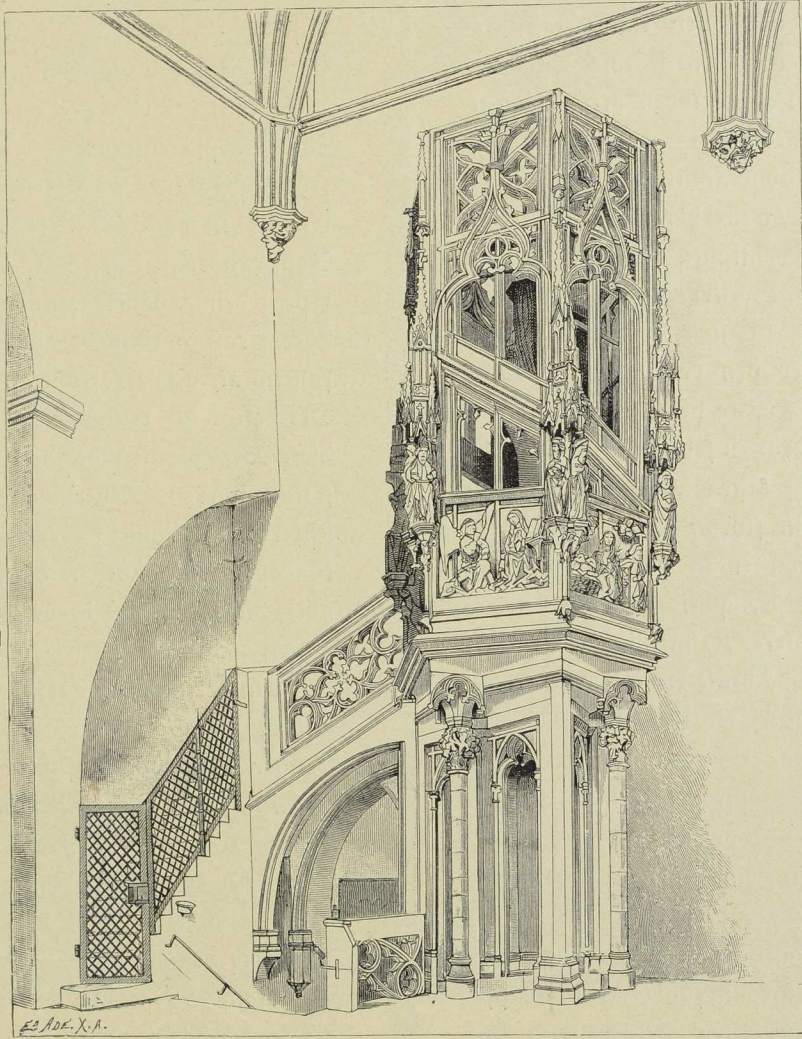


Fig. 23. Schneck im nördlichen Querschiff des Münsters zu Konstanz.
(Nach Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band 1, Fig. 48.)

zösisch-burgundischen Lande in Beziehung stand, dafür spricht ein großes Werk der Bildhauerkunst, welches, von der Kunstgeschichte nicht genug beachtet, das Münster ziert und das einen so vorgeschrittenen, plastischen Stil bekundet, wie er in der gleichzeitigen deutschen Kunst kaum zu finden ist. Es ist der Schneck, welcher im nördlichen Querschiff steht, dem sogenannten Thomaschor¹⁷⁴⁾. Dieser Schneck



wurde urkundlich 1438 begonnen, zugleich mit der Einwölbung des nördlichen Querschiffes¹⁷⁵), vollendet wurde er mit der Einwölbung 1446. Er ist ein hoher, turm- und Kanzelartiger, sechs-eckiger Aufbau: ein Sockel bzw. Untergeschoß mit Pfeilern, vorgelegten Halbsäulen und flees-blattbogigen Arkaden (Fig. 23), dann vorspringend eine Brüstung mit Reliefs, Prophetenstatuen unter Baldachinen an den Ecken, großen Fenstern mit flamboyantem Maßwerk, oben eine Maßwerk-galerie, von welcher man durch eine Türe ins Freie, vor den Giebel des Querhauses gelangt. Die eine Seite des Sechsecks lehnt sich an die Nordwand an, eine schöne Freitreppe, mit gutem, schmiedeeisernem Gitter, weiterhin mit durch Blend-maßwerk dekoriertes Brüstung, führt herauf, im Innern dann die Treppe weiter¹⁷⁶). Zu was dieser Aufbau diente, ist bis heute strittig. Lediglich eine Stiege schien in dieser prunkvollen Ausbildung zwecklos, und so hat Kraus denn vorgeschlagen, eine Reliquienbühne darin zu sehen, wie eine solche in dem ziemlich gleichzeitigen Bilde der Margarethenkapelle dargestellt scheint. Aber auch dieser Deutung gegenüber muß man sich doch fragen, ob das Vorzeigen der Reliquien von dieser Höhe aus, da der beschränkte Raum des nördlichen Querschiffes für die andächtige Menge gar keinen richtigen Abstand zuließ, zweckmäßig wäre¹⁷⁷). Unseres Erachtens war der Schneck doch nur eine reich ausgestattete Treppe, die zum nördlichen Giebel des Querschiffs und von da in den Kirchenspeicher führte. Sie mag um jene Zeit überhaupt der einzige Speicherzugang gewesen sein, da es sehr fraglich ist, ob von dem alten Westturmpaar aus eine Türe in den Dachraum führte. Eine Treppe brauchte man aber. Sie der Außenwand des nördlichen Querschiffs vorzulegen, war wegen des benachbarten Staufs und des angebauten Kreuzgangs unmöglich. So mußte sie innen angebracht werden und wurde architektonisch reich bedacht, um sie dem Querschiff würdig anzupassen.

Der Aufbau zeigt die manierten, aber geschmackvoll gehandhabten Formen der Spätgotik. Wichtiger als er sind für uns die Reliefs und Figuren. Erstere, vier an der Zahl, schildern die in der mittelalterlichen Typologie übliche Gegenüberstellung einer Szene aus dem Alten und dem

Neuen Testament, wobei die erstere der Typus der letzteren ist und zwar: Gideon mit dem Fell, die Verkündigung Mariä, dann Moses vor dem brennenden Dornbusch und die Geburt des Herrn. Die beiden neutestamentlichen Szenen sind an den Hauptansichtsseiten angebracht. Man mag versucht sein, auch diese marialogischen Darstellungen auf eine Anregung Ottos zurückzuführen, sind doch Gideon mit dem Fell und Moses mit dem Dornbusch Typen der ewigen Jungfräulichkeit und Unversehrtheit der Gottesmutter. An den freistehenden Ecken des Sechsecks sind je zwei Patriarchen- oder Prophetenfiguren, also zusammen acht zu sehen¹⁷⁸) (Fig. 24). Diese etwas unteretzten Gestalten mit den lebendig und kraus bewegten, mächtigen Rauschbärten, den scharf ausgebildeten Gesichtstypen, den gehäuften, unten sich knitternden und doch groß wirkenden Falten erinnern ganz auffallend an den Mosesbrunnen in Dijon und seine Verwandten. Weniger ins Auge springend sind diese Beziehungen bei den Reliefs, die überhaupt flauer wirken. Allerdings trägt dazu auch die unserer Abbildung zugrunde liegende, ältere Photographie bei. Gegen die Prophetenfiguren sind aber diese Reliefs, insbesondere die alttestamentlichen, Schülerarbeiten¹⁷⁹), zum Teil recht flüchtig, besser in der Figur der Madonna wie in der Raum- andeutung. Gerade diese Reliefs aber, trotz des Abstandes den Prophetenfiguren doch nahe verwandt, lassen uns auch hier eine einheimische Werkstatt vermuten. Wir wissen, daß der Werkmeister ein Priester war, „der zuerst die Schnecke machte, wie sie noch steht, dann starb er. Den Bau führte ein anderer aus, der sein Schüler bisher war. Etliche schreiben, es sei auf Befehl des Bischofs (Heinrichs IV. von Hohenhausen) geschehen“¹⁸⁰). Wir kennen den ersteren heute auch mit Namen, es war der Priester Anthoni, während der Name seines Nachfolgers bis heute noch nicht festgestellt werden konnte¹⁸¹).

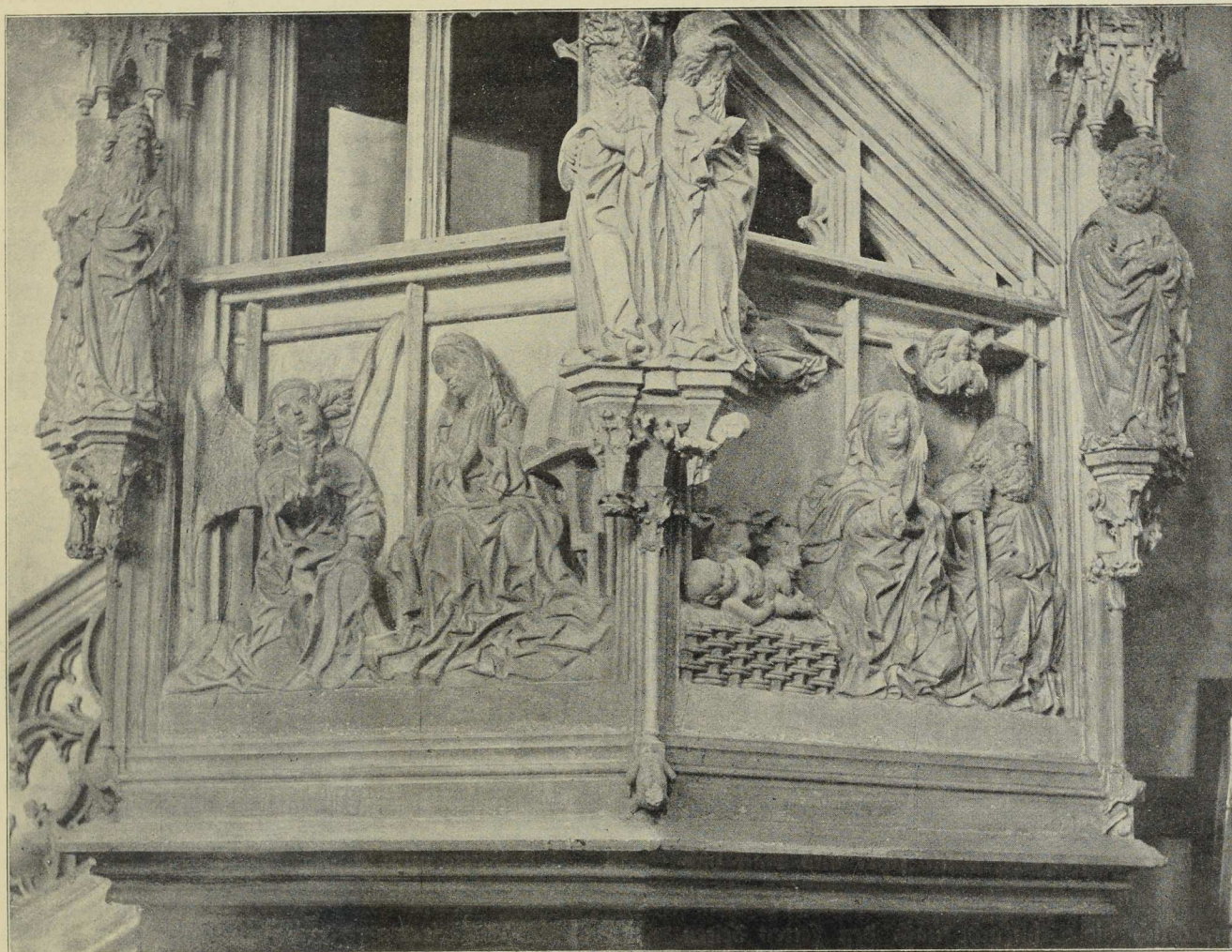
Während das Werk dieses Priesters Anthoni, den wir damit in die Kunstgeschichte einführen, vorwärts deutet auf die Wege eines entschlossenen Realismus, schuf wohl nicht viel früher, nach 1423, ein Vertreter des älteren Stiles die in ihrer Art formvollendeten Bilder über der Tür der Margarethenkapelle, die wir oben besprochen haben¹⁸²).



Und nun sei, zur Vervollständigung des Bildes, ein Blick geworfen auf den Magdalenenaltar des Lucas Moser in Tiefenbronn, der laut der berühmten Inschrift auf dem Rahmen 1431 entstanden ist. Vor einigen Jahren hat Schmarzow gemeint, es sei das ein zu frühes Datum und vorgeschlagen, 1451 zu lesen¹⁸³). Abgesehen davon nun, daß die 3 keine 5 ist und unmöglich



an der Küste von Marseille, die letzte Kommunion zeigt, bei geöffneten die gemalten Figuren der hl. Martha und Lazarus, im Mittelschrein die geschnitzte Gestalt der hl. Magdalena, — dieser Magdalenenaltar ist in vielen Zügen noch ein ausgesprochenes Werk der Trecentokunst. Man beobachte nur seine Gesichtstypen, die meist falsch stehenden Schlitzaugen, die durchaus unorganische



1438-46

Fig. 24. Detail vom Schneck im nördlichen Querschiff des Münsters zu Konstanz.
Nach einer Photographie von German Wolf in Konstanz.

als solche gelesen werden kann, daß auch der genialste Kunsthistoriker sich nicht über derartige Urkunden hinwegsetzen darf — heute können wir nach dem Dargelegten sagen, daß das Datum 1451 viel zu spät wäre, daß wir es dann mit einem rückständigen Bild zu tun hätten. Der Magdalenenaltar, der bei geschlossenen Flügeln die Legende der Heiligen, das Mahl bei Lazarus, ihre und ihrer Genossen Meerfahrt, die Ankunft



Verbindung der Nase mit der Stirn, den schematischen Ansatz der Rüstern, den unvermittelt in der platten Fläche stehenden Mund, die mangelnde Modellierung der Wangen, die Bewegung der Gestalten¹⁸⁴): insbesondere das Mahl bei Lazarus bietet reichliche trecentistische Züge. Es darf uns nicht irre machen, daß der Maler im einzelnen, in der Behandlung der Gebäude, in der Beobachtung von Licht und Schatten, in der Modellierung der

Statuen am Kirchenportal manchen hübschen Fortschritt zur neuen Kunst bekundet. Es bleibt oft nur beim Streben, so z. B. in der Landschaft, die denn doch ein himmelweiter Unterschied von der Genfer-Seelandschaft des Konrad Witz trennt. Das eine ist eine ungefähre Wiedergabe einer Landschaft aus dem Kopfe mit noch ganz schematischer Behandlung der Berge und Wellen — das andere ein richtiges Konterfei einer solchen. Wir begegnen Moser vielfach auf den gleichen Wegen, wie die französische und niederländische, ja auch böhmische Miniaturmalerei des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Gewiß ist er in manchem überraschend weit, aber die neue Kunst tritt hier noch nicht zutage; denn die besteht doch darin, daß die organische Bildung des Menschen, der Zusammenhang seiner Bewegungen, die Körperlichkeit der Einzelercheinung und ihre Anordnung in einem die Illusion der Wirklichkeit erweckenden Raum, also die Dreidimensionalität, erkannt wird zusammen mit der Proportion der Gegenstände zu einander, mit der Luft- und Lichtperspektive und der Bedeutung des Lichtes überhaupt für die Wiedergabe der Körperlichkeit¹⁸⁵). Man vergleiche, um sich über die Stellung der Bilder klar zu werden, mit dem Magdalenenaltar nur die frühen und selbst noch tastenden Bilder Hans Multschers in Berlin. Welch ein Unterschied!¹⁸⁶)

Ist nun Mosers Werk wirklich, wie Daniel Burckhardt es genannt hat¹⁸⁷), ein posthumes Werk des Konstanzer Konzils und drückt der allerdings heute noch den Künstlern geläufige Vorschrei auf dem Rahmen: „scri Kunst scri und klag dich ser — dein begert jetz niemen mer . so o we“ tatsächlich die Sehnsucht nach den fetten Zeiten des Konzils aus? Möglich¹⁸⁸). Wir werden wenigstens Bilder kennen lernen, die vom Bodensee stammen, und auf deren Zusammenhang mit Moser längst hingewiesen ist. Wie dem aber auch sei, Moser ist nur der glänzendste und fortgeschrittenste Repräsentant jener Phase deutscher Kunst, die wir auch in andern Werken kennen gelernt haben, die gerade vor dem Beginn der neuen Richtung zu konstatieren ist, eine Phase, während der in Einzelheiten, bei Moser schon in sehr vielen Einzelheiten der Zukunft vorgearbeitet ist, ohne daß aber

die gesamte Aufgabe der neuen Kunst völlig erkannt wurde. Die Grundlage dafür aber war, ähnlich wie sie Dvorak in den Niederlanden und Frankreich für die Kunst des Jan van Eyck nachgewiesen hat¹⁸⁹), so auch hier am Oberrhein, vom Westen nicht unbeeinflusst, vorhanden. Den neuen Schritt taten dann ziemlich zugleich Konrad Witz, der Maler der Grabkapelle Ottos III. von Hachberg und Justus von Ravensburg. So kann, wie es vernünftigerweise auch gar nicht anders anzunehmen war, Konrad Witz als kein unerklärliches Einzelwunder hingestellt und es muß nicht krampfhaft nach einer Einwirkung der Eyckschen Kunst gesucht werden. Von dieser ist, wenigstens in dem frühesten Werke Witzens, in dem Altar¹⁹⁰), dessen einzelne Teile jetzt in der Basler Galerie aufbewahrt werden, auch nicht die geringste Spur zu finden¹⁹¹). Merkwürdig, daß die Mehrzahl dieser Tafeln aus dem alten Hachbergischen Besitz, nämlich aus dem markgräfllich badischen Hofe in Basel stammt¹⁹²). Sollte der ganze Altar in Hachbergischem Auftrage entstanden sein, etwa zur Zeit, als Witz noch in Konstanz weilte, sei es im Auftrage Bischof Ottos für das Münster oder die Grabkapelle, oder im Auftrage eines seiner Verwandten etwa für die Kirche in Rötteln? War Konrad Witz also einige Zeit der Hofmaler Ottos III. von Konstanz, dessen regen Kunstsinne, dessen Wirksamkeit als geschmackvoller Auftraggeber wir oben kennen gelernt haben? Die Frage muß aufgeworfen, kann aber vorerst noch nicht beantwortet werden¹⁹³).

Soweit es nach dem einen Bilde über dem Grab des Bischofs zu beurteilen ist, steht dessen Meister ziemlich ebenbürtig neben Witz. Ob ihnen als dritter Justus von Ravensburg beigezellt werden darf, scheint uns jetzt schon eher zu entscheiden. Im Klostersgang zu S. Maria di Castello in Genua ist eine Verkündigung von nordischer Künstlerhand gemalt¹⁹⁴). Links auf der geöffneten Holztür ist ein Cartellino angebracht mit der Inschrift:

justus dalla
magna pinx
it . 1451
C . R . D . Z .

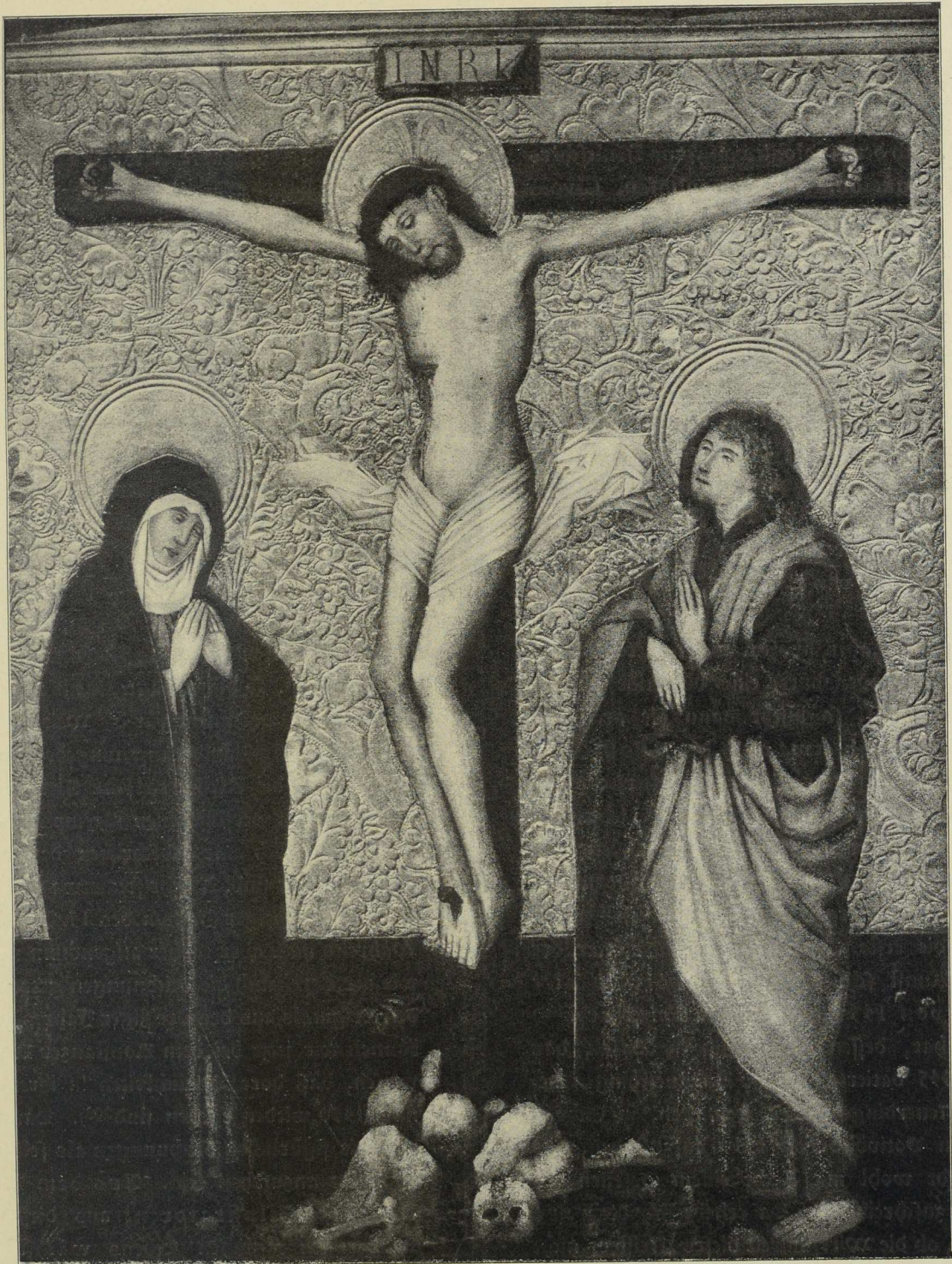


Fig. 25. Kreuzigung.

Mittelstück eines Wandaltars von acht Flügeln, wahrscheinlich aus der Gegend von Salem stammend.

(Großh. Gemäldegalerie zu Karlsruhe Nr. 25.)

Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt Bruckmann in München.

Schon vor über 50 Jahren hat Jakob Burckhardt in der ersten Auflage des *Cicerone* in dem Künstler einen oberdeutschen Maler vermutet¹⁹⁵), und man hat dann verschiedentlich neuerdings¹⁹⁶) das C. R. aufgelöst in *Civis Ravenspurgensis*, während D. Z. etwa als Angabe des Geburtsortes zu betrachten wäre, also *de Zell, Zollern, Zwielfalten* etc., nach der Analogie von Hans Multschers Inschrift: „*nacionis de Richenhofen, Civem Ulme*“. In der Tat spricht viel dafür. Die Behandlung der Architektur, der Krabben und Kreuzblumen, der Prophetenstatuen, an sich gewiß kein Eigengut der Bodenseekunst, steht aber doch auch in dem Maß ihrer illusionären Wirkung wie in allen Einzelheiten der Zeichnung dem Bild der Margarethenkapelle sehr nahe, Ravensburg war damals neben Konstanz die blühendste Stadt am Bodensee, so daß die Zuweisung recht wahrscheinlich erscheinen möchte¹⁹⁷). Von Justus van Gent kann jedenfalls keine Rede sein; nur die Annahme einer Einwirkung van Eyckscher Kunst hat manches für sich.

Dürfen wir aber, wofür auch andere Notizen sprechen, in Ravensburg eine blühende Malerschule annehmen, so bliebe dann die Frage zu beantworten, ob etwa auch die Kunst Hans Multschers auf den Bodensee zurückgeht. Sein Geburtsort Reichenhofen ist jedenfalls Ravensburg näher wie Ulm, nach welchem letzterem allerdings direkt das Illertal führt. Wir begnügen uns damit, diese Frage nur aufzuwerfen¹⁹⁸).

An die erste Generation der Vertreter der neueren Kunst schließt sich dann der Basler Meister von 1445 an, wie ihn Burckhardt¹⁹⁹) genannt hat, dessen eines Bild in Basel, das zweite, 1445 datierte, sich in Donaueschingen befindet. Neuerdings ist es gelungen, in Schaffhausen ein Vorbild von 1449 aufzufinden, das Burckhardt wohl mit Recht einem Gesellen des Meisters zuschreibt²⁰⁰). Da erhebt sich denn nun die Frage, ob die Wirksamkeit dieses Meisters nicht dem Bodensee näherzurücken ist, ob er nicht etwa nur des Konzils wegen nach Basel gereist und dann wieder in seine Heimat, Schaffhausen oder irgendwo, zurückgekehrt ist. Die Landschaft des letztgenannten Bildes scheint mir den See wiederzugeben zu sollen²⁰¹).

Damit aber und etwa noch mit dem 1903 aus Konstanz an das Züricher Landesmuseum verkauften *Liebesgarten*²⁰²), der mehr dekorativ gehalten nur von reicher Landschaftsschilderei Kunde gibt, scheint die Geschichte der Malerei des 15. Jahrhunderts am Bodensee ziemlich zu Ende. Und doch ist dem nicht so. Die Karlsruher Galerie bewahrt einen Flügelaltar²⁰³) auf, dessen Mittelbild den Gekreuzigten (Fig. 25) zwischen Maria und Johannes enthält, die Seitenbilder die Figuren der hl. Antonius Emerita, Sebastian, Ursula, Dorothea und Verena von Surzach in der Schweiz (Fig. 26 u. 27). Man hat schon früher auf die Beziehung dieser Bilder zu Moser hingewiesen²⁰⁴). In der Tat nimmt sich manches aus wie eine leise Fortentwicklung seiner Kunst, anderes wieder wie ein Zwischenglied zwischen dieser und Zeitblom. Die Bilder, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sind, stammen mit aller Wahrscheinlichkeit, die sich erreichen läßt, aus Salem²⁰⁵), sind also bis auf weiteres als Produkte der Bodenseeschule zu betrachten. Weisen sie auf die künftige Entwicklung in Schwaben, so bildet dagegen ein anderes Werk ein wichtiges Dokument für die Weiterbildung der naturalistischen Schilderung umgebenden Lebens. Wir meinen die Richental'sche Chronik²⁰⁶), die bekanntlich in verschiedenen Exemplaren erhalten ist, die sämtlich nur Abschriften des verlorenen Originalkodes sind, Abschriften etwa aus den fünfziger und sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Während man aber bisher angenommen hat, daß, wie der Text, auch die Zeichnungen getreue Kopien des Originals aus den dreißiger Jahren wären²⁰⁷), können wir jetzt bei dem Konstanzer Kodes nachweisen, daß dort Baulichkeiten in ihrem Zustand nach 1440 wiedergegeben sind²⁰⁸). Dann dürften auch die figürlichen Zeichnungen als selbständigere Produkte anzusehen sein. Aus dem Kreis der Richental-Illustratoren, aus dieser frischen Wiedergabe täglichen Lebens wächst unseres Erachtens ganz zweifellos die Kunst des Hausbuchmeisters mit ihren Genrebildern hervor. Auch die Typen dieses Meisters, den man früher nach seinen nach Amsterdam gelangten Stichen den Meister des Amsterdamer Kabinettes nannte, sind den Richental'schen nächst verwandt²⁰⁹).

Und so mag es kein Zufall sein, daß jene Sammlung von Schilderungen des täglichen Lebens in Federzeichnungen, die wir das Hausbuch nennen, in der Nähe des Bodensees seinen sicheren Auf-

bewahrungsort hat und zwar nicht weit von dem Aufenthalt des einen Richtenaler-Koder, des Aulendorfer²¹⁰). Auch befindet sich im Konstanzer Rosgartenmuseum ein dem Hausbuchmeister sehr



Fig. 26. Der hl. Sebastian.
Flügel zu dem Mittelstück Fig. 10 des vermutlich aus der Gegend von Salem stammenden Wandaltars.
(Großh. Gemäldegalerie zu Karlsruhe Nr. 27.)
Aufnahme der Verlagsanstalt Bruckmann in München.



Fig. 27. Die hl. Ursula.
Flügel zu dem Mittelstück Fig. 10 des vermutlich aus der Gegend von Salem stammenden Wandaltars.
(Großh. Gemäldegalerie zu Karlsruhe Nr. 28.)
Aufnahme der Verlagsanstalt Bruckmann in München.

nahestehendes Porträt von 1467, und endlich weisen auch sonst noch manche Zeichen hierher: allerdings nicht das in dem Hausbuch angebrachte Wappen, welches bisher mit mehr Phantasie als Heraldik auf die Konstanzer Familie Goldast gedeutet wurde²¹¹).

Genug der Andeutungen, die wir später einmal verfolgen werden, wie auch dann die allmähliche Wandlung der Kunst des 15. in die des 16. Jahrhunderts am Bodensee gezeigt werden soll. Allerdings kommt dieser keine solche Bedeutung mehr zu wie der Bodenseemalerei in der



ersten Hälfte des fünfzehnten Säkulums. Damals war sie führend in Oberdeutschland. Wir verstehen, daß ein Stephan Lochner aus ihr hervorgehen konnte, wenn er auch von seiner Eigenart nicht viel bewahrt hat. Selbständig und gleichzeitig mit den Niederländern erwuchs auf guter Grundlage hier in den Händen der bedeutendsten deutschen Meister der Zeit die neue Kunst, deren Führung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dann an Ulm und Kolmar übergehen sollte.

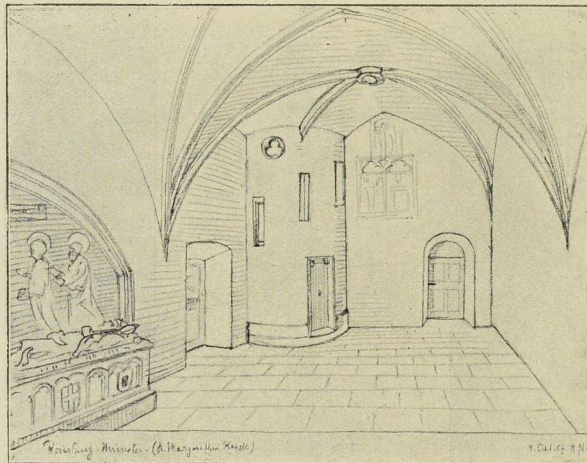


Fig. 28. Die Grabkapelle Ottos III., vom Fenster aus gesehen.



Anmerkungen.

97) Regesten der Markgrafen von Baden. Herausgeg. v. d. Bad. historischen Kommission. Bearb. von Rich. Fester. Innsbruck 1908, S. h. I ff. — U. Werminghoff. Die schriftstellerische Tätigkeit des Bischofs Otto III. von Konstanz. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. XII (1897), S. 1—40.

98) Reg. h. 60. für das folgende: Reg. Nr. h. 752. — Köteler, Chronik bei Mone, Badische Quellensamml. I, 299 und Basl. Chron. 5, 187.

99) Reg. Nr. h. 921.

100) Ebenda. Nr. h. 926 u. 928.

101) Marmor. Konstanzer Bistumschronik von Schultheiß. Freiburger Diözesanarchiv, VIII, S. 1 ff.

102) Ebenda.

103) Schriften zc., Anhang Nr. 5. — Von der Epilepsie erzählt auch Bucelin in seiner „Constantia Rhenana“ zum Jahre 1432, S. 319. Merck in seiner „Chronik des Bisthums Costanz“, S. 152, behauptet, er sei davon erst im Alter befallen worden. Der Pfarrerherr zu Sigmaringen zeigt sich aber gerade in der Biographie des Zachbergers als sehr wenig zuverlässig. Er läßt den Bischof schon am „15. November Anno 1433“ mit Tod abgehen.

104) Werminghoff, S. 14.

105) Werminghoff, S. 28.

106) Bistumschronik.

107) S. o. — Naumann, Serapeum, I, 58, erw. Gottlieb: Mittelalterl. Bibliotheken, 27, Nr. 39; Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui, 298, Nr. 264. — Der Katalog der Bücher im Codex Augiensis der Großh. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe, XLVI f., 145^a und Cod. Aug., 14. f., 157^b. Gedruckt bei Ziegelbauer, Historia rei litterariae, O. S. B., I, 573; Schönhut, Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau, 256 ff.; Mone, Quellensammlung zur bad. Geschichte, I, 234 zc. zc.

108. Werminghoff, a. a. O., S. 4. — Mone, I, 235. S. die Handschriften der Großh. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, V, Die Reichenauer Handschriften, beschr. u. erl. v. U. Zolder, I. Band, Die Pergamenthandschriften. (Leipzig, Teubner, 1909.)

109) Cod. Aug., CXXX?

110) Cod. Aug., CCXXVIII.

111) Cod. Aug., CLXXX.

112) Cod. Aug., LXXVIII, XI, XXX, VII.

113) Cod. Aug., XVII.

114) Cod. Aug., I. Das in ihm enthaltene Wappen ist niemals, wie Werminghoff meint, das Bischofliche.

115) Cod. Aug., VI.

116) Cod. Aug., VIII, XXII, XXIII, LVIII, CCLX, CCX, I, 34, 101, 123.

117) Cod. Aug., XLVIII. — Für die Darstellung s. Jac. a Voragine. Legenda aurea. Rec. Graesse Vralislaviae 1890.

118) Cod. Aug., LIII.

119) Cod. Aug., XXIV.

120) Cod. Aug., LI.

121) Cod. Aug., XXX u. XXXIV.

122) Cod. Aug., XXV.

123) Cod. Aug., 2.

124) Cod. Aug., 120.

125) Kunstdenkmäler des Großh. Baden, Band V, Kreis Lörrach. Bearb. v. F. X. Kraus, S. 34 ff.

126) Ebenda, S. 44 f., Tafel V.

127) Ruppert, Die Chroniken der Stadt Konstanz, S. 126.

128) Schultheiß, Collectaneen, I, 3 $\frac{1}{2}$ (Stadtarchiv).

129) Freib. Diözesanarchiv, VIII, S. 36. Konstanzer Häuserbuch, Bd. II, bearb. v. Beyerle u. Maurer, S. 190.

130) Reg. Episcop. Constant. Herausgegeben von der Bad. histor. Komm., I, no. 1327.

131) Ebenda, I, no. 2163.

132) Ebenda, II, no. 5210.

133) Ruppert, Chron., S. 126. Ruppert scheint hier einen Lesefehler — „inen“ statt „nūw“ — auf dem Gewissen zu haben.

134) Bistumschronik, a. a. O., S. 55.

135) Beyerle-Maurer, Konst. Häuserbuch, II, S. 188, vermuten unter Otto III. von Zachberg, wofür aber kein Beweismaterial vorliegt. Die Zeichnungen des Konstanzer Exemplars entstanden nach zirka 1440. Bischof Otto von Zachberg resignierte 1433. Der Abbruch des Wefers ist also kaum auf sein Schuldkonto zu setzen.

136) Richental, Concilschronik ed. Budt, S. 58/59.

137) Ebenda, S. 54.

138) Ebenda, S. 57.

139) Bei Richental sind es zwei fünfteilige Fenster (Schober, Das alte Konstanz, II. Jahrg., 1882, Heft 4, S. 48).

140) Marmor, Topographie, S. 296. Befand sich das von Lashberg gesehene Löwensche Wappen an dieser Säule, so wäre daraus zu schließen, daß nicht die Anlage, sondern nur die Austafelung des Saales der Initiative Ottos III. zuzuschreiben ist.

141) Ebenda, S. 298.

142) Kunstdenkmäler, a. a. O., Bd. I, S. 115.

143) Herm. Constructus, Chron. ed. Ussermann, I, p. 194.

144) Beyerle-Maurer, Konst. Häuserbuch, II, S. 223, bezweifeln, daß die Kapelle in jener Zeit gottesdienstlichen Zwecken diene.

145) Beyerle, Konstanzer Grundeigentumsurkunden, Nr. 16, S. 23.

146) Ebenda, Nr. 51. Reg. Ep. Const., I, no. 2083, 2501, 2726, 4707, 5803.

147) Reg. Ep. Const., I, no. 3861. — Kunstdenkmäler, I, S. 112.

148) Schultheiß, Collect. I, f. 38. Bistumschronik ed. Marmor, S. 55.

149) Ruppert, Beiträge, S. 120 u. 121.

150) Ruppert, Chron., S. 171.

151) Ebenda, S. 125.

152) Ebenda, S. 274.

153) Das Bild ist zum ersten Male publiziert worden in dem Aufsatz über: Die in den letzten zwanzig Jahren aufgedeckten Wandgemälde im Großh. Baden, von Max Wingenroth, Tafel VII u. S. 447, dann von Künste in seinem 1908 erschienenen Werk über: Die Legende der drei Lebenden und drei Toten und der Totentanz zc.

154) Die Herbeziehung der florentinischen Miniatur durch Künste beweist gar nichts. Sie stammt aus einem ganz andern Gedankenkreis.

155) Publiziert auch als Wilhelm, s. Zefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts². Band V, 1884, Tafel 296. Kraus, Kunstdenkmäler, I, S. 175, wohl sich stützend auf Schreiber, Denkm. Deutscher Baukunst am Oberrhein, S. 5, bestrittet es u. E. mit Unrecht. Brambach läßt es fraglich, ob der 1420 gestorbene andere Bruder Rudolf hier dargestellt sei oder Wilhelm. Es scheint uns doch sehr unwahrscheinlich, daß hier Rudolf, der zur Zeit der Herstellung des Bildes schon 25 Jahre tot war, gemeint sei und nicht der noch lebende, designierte Erbe Ottos, Wilhelm (s. Mitteil. der Großh. Hof- und Landesbibliothek und Münzsammlung, V, Bilder zur Geschichte des bad. Fürstenhauses von W. Brambach, Karlsruhe 1884, S. 12).

156) Siehe über das Bild noch Waagen in Schorers Kunstblatt 1848, S. 245 f. und Log, Kunsttopographie.

157) Soll „luce“ heißen: heut am Lukastag = lucas, nach der Analogie von Matthäi, Martini usw.? Das Wahrscheinlichste. Als Vorname des Künstlers, als Ablativ von Lux = Lucas ist es wohl nicht zu denken, denn wenn man davon einen lateinischen Ablativ gebildet hätte, so wäre man gewiß auf die richtige, nicht auf eine grammatisch falsche Form verfallen. Endlich könnte Lux Familienname sein. Ein Konrad Lux ist 1481 Bildhauer in Luzern und Schöpfer des Weinmarkbrunnens. Aber man hätte dann sicher „durch Luxen“ geschrieben, wie es später bei Benennung des Konstanzer Dombaumeisters Lux Bablinger gebräuchlich war. — Also wird „luce“ den Tag der Vollendung des Bildes, den 18. Oktober, bedeuten.

158) Man sehe dazu die grundlegende Untersuchung Dvorcák, Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. 24, 1903, S. 164.

159) Wir denken dabei insbesondere an die Werke der frühen Schule von Murano, gestehen aber, keine genauen Analoge beibringen zu können.

160) Wir werden an die ähnlichen, aber weniger gut gelungenen Versuche in den Zeichnungen zu Richental's Concilchronik erinnert.

161) Ein Porträt dürfte hier kaum vorliegen.

162) Leider ist der Kopf des Bischofs zu zerstört. Immerhin scheint in der kurzen Nase und der ganzen Gesichtsbildung eine Ähnlichkeit mit dem Grabmal Kopf vorzuliegen.

163) Die Grabchrift lautet: Anno millesimo CCCCLI. XV. die mensis novembris obiit Otto Marchio de Hachberg, episcopus Constantiensis. — Kraus hat dieselbe falsch angegeben.

164) Ruppert, Beiträge, II, 17. — Konstanzer Häuserbuch, Bd. I von Hirsch, S. 75. — Konstanzer Ratsbuch von 1440, pag. 115.

165) Gramm, a. a. O., S. 106 u. 107.

166) Über die mögliche Deutung des Wortes luce s. Anmerkung 157.

167) Außerdem wird noch ein „psalterium Mariae“ erwähnt, das er kostbar auro et argento illustrieren ließ. Manlius bei Pistorius-Struve, S. 685. Nach derselben Stelle befand sich ein solches Exemplar in der Bibliothek der Reichenau. Vgl. auch Merck, Chronik des Bisthums Costanz, S. 152.

168) Dvorcák, a. a. O.

169) Ebenda.

170) In einer Sitzung des Freiburger Geschichtsvereins hat Sinte diese Nachricht bekannt gegeben und dann in einer Besprechung des ersten Teiles unserer Abhandlung in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Bd. XXIV (1909), S. 386 f., publiziert. Wir sind dem genannten Forscher zu größtem Dank verpflichtet für die weiteren Hinweise, die er uns auf unsere Anfrage gütigst gegeben hat. Die entscheidende Urkunde in dem Hohenzollernischen Hausarchiv zu Wehringen (Abteilung Weinsberger Archiv) lautet:

„Wir Heinrich grübel Caspar sündler und Johans lederhoser alle drye wäler und bürger zu Costenz veriehen und bekennen uns offenlich mit diesem brieff vor allemenglich für uns und unse erben als uns der alldurchluchtigste furste und herre Zer Sigmund Romische und zu Ungern zc. künig unfer gnediger herre verdinget hat zu malen genglichen miteinander die furchen zu den Augustinern umb vireghenhundert guter Riniſcher gulden daz uns daran der wolgeborne herre Zer Conrad herre zu Winsperg des heiligen Romischen Richs Erbekamerer gegeben und bezalt hat von wegen in namen und anstatt des selben unſ gnedigen herren des Romischen und zu Ungern zc. künigs zweihundert Riniſcher gulden uff hüt dato diß brieſſs Zernmb so sagen wir obgeschriben Heinrich grübel Caspar sündler und Johans lederhose für uns und unſere erben die obgenanten unſere gnedigen herren den künig und unſern herren von Winsperg an ſiner gnaden stat der obgeschribenen zweyhundert gulden mit diſem brieſſ quitt und ledig des zü urkünd so ich obgenannter Heinrich grübel für mich und myn erben und von bette wegen der vorgeannten Caspars sunder und Johans lederhoser für sie und ire erben uns der vorgeschribenen quittung zu besagen myn eigen insigel gedruckt zu rücke uff diſen brieſſ.

Geben zu Costen uff sant Ulrichs tag (4. Juli) anno domini millemo ccccxviii^{mo}.

Der Leitung des Hohenlohischen Hausarchivs sei für die gütige Mitteilung der Urkunde unser bester Dank ausgesprochen. Eine weitere Urkunde über den Bau der Kirche zc. wird Herr Dr. Gramm zusammen mit anderen Forschungen demnächst publizieren.

171) Aus der Höhe der Summe läßt sich also kein sicherer Schluß ziehen. Möglich bleibt, daß eine ganz besonders berühmte und begehrte Kraft nur für die Bilder der Arkadenzwickel und des Chores so hoch bezahlt wurde. Auf die Verschiedenheit der Bilder haben wir sofort hingewiesen. Sofort erkennbar ist, daß der obere Gemäldefries und die Zwickelbilder der Nordwand (bis auf eines) zwei in sich auch verschiedene, aber ungleich weniger fortgeschrittene Hände verraten als die Zwickelbilder der Süd- und Westwand und jene prächtige Königsgestalt bei der Orgelbrüstung an der Nordwand, die ein Porträt des Königs selber sein könnte.

172) S. u. a. die Exposition des arts primitifs.

173) Der ja möglicherweise mit dem Hance de Constance identisch ist.

174) Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 152 ff.

175) Ebenda, S. 116. „Im jar 1446 ward die absyt im münster gegen stouf sampt dem schnecken usgemacht.“ Ruppert, Chron., S. 281.

176) Heute noch der übliche Zugang zum Dachraum.

177) Wir wissen an ähnlicher Stelle keinen solchen hohen Aufbau zu konstatieren.

178) Mit einer gewissen Sicherheit lassen sich nach Berücksichtigung der dargestellten Szenen und der in der Konstanzer Armenbibel aufgeführten Propheten nachfolgende Paare feststellen:

Moses (Gen. 3, 14, Exod. 3, 2, Num. 17, 8) und Isaias (7, 14 und 9, 6);

Samuel (Richter 6, 36—38) und David (Ps. 71, 6);

Jeremias (31, 22) und Ezechiel (44, 2);

Habacuc (cap. III nach der Septuaginta: „in medio animalium cognosceris“) und Michäas (5, 2).

179) Es gibt aber keine Möglichkeit, sie bestimmt dem Beginner oder dem Vollender zuzuschreiben.

180) Marmor a. a. O.

181) Ich möchte an Hans Böblinger denken, der 1435 für Konstanz als Geselle belegt ist. Obgleich er 1439 „der gnädigen Herrschaft von Württemberg“ geschworen hatte, um 1440 in Pflingen weilte (Klemm, S. 87), mag er doch gleichzeitig am Konstanzer Dombau eine führende Stellung eingenommen haben, bis er in Vincenz Eufinger mit Beginn des V. Jahrzehnts einen dauernden Ersatz fand. (Gr.)

182) Der Terminus post quem ist die Einwölbung der Kapelle im Jahre 1423, da das Bild genau an das Gewölbe angepaßt ist.

183) Schmarfow, Die Oberrheinische Malerei und ihre Nachbarn. Leipzig 1903.

184) Man sehe nur die Martha im Mahl; man sehe, wie die schlafenden Heiligen aufeinander gefleht sind u. a. m.

185) Dvorčák a. a. O., passim.

186) S. Stadler u. Friedländer in der zum ersten Abschnitt erwähnten Literatur.

187) In der oben zitierten Abhandlung.

188) Von verschiedensten Seiten, auch von Schmarfow, a. a. O., wird dem zugestimmt.

189) Dvorčák, a. a. O.

190) Katalog der öffentl. Kunstsammlung in Basel, Nr. 641—645. Auch 639 und 640, ebenso wie 647 haben wohl ursprünglich zu dem Altar gehört, der den gleichen Gedankenkreis wiedergab wie das Speculum humanae salvationis.

191) Uns scheint eher eine Beziehung des Altars zu der vor van Eyckschen französischen Kunst zu erkennen.

192) Nämlich die Nummern 639—646. Das ist doch alles zu auffallend.

193) Aus den pekuniären Verhältnissen des Bischofs, insbesondere nach seiner zweiten Resignation 1433, wäre es dann sehr leicht zu erklären, warum Wig in den dreißiger Jahren von Konstanz weg und nach Basel zog, auch abgesehen von den Lockungen des dortigen Konzils.

194) S. Schmarfow, a. a. O., S. 94 u. Tafel I.

195) „Ein anderer, wahrscheinlich oberrheinisch deutscher Meister, wie besonders die liebliche reichblonde Madonna zeigt“, Buchhardt, Cicerone¹, Basel 1855, S. 847. Woltmann-Woermann, Gesch. der Malerei, II, S. 96 und Cicerone (7. Auflage) halten ihn für einen Römischen Meister, was in der Tat weniger wahrscheinlich dünken will.

196) Justi, Jahrb. der königlich preussischen Kunstsammlungen, XVI, S. 28, f. Donauer, Génes et ses environs 1898, S. 14. — Photographie Alinari 15365.

197) Über den Handel s. Schulte, Geschichte des westdeutschen Handels, Band I, S. 623. Auch später noch war Ravensburg ein Sitz künstlerischen Lebens, ein Beweis dafür der Bildschnitzer des Überlinger Rathausaales. — All die angeblichen Nachwirkungen des Gentile da Fabriano, wie eine gänzliche Nachahmung des Genter Altars kann ich in dem Werk nicht finden.

198) In Ulm sind wenigstens bisher die Vorstufen Multscherscher Kunst nicht aufzufinden gewesen.

199) Festschrift, a. a. O.

200) Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde. Neue Folge, Bd. X, S. 232 ff.

201) Und zwar etwa den Untersee. Die Berge und die im Hintergrund erscheinenden Alpen sind doch zu charakteristisch.

202) Die bemalte Holztafelung eines Privathauses, aus mehreren Brettern bestehend.

203) Katalog Nr. 25—30.

204) S. den Katalog der Galerie.

205) Sie stammen aus der Sammlung des Domdekan Zirscher, jenem berühmten Sammelbecken vieler durch die Säkularisation und das mangelnde Verständnis der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts freigewordenen Bilder. Die ganze oberrheinische Kunstgeschichte wäre vielleicht klar, wenn wir die Provenienz der Zirscherschen Stücke künnten. None hat diese Stücke auf Salem lokalisiert.

206) Der Kodes des Rosgartenmuseums in photographischer Wiedergabe von Photograph G. Wolf in Konstanz. Der Aulendorfer Kodes im Lichtdruck publiziert von Sevin, Karlsruhe 1881.

207) Raugsch, Die Handschriften von Ulrich Richental's Chronik des Konstanzer Konzils. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins N. F., Bd. IX (1894), S. 443 ff.

208) S. oben die Pfalz.

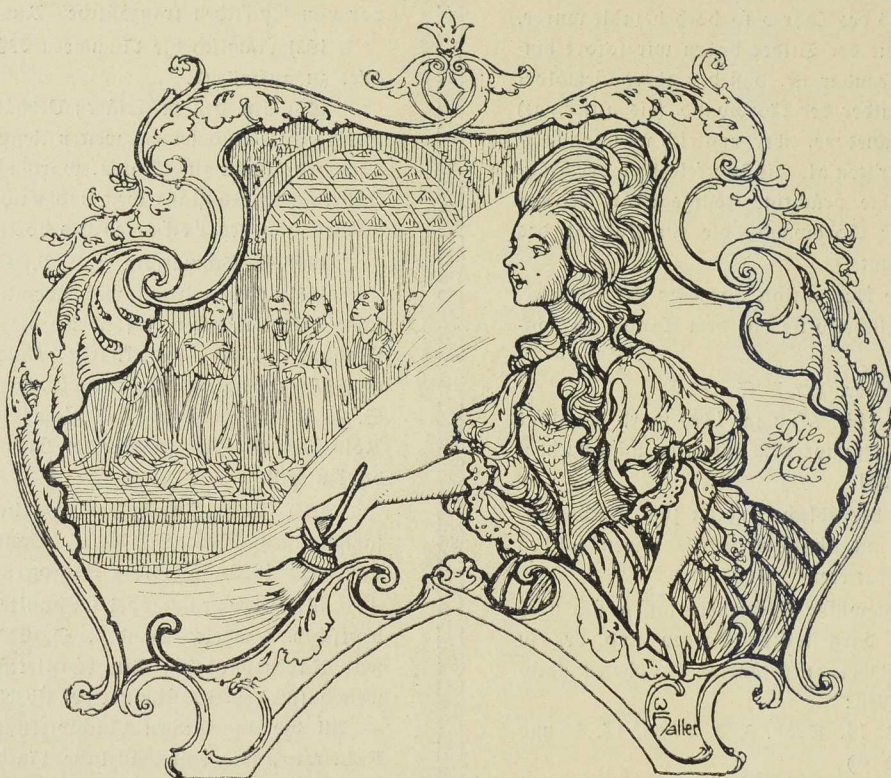
209) Ich vermeide es, hier näher auf die verwickelte Frage des Hausbuchmeisters einzugehen, weise aber auf

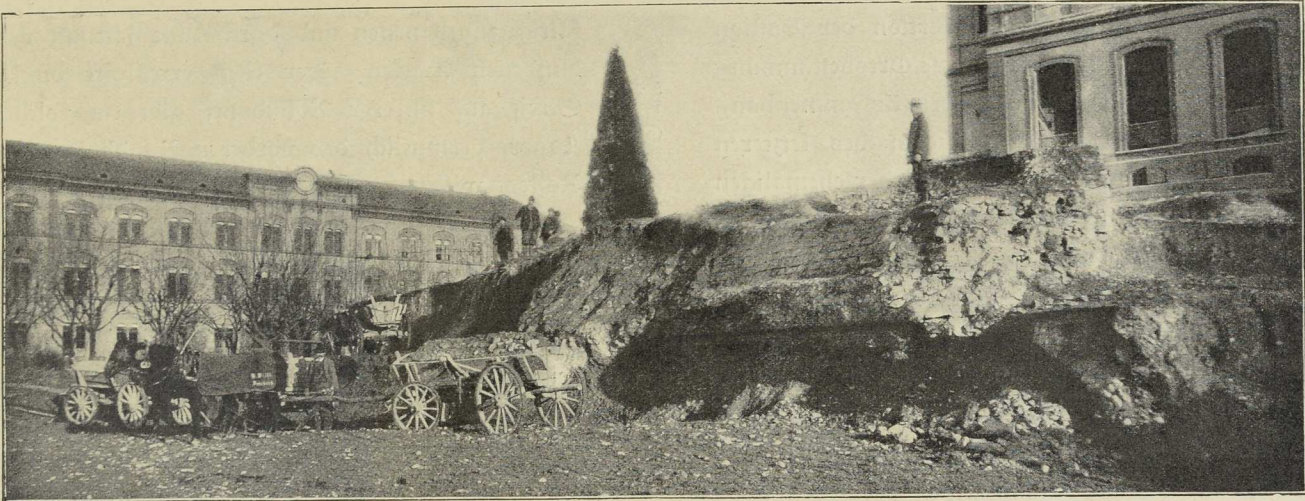


den demnächst erscheinenden Aufsatz eines jüngeren Kunsthistorikers hin, der einen neuen Beitrag gibt.

210) Die Sprache des Hausbuchs ist zweifellos die alemannische, was allerdings auch auf Abschrift beruhen kann.

211) In einer heraldisch sichern Deutung der Wappen, aber keiner vagen, ist wohl der sicherste Aufschluß zu suchen.





Rechte Bastionsface der St. Leopolds-Bastion (nach einer Aufnahme von Prof. Dr. Stork).

Die Ausgrabungen der Mauerreste an der westlichen Stadtbefestigung im Jahre 1907.

Von Mathias Stammniz.

Als Ergänzung zu der im 33. Jahrgang veröffentlichten geschichtlichen Baubeschreibung der ehemaligen Festung Freiburg i. B. und unter Hinweis auf die darin enthaltenen Pläne 7, 8a und 8b der drei Polygone der westlichen Angriffsfront soll an Hand beifolgender Abbildungen das Resultat der Freilegung von Mauerresten der IV. Bastion Dauphin, der späteren Leopolds-Bastion kurz mitgeteilt werden. Diese fanden sich auf dem Bauplatz an der Berthold- und Werderstraße gelegentlich der Gründungsarbeiten des Stadttheater-Neubaus vor.

Das Leopolds-Bollwerk hatte am 14. Oktober 1713 während des Kampfes um die von Harsch errichtete Lünette den Sturm durch Marschall Villars auszuhalten, wobei gegen 200 Österreicher unter Leutnant Rehling aufgerieben wurden. In der Stadtplan-Beilage vom Jahre 1906 mit blau eingetragener Festung ist in ihrer Gesamtdisposition die St. Leopolds-Bastion bei IV mit davorliegender Lünette bei C durch letztere besonders bezeichnet.

Zur Verstärkung der westlichen Front war vor der Bastion St. Leopold in der Verlängerung der Bastionsspitze die schon eingangs erwähnte Lünette (bei C) im jetzigen Büßchen Reb Gelände

westlich der Moltke-, nördlich der Wilhelm- und südlich der Bertholdstraße und dem Hotel Zähringer Hof) von Harsch angeordnet als ein kleines detachiertes Fort, am Fuße des Glacis beginnend, mit vorliegendem, trockenem Graben. Die Lünette bestand aus zwei Facen und zwei Flanken und war in der Kehle, d. i. in dem nach rückwärts offenen Teil des Werks, durch Palisaden abgeschlossen. Mit dem gedeckten Wege der Leopolds-Bastion stand die Lünette durch einen palisadierten Weg in Verbindung, welcher gleichzeitig eine die Kehle derselben flankierende Anlage bildete. Der Bau der Lünette war beim Beginn der Einschließung der Festung (Anfang Oktober 1713) durch die Franzosen noch nicht ganz fertiggestellt und wurde angesichts des Feindes vollendet. Näheres über den Kampf um die Lünette wurde im Tagblatt vom 14. Oktober 1894 von Dr. Albert veröffentlicht; deshalb sei hier dieselbe als Bestandteil der Bastion St. Leopold nur in ihren Bauteilen erwähnt.

Die zur Erbauung der Fundamente des neuen Stadttheaters nötigen Grab- und Aufräumungsarbeiten förderten im Sommer 1907 eine Anzahl Mauerreste der Vaubanschen Befestigung zutage, welche im beifolgenden Lageplan eingezeichnet

sind und Anlaß zur Rekonstruktion der Bastion Dauphin gaben, um eine genaue Ortsbestimmung der einzelnen Bestandteile in ihrem Zusammenhang zu ermitteln. Von Bruchstücken des letzteren wurden aufgefunden zunächst bei der ehemaligen Villa Platenius im verglichenen Abstand um dieselbe von za. 27 m:

zwei Bestandteile der linken Kavalierrauern, je za. 5 m lang und 3 m breit;

ferner ein größerer Block von za. 30 m Länge und 3,50 m Breite in der Flucht der rechten Bastionsface des höchstengelegenen Abschnittes;

sodann beim ehemaligen Gärtnerhaus in einem Abstand von diesem mit za. 10 m das 25 m lange und 2 m breite Teil der zurückgezogenen Flanke beim linken Orillon nächst der jetzigen Werderstraße.

Die rechte Bastionsface wurde vor dem Abbruche im Bilde photographisch festgehalten. Die obenstehende Aufnahme von Prof. Dr. Stork zeigt im Hintergrunde links das Bertholds-Gymnasium, rechts Mauerreste der teils abgebrochenen Villa Platenius zur Orientierung. Wie auf dieser Abbildung ersichtlich, waren die Mauern in ihrem Gefüge wohl erhalten, mit fugenrechten Quadern nach dem Neigungsprofil der Bastionsface gearbeitet und eine saubere Sichtfläche bildend.

Unter dieser Sichtfläche ist das rohe Fundamentmauerwerk erkennbar, dessen untere Kante auf der Photographie durch einen geradlinig durchlaufenden dunklen Streifen deutlich bezeichnet ist. Es saß nicht unmittelbar auf der Anschüttung auf, die den Kern der Bastion bildete¹⁾, sondern war zu größerer Sicherheit auf einen Rost sich kreuzender starker Balken gegründet, von denen freilich jetzt sich nur noch geringe Spuren erhalten hatten. Vierkantige, mit Holzmoder gefüllte Rinnen, die die unterste Schicht des Fundaments in Abständen von etwa 1 m kreuzweise durchzogen, bezeichneten die Lager der offenbar sorg-

1) Auf dem Bilde (Titelvignette) erscheint unter der Kante des Fundamentmauerwerks ein Hohlraum, der erst bei den Aufräumungsarbeiten entstanden ist; man muß sich diesen Hohlraum ohne tiefere Fundamentsohlen nur mit Schutt ausgefüllt denken. Auf diesem Schutte lag der Holzrost, dann das Fundamentmauerwerk und zu oberst das Quadermauerwerk des Kavaliers.

fältig zubehauenen und durch Überblattung verbundenen Balken. Der eben erwähnte dunkle Streif auf unserer Abbildung gibt ein solches Lager, vermutlich des vorderen Randholzes des Rostes, wieder.

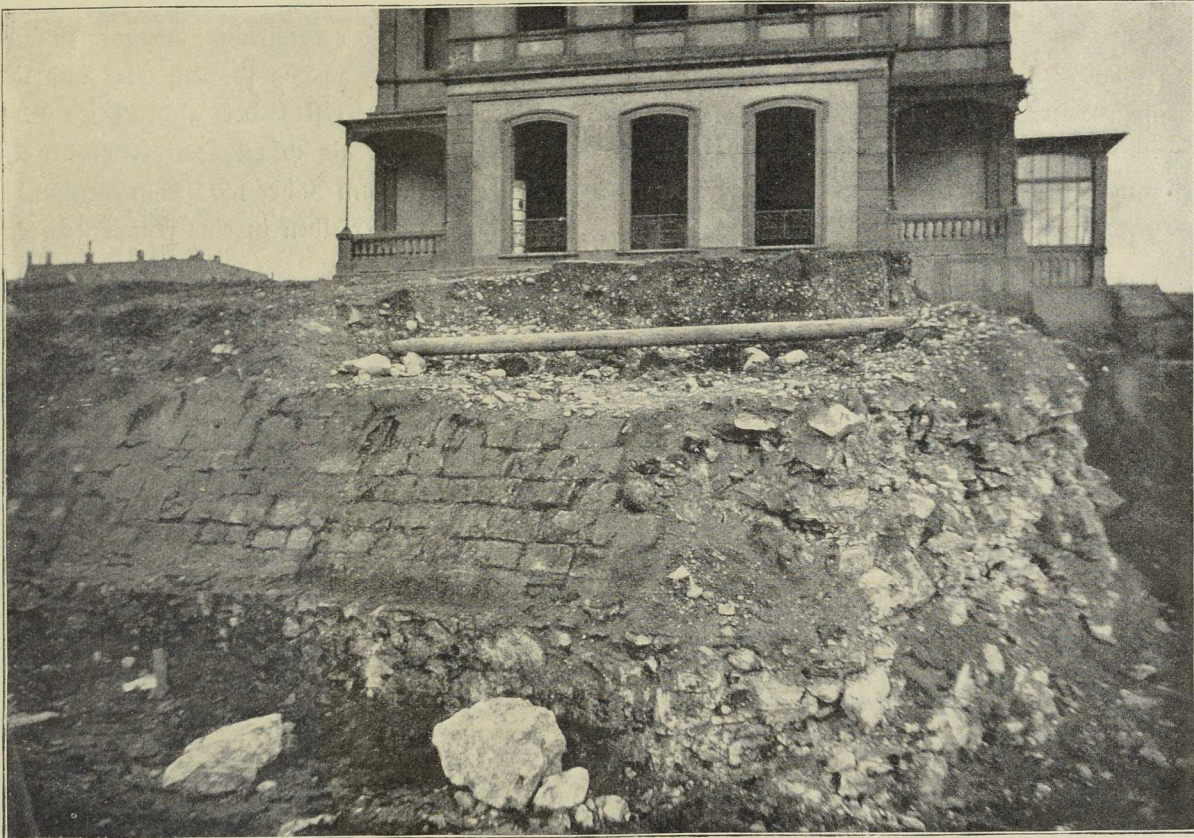
Weitere Mauerreste fanden sich im Baublock nächst der ehemals den Nachbarn Wolf und Morsch, jetzt der Stadtgemeinde gehörigen Häuser, im Hintergebäude der geschlossenen Häusergruppe bei der Moltkestraße. Diese zerstreut in einzelnen kleineren Mauerblöcken gefundenen Teile der Böschungsmauer waren Bestandteile der dem feindlichen Angriff am meisten ausgesetzten unteren Bastionsface, welche vom nassen Graben umgeben war. Die Bastionsspitze war verbunden durch eine Brücke mit dem äußeren gedeckten Weg und dessen einspringendem Waffenplatz. Dieselbe wurde an ihrem exponiertesten Teile durch heftigstes Bombardement und Breschelegen zerstört, woraus sich die Lage der im Graben mit vielen Kanonenkugeln unregelmäßig zerstreut aufgefundenen Mauerreste erklärt. Ein Teil der letzteren lag in der Richtung der rechten Böschungsmauerflucht, aber auch da ohne Zusammenhang. Unter diesen Fundstücken befand sich ein einziges Türsturz oder ein Verdachungsstück mit aufgesetzter im Barockstil gehaltener Kartusche, welches offenbar der Ausfalltor-Umrahmung — der sog. Poterne — angehörte und jetzt in der städtischen Altertumsammlung untergebracht ist. Diese Annahme des Ursprungs ist dadurch begründet, daß beim Festungsbau außer dem Ausfalltor, welches in der Flucht der Kurtine lag und die Tenaille mit dem Waffenplatz durch eine Ausfallbrücke verband, kein anderer Bauteil ornamental verziert war, als höchstens noch die Bastionsspitze, und zwar gewöhnlich mit einem Wappen. Der am vorgefundenen Wappenbruchstück gearbeitete Grund hat aber nur eine senkrechte geradlinige Fläche (siehe Schlußvignette), die nur zu einer Türumrahmung paßt, mithin nur der Poterne angehören konnte.

Im allgemeinen haben die Fundorte wie die vorgefundenen und geometrisch festgestellten Höhenlagen der Mauerreste die Rekonstruktion im Lageplan sowohl wie im Plan 7 der Befestigung — Höhenprofil — zum Schema einer Polygonseite nach Vaubans I. Manier (siehe Jahrl. 33, S. 82)

in ihren Einzelheiten vollauf bestätigt; aber auch interessante Aufschlüsse über die Fundationsverhältnisse der angrenzenden Gebäude sind durch die Rekonstruktion im Lageplan gegeben, woraus ersichtlich ist, daß das Berthold-Gymnasium und



lich größeren Fundamentsohltiefen aufgeführt werden mußten, wodurch ganz abnorme Höhen der Kellerräume sich ergaben, besonders im rechten der Bastionsface und Tenaille zugekehrten Flügel. Derselbe wurde dann auch ursprünglich als Turn-



Struktur des Quadermauerwerks der St. Leopolds-Bastei (nach einer Aufnahme von Prof. Dr. Stork).

die höhere Bürgerschule (Oberrealschule) an der Werderstraße zum größten Teil mit ihren Fundamenten auf der Grabensohle, zum kleineren Teil auf dem Walle stehen.

Dies hatte z. B. beim Bau der Realschule zur Folge, daß die Kellermauern teilweise auf beträcht-



halle eingerichtet, bis der spätere Anbau einer Turnhalle im Schulhof an der Milchstraße erfolgte. Die dadurch freigewordenen Räume werden wegen ihrer großen Höhe seither zweckmäßig zur Unterbringung und Überwinterung von Tropenpflanzen der öffentlichen Gartenanlagen verwendet.



Nachtrag.

Beim Dreifachertor, dem ehemaligen Hauptzugang zur Stadt, wurden durch Grabungen im Frühjahr 1909 infolge des Erweiterungsbaues der

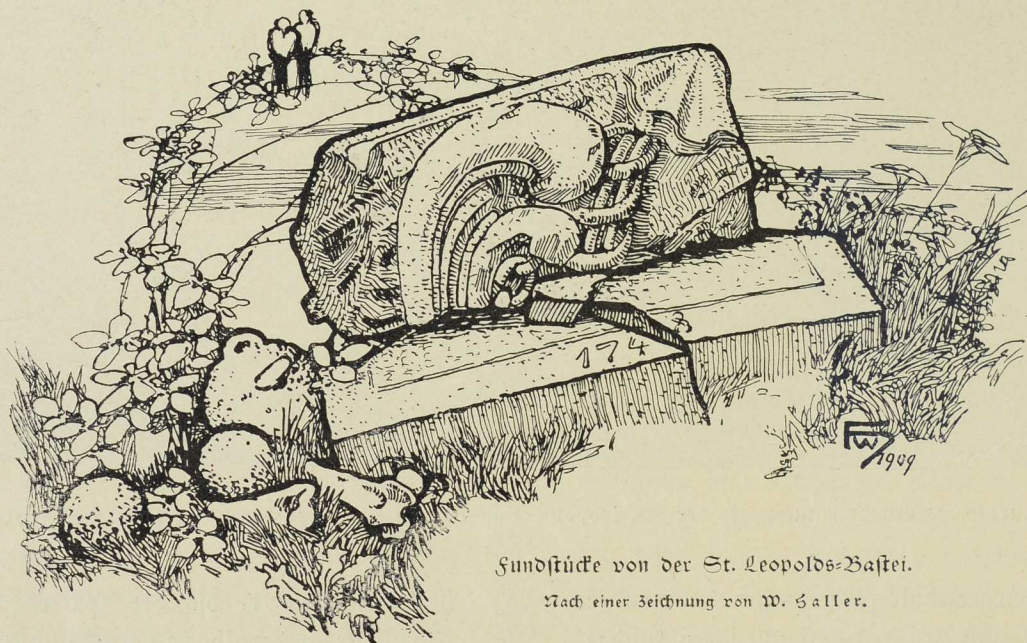


dort untergebrachten Handelsschule Festungsmauerreste im rechten Anschluß an das Tor, unter dem jetzigen Dienstwohnhaufe freigelegt, die durch

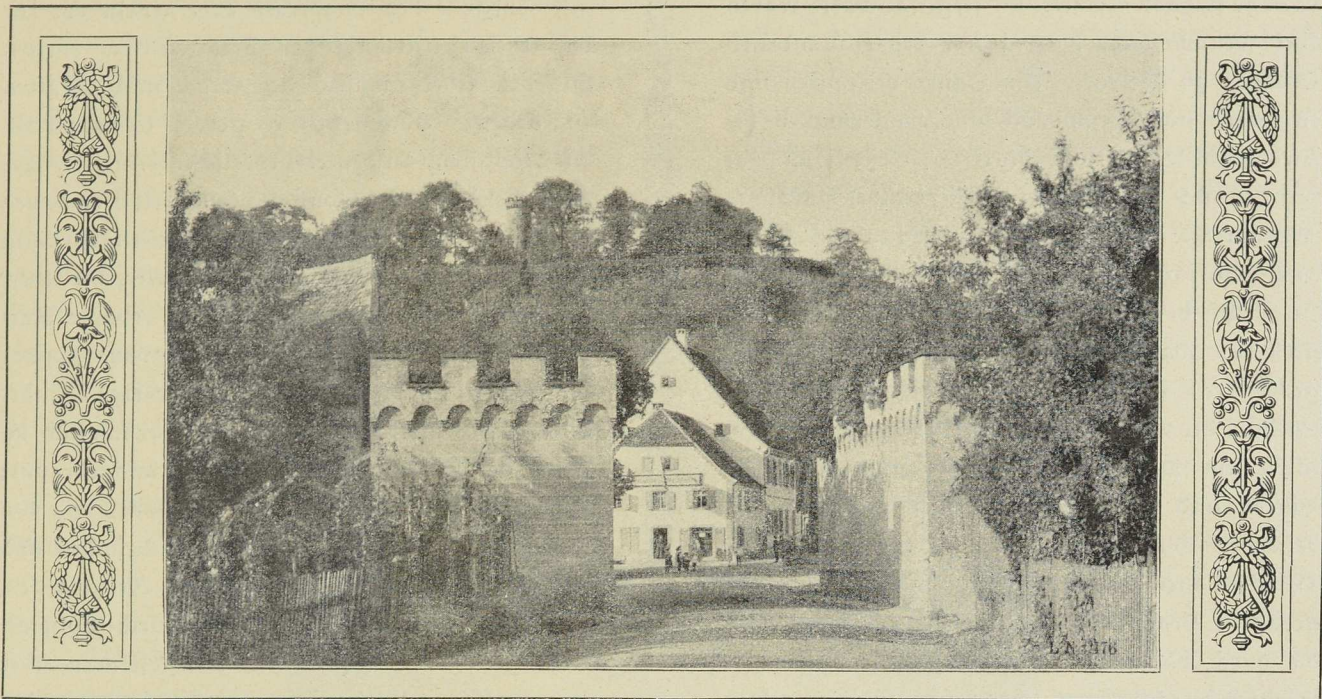
Sprengung beseitigt werden mußten. Dieselben zeigten wie die Wallmauern des zweiten Bollwerks „Bastion du roi“ (später Kaiser-Bastei genannt), welche gelegentlich der Erbauung des evangelischen Gemeindehauses und der Pauluskirche im Jahre 1907 hinter dem Amtsgefängnis im ehemaligen Rebgelände auf dem Wall zwischen dem Holzmarktplatz und der Dreisamstraße freigelegt wurden, ein unregelmäßiges Gefüge von Wackmauerwerk in einem steinharten Mörtelbett ähnlich unseren neueren Stampfbetonbauten. Unverkennbar ist den Courtinenmauern nicht die Sorgfalt der Ausführung zuteil geworden wie



den Bastionsfacen; und es ist auffallend, wie wenig tief dieselben fundiert waren, soweit sie nicht kasemattiert wurden. Der Eindruck des Flüchtigen in der Herstellung der sehr umfangreichen Festungsanlage, welche Vauban in der Zeit von 1677—83 außer der Schloßbergbefestigung und der Vernichtung der Vorstädte zu bewältigen hatte, ist in der oft leichten Bauart zu bemerken im Gegensatz zu den soliden, stark und tief fundierten Mauerresten der alddeutschen Stadtwandung, die als Gürtel den Kern der Altstadt umfing bis zum Jahre 1677, dem Beginn der Umwandlung derselben in eine französische Festung.



Grundstücke von der St. Leopolds-Bastei.
Nach einer Zeichnung von W. Saller.



Das Kupfertor zu Breisach.

Breisach vor hundert Jahren. (Anfall an Baden.)

Von Otto Langer.

UNDERT Jahre sind bereits um-
laufen, seitdem Breisach¹⁾ mit dem
Breisgau an Baden gekommen ist.
Es gelangte durch den Frieden von
Preßburg (1805) in die Hand des damaligen Kur-
fürsten Karl Friedrich von Baden, dessen Vor-
fahren, die Herzöge von Zähringen, bis 1218 sich
im Besitze des besagten Gaues befunden hatten.

Breisach war dem Kurfürsten nicht fremd,
er hatte es schon als Markgraf von Baden am
24. August 1791 besucht²⁾. Den Zugang nahm
er dabei durch das südliche Stadttor, das sog.
Neutor³⁾, und begab sich von da zunächst auf den
daneben gelegenen „Eckartsberg“⁴⁾. Die Stadt
zeigte sich ihm noch im alten, wohl erhaltenen, un-
versehrten Zustand⁵⁾. Die Festungswerke und
sonstigen militärischen Anlagen waren damals
freilich schon zur Schleifung und Niederlegung
gekommen, die Stadt an und für sich hatte jedoch
dadurch sonst keinerlei Änderung erfahren und



selbst die Tore, Türme und Kasernen waren er-
halten geblieben⁶⁾. Nach dem Spätjahr 1793
zeigte sich aber ein anderes Bild. Vom 15. bis
19. September 1793 wurde die Stadt, wie bekannt,
durch die Franzosen in Brand geschossen und zer-
stört (Schauinsland XX, S. 193 ff.). Die Be-
wohner mußten unter Zurücklassung ihrer Habe
durch schnelle Flucht ihr Leben retten. Kaum
ein Haus blieb unbeschädigt, nur wenige Gebäude
überdauerten die Tag und Nacht fortgesetzte Be-
schießung, fast alle sind Ruinen geworden, wie
wir solche, vom früheren Frauenkloster herrührend,
heute noch zum Teil sehen können. Die nach aus-
wärts geflüchteten Bürger der Stadt fanden sich
mit ihren Familien im Verlaufe der nächsten Jahre
zum größten Teile in Breisach wieder ein und
begannen für neue Wohnstätten zu sorgen, soweit
es die „Brandassurancesentschädigungen“ er-
laubten. Diese Entschädigungen einschließlich des
Ergebnisses einer öffentlichen Sammlung, welche

120 000 fl. (205 714 Mk. 29 Pfg.) abwarf, waren aber weitaus nicht hinreichend, den entstandenen Schaden zu decken. Zehn Jahre vergingen und es waren noch kaum auch nur einigermaßen befriedigende Verhältnisse eingetreten. Der Magistrat wendete sich deshalb am 6. September 1803, sowie am 30. Januar bzw. 4. Februar 1804 mit einer Entschädigungsbitte an Kaiser Franz II. In recht bewegten Worten wurde darin ausgeführt: „daß noch nicht zwei Drittel der eingäscherten Häuser wieder aufgebaut und fünf Sechstel der Einwohner zu Bettlern gemacht seien, sowie ein Drittel derselben genötigt wäre, in Hütten und Grufren zu wohnen“. Die Stadtbehörde schlägt dabei den Schaden auf über $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark an. Wie sich aus einer beigefügten Bemerkung ergibt, würden sich übrigens die durch das große Unglück gebeugten Bürger in ihrer verzweifelten Lage schließlich mit dem zehnten Teil davon begnügt haben, wenn er ihnen von einer rettenden Hand geboten worden wäre. Zu dem besagten Schaden der Einwohner kommt noch, daß die Stadtgemeinde linksrheinische Besitzungen im Werte von mindestens 257 000 Mk. ohne jede Vergütung an Frankreich verlor. Außerdem gerieten infolge der französischen Revolution ganz bedeutende Summen in Verlust, die als Stiftungsgelder (Fonds der Präbenden, des Spitals, des aufgehobenen Marienauerklosters etc.) im Elsaß angelegt waren.

Alles, was auf die erwähnte Bitte erfolgte, bestand jedoch nur in einer allergnädigsten Vertröstung Ihrer Apostolischen Majestät dahin: „daß sie der armen, gänzlich zugrundegerichteten und für die österreichische Monarchie aufgeopferten Einwohnerschaft bey ruhigen Zeiten eine allermildeste Aerial-Entschädigung zugehen lassen würde“. Und bei dieser Vertröstung verblieb es. Es brachen neue Kriege aus, Breisachs Bürger wurden dadurch selbst wieder weiter in Mitleidenschaft gezogen und die frohen Hoffnungen, mit welchen sie sich trugen, wollten sich nicht erfüllen.

Der Breisacher Chronist P. Gsell, welcher ein Zeitgenosse der eben geschilderten Ereignisse (1793) war, glaubt: „man werde nach Jahrhunderten noch mit Trauer die Kunde von dem über Breisach hereingebrochenem Unglück vernehmen“.

Aufgabe des Stadtrats aber wurde es, für die Wiederherstellung des Zerstörten zu sorgen und den Wiederaufbau der Stadt nach Kräften zu fördern. Doch fehlte es gerade damals dazu am Nötigsten, an den erforderlichen Mitteln. Die Stadtbehörde hätte sonst sicherlich selbst zu bauen begonnen und wäre zunächst zur Wiedererstellung eines Rathauses geschritten. Das alte, im Übergangstil (Gotik-Renaissance) 1536 erbaute Rathaus, dessen stehengebliebene prachtvolle Fassade erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgetragen worden ist, war nämlich infolge der Stadtbeschießung (1793) ausgebrannt; es wurde aber von einem Wiederaufbau aus den angegebenen mißlichen finanziellen Gründen und im Hinblick auf die fortdauernden Kriegszeiten, in welchen die Bürger ohnehin durch Einquartierungen, Lieferungen und Kriegssteuern über ihre Kräfte in Anspruch genommen wurden, davon abgesehen. Man suchte sich durch Benützung eines anderen weniger beschädigten Gebäudes sorglich zu helfen und richtete zur Aufnahme der städtischen Kanzleien das von dem Breisacher Bürgermeister Gervasius von Pfors 1511 im gotischen Stile erbaute, in der Oberstadt an der Ecke der Ketten- und Kloster- (früher Metzger-) Gasse gelegene Erkerhaus Nr. 389 her. (Über von Pforr sehe man Professor Dr. Fridr. Pfaff, Schauinsland XXIV, S. 29 ff.) Dasselbe konnte sodann von 1797 ab in Benützung genommen werden und wird von manchen heute noch das „alte Rathaus“ genannt. Es mußte freilich bis auf den zweiten Stock abgetragen werden, um es wohnlich zu machen, bildet aber, insbesondere seitdem es von dem jetzigen Besitzer, Herrn Gemeinderat Xaver Rudinger, mit ebensoviel Verständnis als Geschick stilgerecht wieder neu hergerichtet ist (1903/4), eine Sehenswürdigkeit Breisachs. Dieses Haus wird als Absteigequartier Kaiser Karls VI. (1711—1740) bezeichnet. Es sollte aber nicht lange als Rathausersatz dienen und schon vor 1808 wurde das heutige Rathaus am Münsterplatz seinem gegenwärtigen Gebrauche zugeführt. In diesem befand sich in früherer Zeit die städtische Münzstätte und dann die Volksschule. Letztere wurde in die wieder ausgebauten Restbestände des ehemaligen umfangreichen Frauenklosters

(congrégation de notre dame) verlegt, soweit dieselben wieder zur Herrichtung kamen.

Die Beschaffung einer endgültigen Unterkunft (Rathaus) für die städtischen Behörden war übrigens durchaus nicht rasch von statten gegangen. Noch im Jahre 1805 hatte sich der Magistrat auf der Suche nach geeigneten Baustellen befunden. Er hatte dabei namentlich die Brandstätten der Klöster, wie z. B. jene der Augustiner und der Franziskaner 7) ins Auge gefaßt. Die ausgebrannten Umfassungsmauern dieser Klöster sollten für die besagten städtischen Zwecke ausgebaut werden und die betreffenden Brandentschädigungsgelder als ein Zuschuß zu den Baukosten zur Verwendung kommen. Es kam jedoch nicht hierzu und ist weder ein Rathaus, noch, wie ursprünglich beabsichtigt war, ein neues Syndikats- und Rentamtsgebäude (Kauf- oder Lonhus) errichtet worden.

Nebenbei wurde eine besondere Tätigkeit bezüglich der Aufräumungsarbeiten entwickelt. Man war eifrig bestrebt, den von den eingestürzten Häusern herrührenden Bauschutt wegzuschaffen und es war dies kein geringes Geschäft. Der Schloßplatz ist bekanntlich von einem tiefen und sehr breiten Graben (Zwinger) umgeben. In diesen Graben verbrachte man nun den viele tausend von Wagen betragenden Bauschutt und füllte damit den südlichen Teil des besagten Zwingers vollständig aus, so daß sich der heute vorhandene feste Zugangsweg bildete und jener des besonderen Burgwegs im Westen nebst der bestandenen (gewölbten und zug-) Brücke über den Zwinger überflüssig geworden ist, weshalb letztere nach ihrer Zerstörung auch nicht wieder zur Herstellung kam.

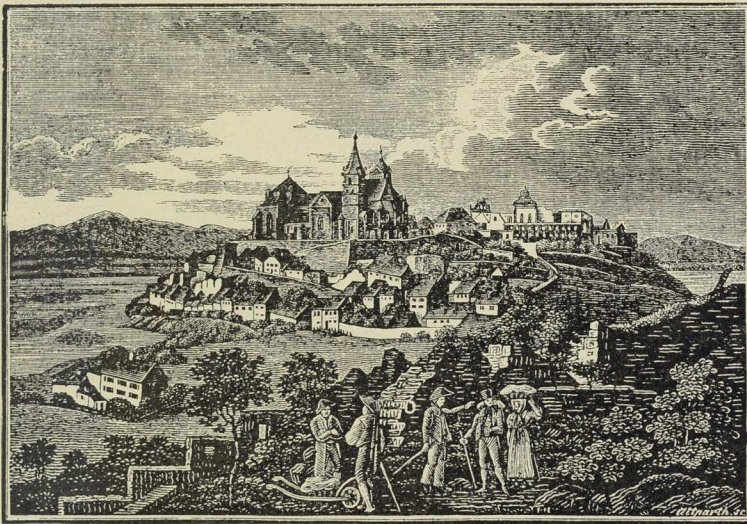
Aber nicht nur für das Äußere und die mehr auf dem wirtschaftlichen und sonstigen Stadtver-

waltungsgebiete liegenden Maßnahmen erstreckten sich die Vorkehrungen des Magistrats, er leitete auch die Neueinrichtung der Seelsorge in geordnete Wege. Mit der eingetretenen Stadtbefreiung (1793) verließen die Geistlichen Breisach, ohne wieder zurückzukehren. Bis zum 11. März 1796 erklang kein volles Glockengeläute mehr, obgleich schon am 16. September 1794 die Einwohner, soweit sie sich in Breisach wieder eingefunden hatten, beim Magistrat, dem die Besetzung zustand, dringend um Anstellung eines Vikars an Stelle der abwesenden, ohnehin „decrepiten“ (altersschwachen) Herren Präbendare eingekommen waren. Später wurde sodann dem Franziskaner-

pater Franz Xaver Kempf vom Magistrat die Präbendvikariatsstelle übertragen, welche derselbe mehrere Jahre versah, nachdem ihm nachher noch der Franziskaner-Konventuale Kösch beigegeben worden war.

Nicht uninteressant sind die Bedingungen, welche Pater Kempf an die Ernennung knüpfte. Er verlangte: man

möge ihm, weil er keine media (Mittel?) zu seiner Existenz in Händen habe und doch in Breisach selbst wohnen sollte, ehestens ein anständiges Quartier nebst einem Quartal-Salarium anticipando anweisen. Der Magistrat entsprach diesem Begehren unter sofortiger Gewährung eines Quartals von 60 Gulden mit der Zusicherung auf Beförderung bei Besetzung der zunächst offen werdenden Präbendstelle oder anderer dienlicher Gelegenheit. Es sollte jedoch hiezu nicht kommen, da Pater Kempf nachher Pfarrer in Oberbergen wurde und daselbst am 6. April 1821 gestorben ist, tief betrauert wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften als Mensch und Christ, aber auch hochgeschätzt wegen seiner großen Gelehrsamkeit.



Breisach aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Aus „Seunisch: Der Eddball und seine Völker. Beschreibung des Großherzogtums Baden“. Stuttgart 1836.

Wenn nun auch Pater Kempf und sein Konfrater Kösch in Breisach keine dauernde Verwendung fanden, so erfreuten sie sich doch wenigstens der kräftigen Unterstützung seitens des Magistrats in der ihnen übertragenen Stellung gegenüber dem bischöflichen Ordinariate. Mit diesem lebten bekanntlich die Ordensgeistlichen nicht immer in bestem Einvernehmen und lehnten die letzteren gerne die bischöflichen Anordnungen ab. So geschah es auch vonseiten unserer beiden Franziskaner-Konventualen. In einem gegebenen Falle nämlich riefen diese am 25. November 1806 in eigenem Namen und im Namen ihrer Vorgesetzten (principales) protestando gegen Weisungen des Ordinariats den Magistrat um Schutz an, der von letzterem auch, und zwar unter entsprechender Verwahrung, gewährt wurde. So dahier damals.

Bei dem tatkräftigen Zusammenwirken der Stadtoberkeit und der zurückgekehrten Bewohner begann nach und nach einige Besserung einzutreten. Obgleich aber Breisach nach den ersten auf die schwere Katastrophe (1793) folgenden Jahren sich erst zum Teil wieder aus der Asche erhoben hatte, fanden sich die Franzosen 1796 und 1799 daselbst ein und brandschatzten von da aus die Umgegend, die Stadt selbst mit Einquartierungen und Lieferungen aller Art belastend.

Frankreich setzte den Krieg gegen die Nachbarstaaten mit Erfolg fort und Napoleon Bonaparte war es insbesondere, unter dessen Führung die begonnenen Kämpfe glücklich durchgeführt wurden. Landesgrenzen wurden verschoben, alte Herrschaften verschwanden und neue wurden geschaffen. Wem fielen hierbei nicht die Worte Gottlieb Konrad Pfeffels in dem Gedichte „Die Stufenleiter“ ein, lautend: „Du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein“.

Für den Breisgau und somit auch für Breisach war zunächst der am 17. Oktober 1797 zu Campo-Formio abgeschlossene Friede von besonderer Bedeutung. Danach sollte das Herzogtum Modena Frankreich zugeschlagen und dafür dem Herzog Herkules III. von Modena der Breisgau zugereilt werden. Der Herzog gab sich bekanntermaßen damit aber nicht zufrieden und verweigerte die Annahme, worauf ihm am 9. Februar 1801 durch den Frieden von Lüne-

ville noch die Ortenau als weiteres Austauschstück zugeschieden wurde. Für den Herzog kam in Betracht, daß die ihm überlassenen Lande gegenüber dem Herzogtum Modena kaum den vierten Teil Einwohner zählten und nicht einmal den fünften Teil Einkünfte abwarfen. Er erklärte sich deshalb mit der neuen Ordnung nicht einverstanden. Doch dies half nichts und am 20. Dezember 1802 hat er sich dann endlich zur Annahme entschlossen. Die Übergabe an ihn erfolgte darauf am 4. März 1803 und am 2. April 1803 erließ der Herzog in italienischer und deutscher Sprache eine Proklamation an seine neuen Untertanen, in welcher er zugleich seinen Tochtermann, den österreichischen Erzherzog Ferdinand Karl, ein Onkel des Kaisers Franz II., zum Landesadministrator bestellte. Als sodann Herkules III. am 14. Oktober 1803 mit Tod abgegangen war, ging die Herrschaft an den genannten Erzherzog Ferdinand über. Keiner dieser Herren kümmerte sich besonders um das neu erworbene Land, keiner von ihnen besuchte es jemals und beide überließen das Regieren dem Freiherrn von Greifen-
eck in Freiburg. Die Breisgauer selbst waren über den Herrschaftswechsel keineswegs erbaut und Karl von Rotteck, damals 22jähriger Magistratspraktikant zu Freiburg, sprach sich über den erfolgten „Länder- und Menschenhandel“, wie er die betreffenden Vorgänge öffentlich nannte, aufs schärfste aus.

Die oben angezogene Proklamation vom 2. April 1803 lautet folgendermaßen:

„Wir Herkules der III. von Gottes Gnaden, Herzog von Modena, Reggio, Mirandola etc., Herr des Breisgaves und der Ortenau.

Die Stände des Breisgaves sind bedacht gewesen, Uns durch Schreiben vom 2. März die Nachricht von der an Uns geschehenen Übergabe dieses Landes zu erteilen, welche nach Vorschrift der Verfügungen fürsichging, die des Erzherzoges Ferdinand, Unseres Herrn Tochtermanns Königl. Hoheit, in der Eigenschaft als der von Uns in unserer Abwesenheit bestellte Landesadministrator, getroffen haben.

Die Empfindungen der besonderen Ehrerbietung und liebevollen Ergebenheit, welche in diesem Schreiben ausgedrückt sind, haben

unser Gemüt durchdrungen. Gerne folgen wir dagegen der Regung unseres Herzens, das Uns antreibt, Sie, besagte Stände vom gegenwärtigen Augenblick an, Unserer landesfürstlichen Gnade zu versichern und Ihnen alles Gute zu wünschen.

Die ununterbrochenen und unzweifelhaften Beweise von Treue und ehrfurchtsvollem Ge-



Unserer Seits werden Wir gewiß alle Kräfte dahin verwenden, das Wohl des gesamten Landes, sowie jenes des einzelnen Untertans mit jener väterlichen Sorgfalt, womit wir ihnen zugetan sind, zu befördern und es wird Unsere unaufhörliche Sorge seyn, uns jenes Vertrauens zu versichern, das man Fürsten schuldig ist, deren weise Regierung



Ansicht des Münsters von Süden. Nach einer Aufnahme von Hosphotograph W. Kratt, Karlsruhe.

horsam, womit Breisgau's Stände und Untertanen sich gegen ihre Beherrscher ganz besonders ausgezeichnet haben, bürgen Uns dafür, daß sie ebensolche Gesinnungen auch gegen Unsere Person hegen, und in Zukunft stets jenem Grundsatz getreu nachleben werden, welche bisher die weisen Anführer ihres Benehmens gewesen sind und ihnen auch für die Zukunft Unsere wohlwollendste Neigung erwerben werden.



sich Glück und Wohlfahrt eines Staates zum Ziel setzt.

Wir haben auch schon jetzt Ursache genug, über diesen wichtigen Gegenstand Uns vollkommen zu beruhigen, da Wir überzeugt sind, daß des Erzherzogs Ferdinand, Unseres Herrn Schwiegerohns und Landadministrators Königl. Hoheit Gesinnungen hegen, die mit den Unserigen ganz übereinstimmen, weswegen wir

uns dann mit Gewißheit versprechen können, daß unsere wohlthätigen Absichten vollkommen werden erreicht werden.

In der festgegründeten Hoffnung, daß die Stände und Untertanen des Breisgaves Uns eben jene Treu und Liebe zu erhalten bereit sind, die sie dem regierenden Hause, zu welchem Sie bis daher gehörten, durch so lange Zeit mit Recht geweiht hatten, erteilen Wir ihnen entgegen die Versicherung Unserer besonderen landesherrlichen Gnade und Wohlgelegenheit.

Gegeben in Treviso am 2. April 1803.

Herkules.

Joh. Graf Munarini.“

Die vorangehend geschilderten Begebenheiten bildeten miteinander im allgemeinen den Boden, auf welchem sich die darauf folgenden Vorkommnisse auch für Breisach entwickelten und abspielten. Während den Jahren, welche dem Anfall Breisachs an Baden unmittelbar vorausgingen, blieb die Stadt von den Franzosen besetzt. Es lagen daselbst zwar zugleich herzogliche und bzw. erzherzogliche Dragoner. Das hinderte jedoch nicht, daß sich die Franzosen dort frei bewegten. Es trugen sich diese insbesondere mit dem Gedanken, den Rhein um die östliche Stadtseite herumzuleiten und Breisach auf diese Weise mit dem Elsaß zu verbinden⁸⁾. Vorläufig waren sie unter Aufbietung vieler hundert Schänzer von nah und fern bemüht, die Stadt in sturmfreien Stand zu setzen. Im Jahre 1805 kamen diese Arbeiten wieder neu in Aufnahme und wurden soweit gefördert, daß die Stadt schließlich in der Tat durchweg und überall wenigstens grundfest geworden ist, wie sich dies heute noch zum großen Teile erkennen läßt. Den früheren Festungslinien folgend, wurde in der Erstellung von Gräben und Wällen fortgeföhren und diese mit Palissaden versehen. Protokolle vom Jahre 1805 geben uns über die diesbezüglichen Verhandlungen Aufschluß. So lesen wir: „Am 17. October 1805 erschien zu Breisach ein Kaiserlich französischer Ingenieur-Direktor mit einigen Offizieren vom Geniewesen unter Bedeckung von 60 Mann französischer Infanterie.“ Nach erfolgter Besichtigung der Reste der (nach 1741 geschleiften) Festungswerke wurde dem Magistrat die Eröffnung ge-

macht, daß für 5 Ingenieur-Offiziere und einige Domestiken, sowie für die Bedeckungsmannschaften Quartier bereit gehalten werden solle. Im Hinblick hierauf kam der Magistrat am 18. October 1805 zu folgendem Beschlusse:

„In Erwägung, daß die Stadt und Bürgerschaft von dem letzten Kriege noch ganz erschöpft und verarmt ist und es ohnehin dem ganzen Lande (Breisgau) obläge, einem landständischen Mitgliede (Stadt Breisach) im Falle der Not beizuspringen, sei eine magistratliche Deputation sowohl an die hochlöbliche Regierung, als an die landständische Kammer des Breisgaves⁹⁾ abzuschicken und habe selbe die dringende Bitte zu stellen, daß

1. für die angesagten Militärs aus dem Allgemeinen das Quartiergeld bezahlt, die Bettfournituren und andere nötige Oekonomiegerätschaften und insbesondere auch das Holz angeschafft werden wollen;

2. daß man vonseiten des ganzen Landes (Breisgau) die Verfügung treffe, wornach das hiesige Militär-Spital (Rheintorgebäude) zur Kaserne eingerichtet und selbes mit Bettfournituren, Ruchelgerätschaften und anderen dergleichen nötigen Requisiten versehen, auch so lang eine Einquartierung vorhanden, die abverlangten Victualien Holz, Licht zc. beigebracht werden;

3. Daß von der erwähnten städtischen Deputation die schon so lange erwartete Verteilung der milden Beiträge (120 000 fl.) möglichst betrieben werde;

4. habe die nämliche Deputation bei hoher Stelle anzufragen, ob und wohin die Kirchengerätschaften geflüchtet werden sollen. Einstweilen seien selbe vorderhand aber in ihrem derzeitigen Stand und Platz zu belassen, wenn von der hohen Stelle nicht ein anderer ausdrücklicher Befehl gegeben werde, indem der Magistrat die Kirchengerätschaften in der hiesigen (Münster-) Kirche für sicher halte. Sollten andere Umstände z. B. allenfalls eine Retirade eintreten, so könne man selbe Gegenstände etwa in einem Gewölbe oder sonstwo bewahren;

5. in Betreff der Kanzlei- und Registraturacten halte man für das Schicksamste, selbe einst-

weilen ebenfalls in ihrem dermaligen Stand zu belassen, jedoch Kisten bereit zu halten, um im Falle einer Gefahr, sie sogleich einsacken und entweder in die Kirche oder in ein Gewölbe bringen zu können. Indessen sei über den nämlichen Gegenstand bei hoher Stelle (gleichfalls) Anfrage zu machen.“

Man sieht, die Stadtbehörde hat bereits Erfahrungen gesammelt und sorgt nun vor, sie zieht die entstehenden Kosten und deren Ersatz in Betracht, sie faßt die Möglichkeit eines unglücklichen Verlaufs des Krieges ins Auge und denkt zum voraus an die Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln. Zu letzteren mag sie in Erinnerung an die Überfälle in der ersten Zeit nach dem Ausbruch der französischen Revolution (Sansculotten) veranlaßt worden sein, einer Zeit, in welcher die Kirchenschätze in das Simonswäldertal geflüchtet worden waren. Es kam übrigens weiter nicht zu derartigen Raubzügen, dagegen wurde schon im November

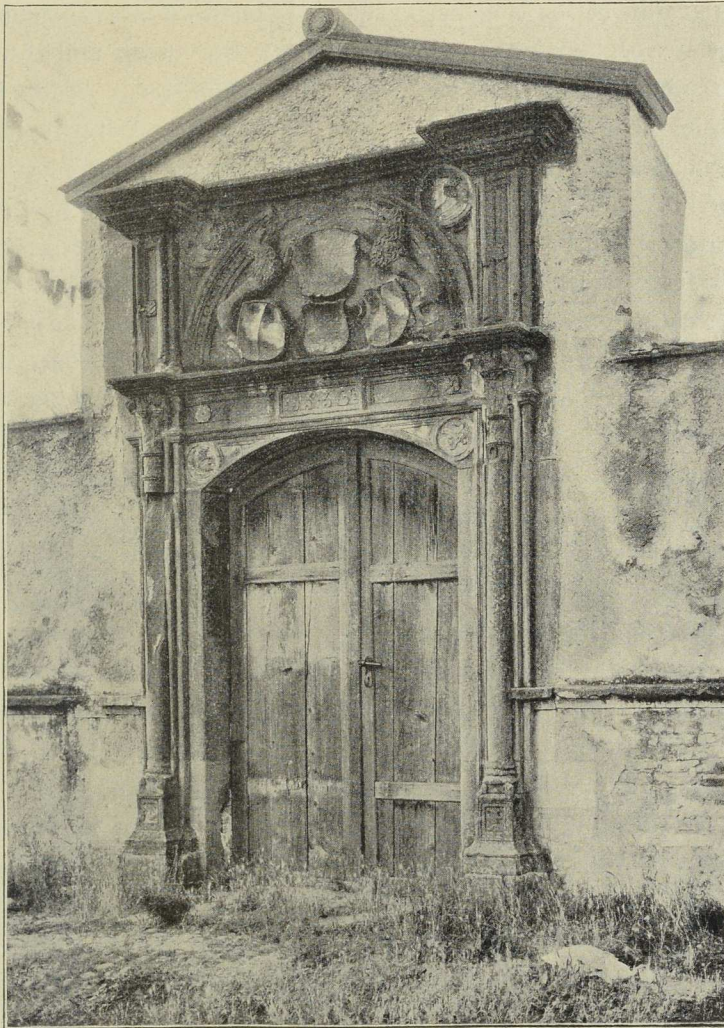
1805 eine größere Anzahl französischer Truppen angesagt (etwa 800 Mann) und auch die Schänzer wurden erheblich vermehrt und zwar auf rund 800 Köpfe. Die damals bestandenen Schildwirthshäuser reichten jedoch für die zahlreichen fremden Gäste (Militär und Schänzer) weit nicht aus. Die Zahl der Gasthäuser zu Dreifach war vor dem sog. Stadtverbrennen (1793) zwar nicht gering, sie ging nachher aber sehr zurück und im Jahre 1804



zählte man nur noch 15 Wirthshäuser, die seitens der Wirthe (1806) sogar noch für viel zu viel erklärt wurden. (Heute sind etwa 30 Wirthschaften vorhanden.) Die Verpflegung des Militärs und der Schänzer, sowie die Entsprechung der verschiedenartigsten Requisitionen verursachten der Stadtbehörde mancherlei Schwierigkeiten; sie

ließ Baracken und für das französische Militär Magazine sowie eigene Pikett- hütten bauen. Überdies gestattete der Magistrat vorübergehend den Betrieb von etwelchen Tavernen und Zapfwirthschaften, sowie für die Dauer der Schanzarbeiten denjenigen Bürgern, welche eigenen Wein pflanzten, dessen Ausschank.

Diese Erlaubnis wurde später auch auf das Bier ausgedehnt, alles dies jedoch gegen Entrichtung des Ohngelds an die Stadt (städtisches Umgeld) und mit dem Vorbehalte, daß sich für die Zukunft keinerlei Berechtigungen daran knüpfen, sowie daß keine Wirthszeichen (Schilder) ausgehängt werden dürfen. In-



Portal des alten Rathhauses.

Nach einer Aufnahme von Heliograph W. Kratt, Karlsruhe.



zwischen setzte der gewaltige Eroberer Napoleon seine Kriegszüge fort, es kam zur Dreikaiser- schlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805) und Oesterreich mußte sich schließlich den Frieden von Preßburg diktieren lassen (26. Dezember 1805).

Dieser Friedensschluß, sowie die voraus- gegangenen Kämpfe und Wirren sollten aber für Baden nicht zu dessen Nachteil ausfallen, im Gegenteil, der Weisheit und Staatsklugheit Karl

Friedrichs war es gelungen, die angestammte Markgrafschaft auf das Zehnfache zu vergrößern und kamen dadurch die Segnungen des sorgfältig und mit väterlicher Umsicht regierten seitherigen Besitzes auch den neu hinzugekommenen Erwerbungen zugut. Da sich unter diesen Erwerbungen auch der Breisgau befand, so erstreckten sie sich auch auf die Breisgaustadt Breisach.

Es ging aber nicht so rasch, bis daselbst der Anfall an Baden bekannt wurde. Es gab noch keine telegraphischen Verbindungen, welche die Nachricht mit Blitzeseile in die Ferne getragen hätten. Über vier Wochen dauerte es, bis der landesherrliche Besitzwechsel der Bürgerschaft von Breisach öffentlich kundgegeben wurde. Es geschah dies am 28. Januar 1806. Eine der ersten Verfügungen der neuen Regierung war für Breisach die Auflage an den Stadtmagistrat vom 18. Februar 1806: an Stelle des weiß-blauen herzoglichen Adler-Wappens das kurbadische Wappen am Rathaus anzubringen. Dies wurde dann auch am 22. Februar 1806 feierlich vollzogen und darüber ein Protokoll aufgenommen, welches u. a. besagt: „in Gemäßheit der Regiminaldecretur vom 18. Februar 1806 versammelte sich heute (22. Februar 1806) der innere und äußere Rat, vor welchem sowohl das hohe Regierungsdecret vom 18. Februar 1806 als die Kundmachung der Kurbadischen Landesbesitzergreifung und Regierungsantretung vom 28. Januar 1806 öffentlich abgelesen und das Kurfürstliche Wappen durch einen Magistratskommissär an der Rathhaustüre unter Ablösung der Stadtböller angeheftet wurde.“

Der darüber aufgenommene Akt wurde sodann von den anwesenden Mitgliedern der Stadtbehörde unterschrieben. Diese Mitglieder bestanden aus dem Magistrat nebst dem rechtsgelehrten Syndicus, welche mit den 8 Oberzunftmeistern den engeren und mit den 8 zweiten Zunftmeistern den äußeren Rat bildeten. Der Magistrat war damals, den klein gewordenen Verhältnissen entsprechend, nur aus vier Personen zusammengesetzt, aus einem Bürgermeister und drei Räten, den sog. Ökonomieräten.

Viele Kosten hat der besagte feierliche Akt der Stadtkasse nicht verursacht und es dürfte nicht uninteressant sein, den entstandenen bescheidenen Auf-

wand hier aufzuzählen. Die Stadt hatte zu bezahlen für Pulver 9 fl., Wein- und Brotabgabe an die städtischen Feuerwerker 3 fl. 46 kr.¹⁰⁾, Malerarbeit (Wappen) 4 fl. 42 kr. und Unschlitt zur Beleuchtung des Wappens (Transparent) 12 fl.

Hiermit waren die Festlichkeiten aber noch nicht zu Ende, es kamen noch jene dazu vom 15. April 1806, dem Tag der förmlichen und tatsächlichen Landesübernahme, und der Huldigungsakt der neuen Untertanen am 22. April bzw. 30. Juli 1806, welcher letzterer Tag mit einem glänzenden Ballfeste schloß. Daran reihte sich für weitere Kreise ein von der Stadt Freiburg zwischenhinein in größerem Maßstabe veranstaltetes Huldigungsfest, zu welchem Einladungen nach auswärts und auch nach Breisach ergingen. Von da wurde dazu eigens eine Magistratsdeputation abgeordnet, die erst nach drei Tagen wieder zurückkehrte und die, nebenbei bemerkt, für die Stadtkasse allein einen Aufwand von 86 fl. 49 kr. (148 Mk. 60 Pfg.) verursachte.

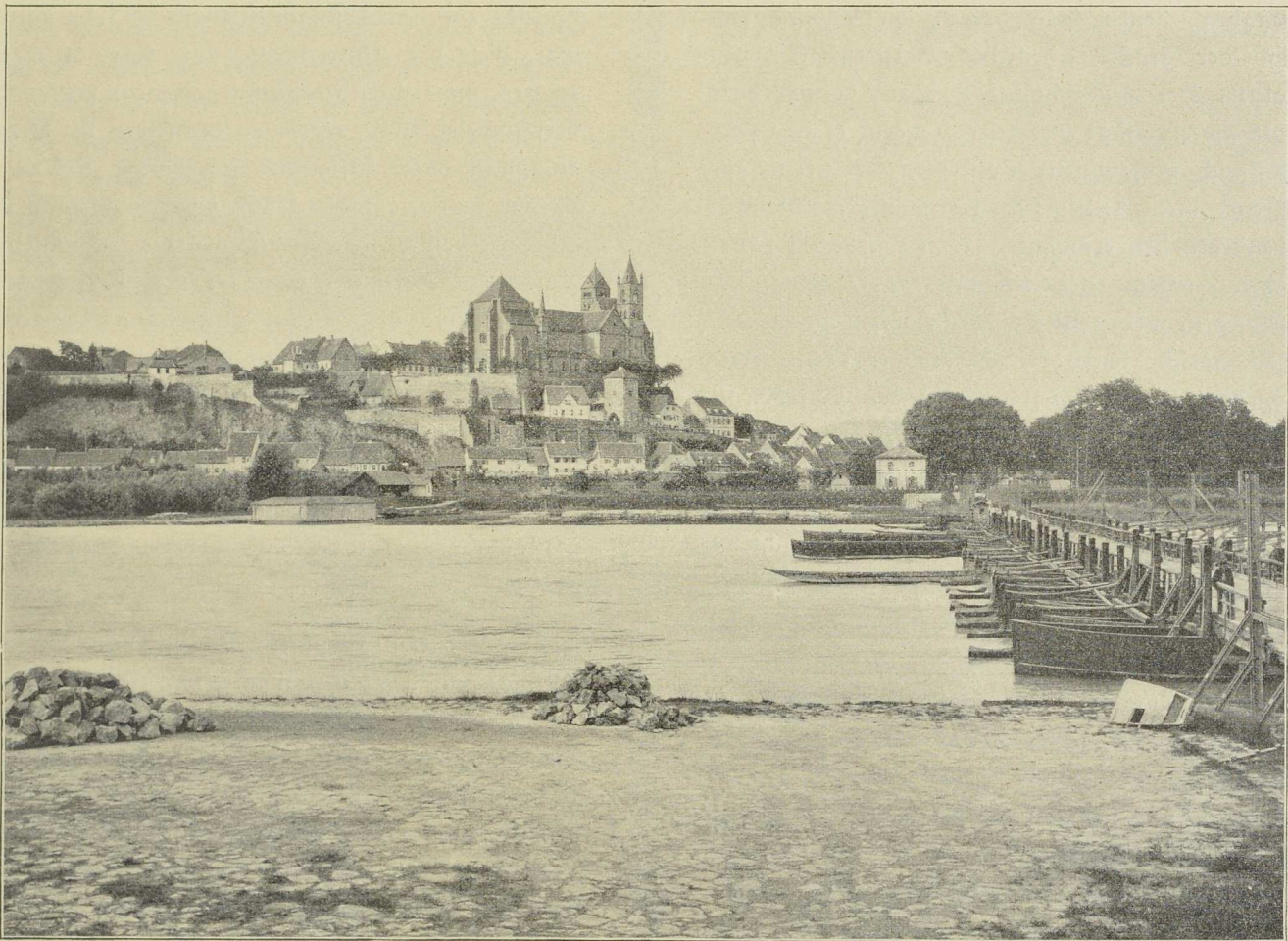
Bei diesen Festlichkeiten lag die gehobenste Stimmung vor, obgleich die Bürger anfänglich den erfolgten Herrschaftswechsel nur mit gemischten Gefühlen aufgenommen hatten und sich zunächst still und zuwartend verhielten. Allein bald war die Verehrung des Kurfürsten bei der Bevölkerung zusehends gewachsen und dies sollte durch die Setzung eines Erinnerungsdenkmals auf dem Eckartsberge¹¹⁾ seinen besonderen Ausdruck finden.

Rosmann wird in seiner Stadtgeschichte wohl das richtige getroffen haben, wenn er S. 452 sagt: „Obgleich die Liebe und Anhänglichkeit der Völker an ihre alten Regentenhäuser durch den fortdauernden Schacher mit Untertanen schon sehr erkaltet war, so fiel es den Bewohnern des Breisgaus doch schmerzlich, von Oesterreichs langgewohnter Regierung losgerissen zu werden. Nur der Umstand tröstete sie, daß sie einem der edelsten Fürsten seiner Zeit, Karl Friedrich, dem Großherzog (damals Kurfürst) von Baden zufielen.“ Es war wohl voll begründet, wenn Napoleon sich damals dem Kurfürsten Karl Friedrich gegenüber dahin ausdrückte, daß es ihn freue, die Macht eines Fürsten vermehrt zu sehen, dessen Tugenden schon längst die Achtung von Europa erworben haben.

Es konnte somit nicht ausbleiben, daß die neuen Untertanen mit den größten Hoffnungen erfüllt wurden, hatten sie doch schon bis dahin Gelegenheit gehabt, in nächster Nähe (obere Markgrafschaft) zu sehen und zu beobachten, wie Karl Friedrich als ein edler, aufgeklärter, dem Fortschritt zugetaner Fürst, durch seine musterhafte Regierung es verstanden hat, sein Land äußerlich und innerlich zu heben und zu festigen.



Landesherrn, zu errichten beschlossen hatte, wurde am 15. April 1806 in feierlicher Weise auf dem höchsten Punkte des Eckartsberges gesetzt. Das Ratsprotokoll enthält eine ausführliche Beschreibung des ganzen Vorgangs. Es gelangte eine solche durch Vermittlung des damaligen Syndikus Schilling auch in das zu Freiburg erschienene „Allgemeine Intelligenz oder Wochenblatt für das Land Breisgau und die Ortenau“, welches in den



Breisach mit Rheinbrücke. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Kratt, Karlsruhe.

Breisach stand infolge der rasch aufeinander eingetretenen Änderungen in den ersten fünf Jahren des 19. Jahrhunderts unter vier verschiedenen Regenten, nämlich unter Kaiser Franz II., sodann unter Herkules III., Herzog von Modena, darauf unter Erzherzog Ferdinand und schließlich unter Kurfürst Karl Friedrich von Baden.

Das Denkmal, welches die Bürgerschaft Breisachs zu Ehren des letzteren, ihres nunmehrigen



Jahren 1803—1809 herausgegeben wurde. Wir folgen hier dieser Veröffentlichung, sie lautet:

„Beschreibung der Feyerlichkeiten in der Stadt Alt-Breisach am 15. April 1806, dem Tage, an welchem das Breisgau und die Ortenau von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Karl Friedrich übernommen worden.

Schon am Vorabend dieses Tages verkündete das vorzüglich schöne Geläute aller Glocken (welche

sich noch bey dem fürchterlichen Brande im Jahr 1793 bereits einzig unverletzt erhalten haben), daß der folgende Tag ein allgemeines Fest sey, an welchem jeder Einwohner den innigsten Antheil zu nehmen habe. Die Feyerlichkeit selbst begann sohin Vormittags 10 Uhr, indem die uniformierte bürgerliche Schützen-Compagnie aufmarschierte, der Magistrat, das Kanzleipersonale und sämtliche Zunftmeister sich auf dem Rathhause versammelten und sich in die Pfarrkirche (Münster) begaben, denen bald darauf die Schuljugend und der größte Theil der Bürgerschaft nachfolgte. Der Präbendvikar P. Xaver Kempf hielt eine zweckmäßige Kanzelred, worin er das sehr zahlreich versammelte Volk zum Gehorsam, zur Treue und Liebe für ihren neuen höchsten Landesfürsten ermahnte. Nun wurde ein feyerliches Hochamt gehalten und das Tedeum abgesungen, wobey die Schützen-Compagnie Salven gab, welche durch die Stadtböller beantwortet wurden, womit sich sohin auch der Gottesdienst beendigt hat.

Nachmittags sollte die Setzung eines kleinen Monuments nach den geringen Kräften einer durch Kriegsunglück zerstörten Stadt sowohl die feyerliche und wichtige Handlung des Tages selbst, als auch das Andenken des 24. August des Jahres 1791 erneuern, an welchem Tage die hiesige Stadt durch die höchste Gegenwart Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Karl Friedrich, des wirklich regierenden Kurfürsten von Baden beglückt worden, gerade als der hiesige Magistrat den damaligen Herrn Weihbischof von Konstanz Baron von Baaden bey seiner Abreise nach geendigter Firmung begleitete. Sobald daher der Magistrat die hohe Ankunft erfuhr, theilte er sich ab, um Seine Durchlaucht empfangen zu können, traf aber höchst dieselbe erst auf dem neben der Stadt befindlichen Eckartsberg, auf dem sog. „Schlößel“, einer besonderen (der höchsten) Anhöhe dieses Berges, an, von welcher das Auge die prächtigste Aussicht in das Breisgau und Elsaß genießt. Der Magistrat beschloß daher, auf dieser nemlichen Stelle, wo er vor beinahe 15 Jahren Seine Durchlaucht, seinen nunmehrigen Fürsten und Herrn empfing, ein kleines Denkmal dieser beiden glücklichen Ereignisse zu errichten, das zugleich ein Zeichen

der Liebe und Anhänglichkeit gegen den neuen höchsten Landesfürsten sein sollte.

Es versammelten sich zu dem Ende Nachmittags 4 Uhr der Magistrat und die Geistlichkeit; die sämtliche Schuljugend zog paarweise voran, ihr folgte eine Abtheilung der bürgerlichen Schützen-Compagnie mit klingendem Spiel, dann der Magistrat, die Geistlichkeit, das Kanzleipersonale und sämtliche Zunftmeister. Den Zug beschloß die zweite Abtheilung der Schützen-Compagnie. Als derselbe auf dem bestimmten Platze angekommen war, hielt der Bürgermeister eine kurze Anrede an das, ungeachtet des häufigen Regens zahlreich versammelte Volk, worin er demselben die Veranlassung dieser besondern Feyerlichkeit erklärte; hierauf wurde auf das Wohl unseres gnädigsten Kurfürsten und des sämtlichen Durchlauchtigsten Kurfürstenhauses getrunken; die Stadtböller wurden abgefeuert und von der bürgerlichen Schützen-Compagnie mehrere Salven gegeben. Während dem wurden unter türkischer Musik vier junge Pappelbäume eingepflanzt und in der Mitte derselben der Grundstein zu dem erwähnten Denkmal (wozu der hiesige Präbendvikar Kösch den Riß machte) gelegt, welches mit folgenden Inschriften versehen wird:

*Caroli Friderici electoris Zaringiaeque ducis
sapiientis et justi illustrantia regni initia bri-
sacensis veneratur civitas.*

*Brisacum vetustissimum Brisgoviae oppidum
nunc belli infortunio fractum hic, ubi viderat
serenissimum Carolum Fridericum die 24 Au-
gusti 1791 hodie, dum redit vi pacis Posonien-
sis Zaringia ab avis possessa ad istum dedicat
Electori principi ac patri nunc suo parvulum
hoc monumentum die 15 Aprilis 1806.*

(In deutscher Übertragung: „Den glänzenden Regierungsantritt Karl Friedrichs, Kurfürsten und Herzogs von Zähringen, des weisen und gerechten, feyert die Stadt Altbreisach.“

Breisach, die älteste Stadt des Breisgaus, nun durch Kriegsunglück gebeugt, weiht an der nemlichen Stelle, wo sie den Durchlauchtigsten Karl Friedrich am 24. August 1791 persönlich sah, heute, da das von seinen Ahnen besessene Zähringen kraft Preßburger Friedens zu ihm zurückkehrte, dieses

kleine Denkmal seinem nunmehrigen Fürsten, Herrn und Vater am 15. April 1806.“)

Am Abend wurde das Kurfürstliche Wappen an der erhabenen stehenden hiesigen (Münster-) Pfarrkirche beleuchtet. Jede Kunst sorgte für ihre ärmeren Mitglieder und ermunterte sie durch Speise und Trank zur Teilnahme an der allgemeinen Freude. Die Magistratsmitglieder, die Geistlichen und die weniger vermöglichen Bürger versammelten sich in einigen kleinen Gesellschaften, hielten Tanzmusik und Nachtmahl (wozu ebenfalls Arme eingeladen waren) und so endigte sich der feyerliche Tag, den auch die hiesige Judenschaft als einen ihrer größten Festtage beging.“

Hiermit schließt die Festbeschreibung des damaligen Synodus Schilling.

Das Denkmal war zwar nur ein bescheidenes und nicht besonders groß, es ist in der gefälligen Form des Kokoko ausgeführt worden und erhielt einen weißen Anstrich. Doch sollte es nur bis 1856 bleiben und wurde in diesem Jahre durch die heute vorhandene vierkantige Spitzsäule ersetzt, welche zugleich eine Inschrift zur Erinnerung an die Vermählung des nun verstorbenen Großherzogs Friedrich I. erhielt.

Auch die durch die Denkmalsfeier am 15. April 1806 entstandenen Kosten finden sich noch verzeichnet, und dürfte die Kenntnis derselben zur Vergleichung mit neuzeitlichem Aufwand nicht ohne Interesse sein. Außer den Kosten für Illuminierung und ein Transparent sowie ein Almosen an die Spitäler wurden verausgabt: für den Steinhauer 40 fl., für Geländer u. dgl. 60 fl. 30 fr., Setzen der vier Pappeln 3 fl. 36 fr., für Wein zum „Gesundheitstrinken auf das Wohl Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht“ 13 fl. 2 fr., die Er-

frischung der bürgerlichen Schützenkompagnie 33 fl. 22 fr., Böllierzapfen und Pulver 36 fl. 19 fr. Das sind zusammen 186 fl. 49 fr. (320 Mk. 26 Pfg.) und dies ist schon wesentlich mehr als die Kosten vom 22. Februar 1806 (29 fl. 28 fr.). Dieselben wären noch höher zu stehen gekommen, wenn der Magistrat nicht verschiedene Abstriche vorgenommen hätte. Es war damals üblich, bei Anforderungen an die Stadt nicht die „kleinen Preise“ anzusetzen und man ließ sich die herkömmlichen Minderungen regelmäßig auch gutwillig gefallen.

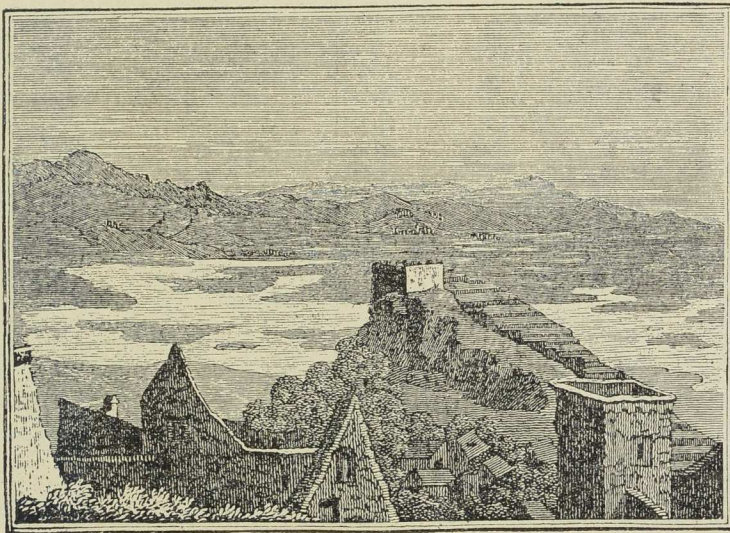
Auf dem erneuten bzw. Ersatzdenkmal von 1856 wurde der erste Abschnitt der alten Inschrift wörtlich beibehalten. Durch Vergrößerung (Erhöhung) einzelner Zahlbuchstaben wurde ein Chronogramm gebildet, welches die Jahreszahl 1805 ergibt.

Im letzten Teile des zweiten Abschnittes wurde eine kleine Änderung vorgenommen, es lautet nun der neue Text: „Brisacum . . . hic, ubi viderat . . . Carolum Fridericum principem electorem badensem quum ex

pacto pacis posoniensis terra Zaringia ab avis possessa ad suum rediit dominum clementissimo patri patriae monumentum hoc lätissimo animo posuit.“

(In deutscher Übertragung: „Breisach . . . hat hier, wo es zum erstenmal . . . Karl Friedrich den Kurfürsten von Baden sah, mit freudigstem Herzen dem gnädigsten Vater des Vaterlandes dieses Denkmal gesetzt, als nach dem Vertrag des Preßburger Friedens das von den Ahnen besessene Zähringerland zu seinem Herrn zurückkehrte¹²⁾.“

Auf der Rückseite des besagten Denkmals lesen wir:



Ruine auf dem Eckartsberg bei Breisach.

Alter Stich aus „Keunisch: Der Erdball und seine Völker. Beschreibung des Großherzogtums Baden“. Stuttgart 1836.

„Monumentum fidelitatis, in monte fidi Egehardi divo avo erectum die solemnibus nuptiarum serenissimi nepotis Friderici magni ducis Badarum et Ludovicae clementissimae principis ex regia borussorum stirpe prognatae XII cal: octobr: 1856 restauratum pietissimis animis inaugurarunt cives brisacenses.“

(In deutscher Übertragung: „Das auf dem Berge des treuen Eckart dem edlen Großvater errichtete Denkmal der Treue haben am festlichen Tage der Vermählung seines Enkels, des Großherzogs Friedrich von Baden mit Luise der huldvollsten Königstochter von Preußen am 20. September 1856 frommen Sinnes erneuert und geweiht die Bürger von Breisach.“)

Zu erwähnen wäre noch, daß inzwischen zum dauernden Andenken an den am 28. September 1907 mit Tod abgegangenen, vom ganzen Lande tief betrauernten Großherzog Friedrich I., der auf dem Markt- oder Wörth- (Werder-) Platze neu aufgestellte, in einfacher Architektur gehaltene Röhrenbrunnen mit der Büste in Erz des hohen Verbliebenen geziert worden ist. Hierdurch wird die Stadt Breisach dem übrigen Lande in der äußeren Ehrung des verewigten Fürsten wohl vorangegangen sein.

Auf die Landesübernahme vom 15. April 1806 folgte die Huldigung, welche von Sr. Exzellenz dem wirklichen Geheimrat und Hofrichter Freiherrn von Drahs entgegengenommen wurde. Auch dieser Akt lief nicht ohne festliches Gepränge ab. Freiherr von Drahs wurde unter Böllerschüssen empfangen und auch hierbei paradierte die bürgerliche Schützenkompagnie. Ohne Beizug dieser Schützen verlief keine Festlichkeit, sie wurden aber auch regelmäßig von der Stadt dabei mit Speise und Trank freigehalten. Von jetzt ab beginnt für Breisach unter Badens Regierung eine neue und, dürfen wir behaupten, glückliche Periode. Zwar mußte die Stadt manches aufgeben, was sie bis dahin besessen hatte. Sie genoß eine ziemliche Selbständigkeit und übte eine wenig eingeschränkte Selbstverwaltung, es stand ihr die Jurisdiktion außer über die filiale Hochstetten noch über die drei rechtsrheinischen Dorfgemeinden Achfarrn, Niederrimsingen und Hartheim¹³⁾ zu zc.

Diese Gerechtsame gingen für die Stadt verloren, was sie aber dabei aufgab, gewann sie reichlich durch den Anschluß an ein unmittelbar benachbartes wohlgeordnetes Ganze. Die Stadt Breisach wurde, wie wir sehen werden, der Hauptort und Mittelpunkt eines ganzen Amtsbezirks, der bis dahin nicht bestand. Die Stadt war vorher auf sich selbst angewiesen und hatte mit Ausnahme etwa eines zeitweisen militärischen Kommandanten und eines Thurn- und Tarischen Postexpeditors keinerlei öffentlichen Beamten. Der Magistrat besorgte allein die Verwaltung, sowie die Zivil- und Kriminaljustiz. Jetzt aber mußte alles neu geordnet werden und der Fortbestand der vielen Privilegien, welche sich die Stadt im Verlaufe der Jahrhunderte zu verschaffen und durch stete Erneuerung zu bewahren wußte, kam in Frage. Obgleich bald eine ganze Reihe Organisations-Edikte erschienen war, blieben die seitherigen städtischen Behörden vorläufig noch in Tätigkeit, wie sich auch ihre Befugnisse vorderhand weiter nach den bis dorthin bestandenen Bestimmungen richteten. Die bevorstehende Neugestaltung der Dinge war für Breisach, wie bereits angedeutet, schon deshalb von größter Wichtigkeit, weil es noch unsicher war, ob die Stadt als ein einfacher Bezirksort einem benachbarten Bezirke (Erdingen) zugereilt oder selbst ein Amtssitz werden sollte. Schon bevor dies entschieden war, griff die Regierung jedoch sonst in verschiedener Richtung ein und suchte in manches bessere Ordnung zu bringen. So bestand z. B. die Übung, daß die Stadt die öffentlichen Abgaben für den Staat einzog und sie sodann insgesamt ablieferte. Zur Einhebung bediente sich die Stadt der Zünfte und daß es dabei gar oft größere Rückstände gab, kann nicht befremden. Hier setzte nun die neue Regierung, die in jenen Zeiten an Kriegskosten u. dgl. schwer zu tragen hatte, kräftig ein und bestand auf rascherer Zahlung. Am 10. Juli 1806 wendete sie sich an den Magistrat von Breisach und verlangte, daß alle Rückstände an allgemeinen Steuern, an Kontributions-, Erbsteuer-, Straßen- und Feuersozietätsgeldern, sowie auch die zwei Raten von der zehnfachen Naturallieferungsteuer binnen einer endlichen (letzten) Frist von 14 Tagen bei unnachsichtlicher Exekution

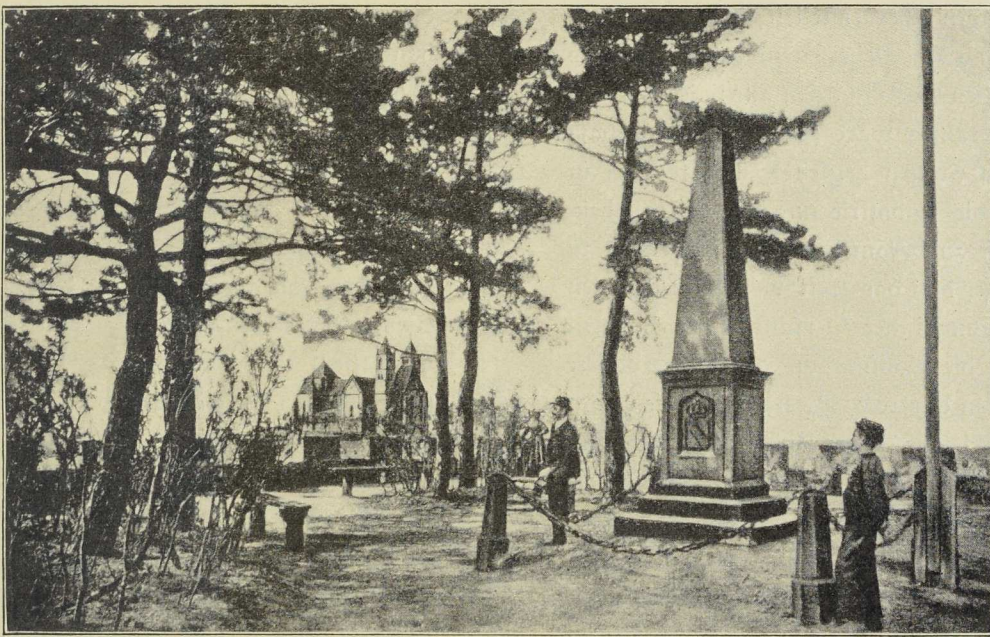
abgeführt werden sollen. Wo es irgendwie anging, zeigte sich übrigens die kurbadische Regierung entgegenkommend. Im Juli 1806 wollte sie z. B. zwischen den alt- und Neubadischen Untertanen volle Freizügigkeit einführen und das bestandene Wegzugsgeld zur Aufhebung bringen. Breisach verhielt sich zwar dabei nicht ganz ablehnend, verstand sich aber doch nur dazu, daß das fragliche Abfahrts- (Abzugs-) Geld bei einem Überzug von Breisach in das Altbadische von 10 Prozent des Vermögens auf 5 Prozent gemindert werde.



1. wegen Abmangel der nötigen Gefängnisse am 24. November 1804 schon auf unbestimmte Zeit eine entsprechende Vereinbarung mit dem General-Kriminalgericht (zwecks Gefangenenabgabe) stattfand;

2. keine Beweisurkunden über einen privatrechtlichen Eigentumstitel bezüglich der Kriminal-Jurisdiktion für die Stadt vorhanden sei;

3. man sich betreffs der Ausübung der Strafgerichtsbarkeit durch die Stadt zwar auf Verjährung und die ausdrückliche Überlassung bzw.



Denkmal auf dem Eckartsberg zur Erinnerung an die Vermählung des verstorbenen Großherzogs Friedrich I., 1856 anstelle des zum Gedächtnis der Einverleibung Breisachs aufgestellten Denkmals errichtet.

Von einschneidenderer Bedeutung war die von der kurbadischen Regierung bereits im April 1806 an die Stadt gerichtete Frage, ob sie die seither ausgeübte Strafrechtspflege an den nunmehrigen Landesherrn übergeben wolle? Die Regierung verlangte dabei aber zugleich zu erfahren, ob die Stadt für die von ihr gehandhabte Strafgerichtsbarkeit einen privatrechtlichen Eigentumstitel besitze? Der Magistrat verzögerte die Antwort bis zum 9. August 1806 und verlangte von der Regierung zuerst zu hören, ob Breisach eine landesherrliche Bezirksbehörde (Oberamt) erhalten werde. Sollte dies der Fall sein, so wollte man sich seitens der Stadt zur Übergabe nicht abgeneigt stellen und zwar weil:



Bestätigung von den Königen (Kaisern) Ruprecht und Maximilian beziehen könnte, dafür aber keine Originalurkunden vorliegen und die Gründe nicht als ausreichend betrachtet werden möchten, wenn auch in einem rechtlichen Gutachten der Juristenfakultät Tübingen von 1564 über die Rechte der Stadt und deren Freiheiten ausgesprochen ist, daß die Stadt *potentatem gladii ex concessione imperatorum*, also die höhere Strafgerichtsbarkeit kaiserlicherseits erhalten habe.

Aus all' diesen Gründen glaubte man vielleicht besser daran zu tun, die Kriminaljurisdiktion an den Landesherrn abzugeben. Man trug sich dabei mit der Hoffnung, daß sodann eher eine landesherrliche Beamtung, ein Oberamt (heute Bezirks-

amt und Amtsgericht) nach Breisach verlegt werde. Die Befürchtung, daß Breisach bei der Errichtung von Oberämtern leer ausgehen möchte, bewegte die Bürgerschaft sehr und da bis zum Monat September 1806 in dieser Frage noch keine Entscheidung getroffen war, obgleich man sich schon wiederholt an die Hofkommission und selbst an den Landesfürsten gewandt hatte, wurde die Sache abermals wieder angeregt. Es handelte sich dabei nicht nur um die Abgabe der Kriminaljustiz allein, sondern überhaupt um die Erlangung eines Amtsbezirks und der mit einem solchen zusammenhängenden Staatsstellen mit dem Sitze in Breisach. Man ging dabei seitens des Magistrats von nachstehenden Erwägungen aus: „Die Errichtung eines Oberamts wäre für die Bürgerschaft von den besten Folgen begleitet, insbesondere in Rücksicht auf die Industrie und die Gelegenheit, mehr Verdienst zu bekommen, gleichwie auch zu erwarten stünde, daß das Landvolk herangezogen würde und dadurch der Verschleiß der hiesigen Fabrikate und die Consumtion der Feldprodukte vermehrt werden dürfte.“ Es stand für die Stadt in der Tat viel auf dem Spiel und der vom Magistrat um Rat gefragte Geheimrat und Hofkommissär Baron von Draais Erzellenz sprach sich dahin aus: „daß es schwer halten werde, ein Oberamt nach Breisach zu bekommen, wenn die Stadtbehörde zugleich auch die seitherige Jurisdiction (Rechtssprechung und Gerichtsbarkeit) behalten wolle, indem man regierungsseitig nicht zwei Behörden an einem und demselben Orte zu haben wünsche, welche beide die Rechtspflege ausüben. Der Magistrat sollte deshalb den Antrag machen und seine Jurisdiction abgeben, womit sodann der Endzweck vermutlich erreicht werden würde. Auch sei nur von der Abgabe der Jurisdiction und nicht von dem Aufgeben anderer Rechte die Rede. Weiter käme aber noch in Betracht, daß zur Zeit schon eine Kommission in Endingen gewesen sei, um allda zu untersuchen, ob für ein Oberamt die nötigen Gebäulichkeiten

vorhanden wären, ein Vorgang, der zur Ueberlegung mahne.“ Hierauf wurde (am 13. September 1806) die Absendung einer Abordnung an die Hofkommission in Freiburg beschlossen, um sich zu erkundigen, welche Rechte und Gefälle mit der Abtretung der fraglichen Rechtspflege aufgegeben werden müßten, sowie welche Lasten der Staat übernehmen würde u. dgl. m. Die darauf eingeleiteten Verhandlungen gediehen nur sehr langsam und kamen erst Ende 1807 zum Abschluß. Aus einer Aufzeichnung vom 7. Januar 1808 entnehmen wir, daß sich an diesem Tage die ganze Bürgerschaft Breisachs auf dem Amtshause daselbst — nämlich damals in dem neu hergestellten Schulhause auf dem Münsterplatz (jetzt Rathaus) — versammeln mußte, um sich zu äußern, ob sie einen eigenen Stadtkammern haben, oder die Justizpflege der Stadt dem Oberamt überlassen wolle. Dabei erschien der wenigste Teil der Bürger, heißt es dort, aber dennoch wurde die Justizpflege der Stadt dem Oberamt überlassen, mit der Bitte, daß für die Bürgerschaft Breisachs wöchentlich ein eigener Amtstag gehalten werde und der Stadt unbenommen bleibe, wenn sie einstens zu Kräften kommen sollte, sich wieder einen eigenen Stadtkammern halten zu dürfen. Hierauf erfolgte vonseiten des Herrn Amtmanns Schilling die Eröffnung, daß der künftige Stadtkammern aus einem Oberbürgermeister, einem Stadtschreiber und fünf Rathsherren zu bestehen habe, von welchen letzteren der erste das Rentamt versehen müsse. Die Neubildung des Magistrats kam hiernach auch zur Regelung, zum Vollzuge jedoch erst im Juli 1809. Erst an diesem Tage löste sich das alte Kollegium, welches bis dahin funktioniert hatte, auf und endigte von da ab auch die Sonderstellung, welche Breisach, die einstmalige Reichsstadt, jahrhundertlang eingenommen und behauptet hatte. Zu einem eigenen Stadtkammern ist es nicht gekommen, die Zeit schritt auch in dieser Beziehung nivellierend über die besonderen Verhältnisse hinweg¹⁴⁾.





Anmerkungen.

1) Der Name „Brisach“, hochdeutsch „Breisach“, wird verschiedentlich abgeleitet. Man spricht von „Brisios“ (ehedem auch „Brezecha“), sodann von „Brisingamen“, dem Sternenschmuck des Himmels, oder dem Frühlings schmuck der Erde, bzw. dem strahlenden Hals schmuck der altgermanischen Göttin Freya, welches Geschmeide (Brisingamen) nach Grimm auf die künstlerischen Zwerge „Brisingar“ zurückzuführen sei und mit Breisach, woselbst Freya hauptsächlich verehrt wurde, in besonderer Beziehung steht. Simrock leitet dagegen umgekehrt Bris ingamen von der Stadt Brisach (Breisach) her, die ihren Namen auch dem Brigau (Breisgau) verliehen hat. Breisach wird überhaupt nicht ein abgeleitetes, sondern ein ursprüngliches, wenn auch zusammengesetztes Wort sein. Rosmann nimmt (S. 43) an, daß es aus den keltischen Worten „brisin“ (franz. briser) = brechen und aus „ac“ = Damm bestehe. Er gelangt aber auffallenderweise zu dem Wort „Felsendamm“. Dies will jedoch nicht recht stimmen, indem „brisin“ nicht „fels“, sondern „brechen“, und „ach“ (nicht ac) das Wasser oder den Fluß bedeutet. Immerhin könnte insofern von einem Felsen gesprochen werden, als sich das Wasser des Rheines an einem solchen brach, wie dies seinerzeit bei Breisach tatsächlich der Fall war.

Sonst gibt es bei uns noch manche Orte, deren Namen auf „ach“ endigen und die somit alle, wie Breisach, aus keltischer Zeit stammen, z. B. Brigach, Grenzach, Gutach, Schiltach, Schwarzach, Steinach etc.

Daß bisweilen „Prisach“, z. B. von dem Dichter (Minnesänger) Meister Walther von Prisach, statt Brisach bzw. Breisach geschrieben wurde, beruht wohl nur auf zufällig abweichender Schreibweise und hat weiter keine Bedeutung, gleichwie auch nicht, daß die Römer dem latinisierten Worte brisiacus ein „mons“ voransetzten. Letzteres kommt öfters vor, wie z. B. bei Mons Acutus, Mons Ademari, Mons Albanus, Mons Argisus etc. Man spricht ohnehin heute noch hin und wieder vom „Berge“ Breisach und insbesondere geschieht dies daselbst selbst (z. B. „auf dem Berge“, „in der Oberstadt“, „die Hügelstadt“ u. dgl.).

2) Breisach erfreute sich des öfteren der Anwesenheit von Mitgliedern unseres Regentenhauses. Am 15. August 1812 fand sich dort Großherzog Karl ein, nachdem dies schon im Jahre vorher, am 12. September 1811, von seiner Gemahlin, der Großherzogin Stefanie, bald nach dem Ableben Großherzog Karl Friedrichs († 10. Juni 1811) geschehen war. Am 2. Oktober 1832 und dann wieder am 6. September 1836 (Rosmann, S. X) kam Großherzog Leopold mit hoher Familie nach Breisach. Die Großherzoge Friedrich I. und II. besuchten Breisach mehrmals. Nicht unerwähnt darf hier aber gelassen werden, daß am 30. Sep-

tember 1879 der Geburtstag der damaligen Kaiserin Augusta zu Breisach gefeiert wurde und zur Erinnerung daran im Amtshaus daselbst ein Marmordenkmal mit folgender Inschrift zur Aufstellung kam:

„Zur Feier des 69. Geburtstags der Kaiserin Augusta weilten hier (Breisach) am 30. September 1879 Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta, Kronprinz Friedrich Wilhelm (der spätere Kaiser Friedrich III.), Großherzog Friedrich (der am 28. September 1907 verstorbene Großherzog Friedrich I.) und Großherzogin Luise von Baden, Großherzog Karl Alexander von Sachsen, Prinz Wilhelm von Preußen (der jetzige Kaiser Wilhelm II.), Erbgroßherzog Friedrich von Baden (der jetzige Großherzog Friedrich II.), Prinz Ludwig Wilhelm (von Baden) und Prinzessin Victoria von Baden (seit 8. Dezember 1907 Königin von Schweden).“

3) Das hier in Rede stehende „Neutor“ hatte wenigstens in der Bezeichnung einen Vorgänger in dem heutigen Bürgerturm oder Windbruchtur, welches die Stadtaufsichten vom 17. und 18. Jahrhundert, seiner verhältnismäßig späten Errichtung wegen (Anfang des 16. Jahrhunderts) den „Neuen Turm“ und das „Neue Tor“ benennen. (Man sehe z. B. das Staats- und Kriegs-Theatrum von Gabriel Bodenehr, Augsburg, ferner in dem Werke „Die Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden“ von Kraus-Wingenroth, Bd. VI, 1904, in der Ansicht aus dem 17. Jahrhundert S. 6/7 die Bezeichnung „Der New Turm“ und S. 16/17 „Neuven Thurm“.) Ein grober Irrtum ist es, wenn der gemeine Mann diesen Torturm heute in Beziehung zu dem bereits im vorangegangenen 15. Jahrhundert enthaupteten Peter von Zagenbach bringt, ihm dessen Namen beilegt und ihn „Zagenbachturm“ nennt. Solche und ähnliche Verstöße gegen den wirklichen Sachverhalt kommen gerade in Breisach recht häufig vor und sind schließlich dazu angetan, irre zu führen. Nimmt man dazu weiter das, was im Verlaufe der Zeit sich sonst noch ändert und verwischt, so darf es nicht wunder nehmen, wenn G. Droyfen von Breisach gelegentlich sagt: man könne heute davon kaum mehr ein ganz sicheres und vollständiges Bild gewinnen.

Hier nur einige Beispiele. Man nannte die langgestreckte Hauptstraße der Oberstadt (Clorer, S. 47) einen „Platz“, man gibt das interessante von Pforr'sche Erkerhaus (erbaut 1511) für das alte Rathaus aus, das wirkliche alte Rathaus (erbaut 1536) soll dagegen eine Erinnerung an den später (1556/59) aufgeführten Otto-Zeinhartbau in Heidelberg sein (Clorer, S. 48)! Die Bäckersäule (eine sog. Licht- oder Totensäule) wird in ein Zagenbachdenkmal umgetauft (Clorer, S. 44), der ursprüngliche Gieshaus-

rain (Rheinhalde?) wurde Beyingsrain (Beisackel!) genannt, das Spector (specula) als Speck-Tor, die Muggens-Turm-gasse als Mücken-Stummgasse bezeichnet, statt Eckartsberg (nach dem treuen Eckart) beginnt man Eckhardsberg (nach dem Mönch Eckehard) zu schreiben. Ferner wird das südliche Nischenstandbild an der Westfassade des Rheintores (Caesar?, bzw. richtig Mars) für einen „Mauskönig“ (!) und das nördliche, ein Herkules, für Gustav Adolf ausgegeben. Ebenso wird man dort die zwei von Rosmann (S. 425/6) entdeckten Allegorien von Flußgöttern und den sie fesselnden Kriegsgott vergeblich suchen. Es werden statt der Stadtfarben weiß-rot auch nach 1805 die modenesischen Farben weiß-blau fortgeführt, sodann ein Adlerwappen anstelle des städtischen Sechs-Berge-Wappens benützt, und wenn letzteres überhaupt noch irgendwo verwendet wird, so ist es meistens mißgestaltet (eine Art von Zuckerhüten, man vergleiche den Kopf der Breisacher Zeitung, sowie das Exemplar am Kapstör). Das französische Wort „Rempart“ (die Stadtumwallung) wird allenthalben, auch dienstlich, „Rampar“ geschrieben und wird dies neudeutsch sein sollen. Dagegen wurde an den südlichen Doppelreppentürmchen des Münsters der früheren deutschen Reichsstadt Breisach ganz keck das Wort „Bombardement“ (1870) angebracht. Ob die Franzosen in entsprechendem ähnlichem Fall vielleicht das deutsche Wort „Beschießung“ verwendeten, wissen wir nicht, möchten es aber bezweifeln. Dies nur als Blumenlese, doch wurde neuerstens einiges verbessert. Kehren wir nun wieder zu dem eingangs erwähnten „Neutor“ zurück. Dasselbe (bisweilen auch Freiburgertor genannt) war das jüngste der Festungstore, es wurde erst 1637, und zwar nach dem Muster eines Pariser Stadttores, in sehr reicher Ausstattung, geziert mit vielen Steinbildwerken, aufgeführt. Dasselbe stand am südlichen Stadtausgang zum heutigen Bahnhofe, dort, wo sich jetzt bei der Brauerei Franz die mehrreihige Kastanienallee befindet. Der Beschreibung des Breisacher Chronisten nach zu schließen, muß dieses Tor sehr fest gewesen sein. Erst im Jahre 1830 kam es zum Abbruch. Ein Stein davon (Schlußquader) mit der in großen Verhältnissen eingemeißelten Zahl 1637 bildet die oberste Stufe der Eckartsbergtreppe nächst der Eisenbahngitterbrücke über den Rhein.

Wie das besagte Tor (Neutor), so wurden auch sonst fast alle übrigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit beseitigt und es bedurfte des Einschreitens Großherzog Leopolds, um der weiteren Zerstörung Einhalt zu gebieten (Rosmann, S. XII).

4) Der Eckartsberg (bis 1741 die Zitadelle von Breisach) leitet seinen Namen von dem getreuen Eckart, dem Sohne Zachas und Enkel Berchtungs, her. Eckart, der Harlungen Trost, war der Pfleger und Beschützer der unmündigen Söhne des Amelungen Diether (auch Harlung genannt) namens Imbreke und Fritele (man sehe Breis. Ztg. 1899 Nr. 2). Diesen hinterließ ihr Vater sein Reich am Rhein (den Breisgau) mit dem Hauptsitz Breisach nebst einem reichen Horte, bestehend in einer Menge roten Goldes und vieler Kleinodien in einem hohlen Berge. Dieser unermessliche Schatz, der Imelungenhort (Schatz der gotischen Amelungen), ruhte im Bultenberg, worunter wir den Eckartsberg zu verstehen haben. Andere halten diesen

auch für den Venusberg, vor dessen Zineintreten Eckart jedermann warnt. (Dr. W. Wagner, Germanische Heldensagen, S. 112, 192, sowie Germanische Göttersagen, S. 261.)

Es sagt die Vorrede zum alten Heldenbuch: „Das was (war) das land in dem preuß-gawe und umb brisach . . .“ (Ausgabe von Keller): „Das was (da war) der getrüw Eckart . . . gefessen auff einer burg und nidwendig brisach . . .“

Sodann schreibt Fischart in „Vom aufgelaßenen wütigen Teuffelsheer“ (das wilde Zeer), Straßburg 1591, p. 67: „Dieweil man bei uns Teutschen vil geschriben Gedichts vom Venusberg bei Brisach und ihren darin schlafenden Rittern singet und umbtraget.“

5) Als Beleg dafür, daß Breisach eine hübsche Stadt gewesen sein muß, verweisen wir auf die Angaben eines Reisenden (Franzosen), welcher gegen Schluß des 17. Jahrhunderts die Stadt besuchte und von dieser u. a. schreibt: Die Oberstadt besitzt . . . eine ziemlich breite Straße. Diese hat recht schöne Häuser, welche meistens gemalt und mit (alt)deutschen Fenstern versehen sind . . . Südlich von der (Münster-) Kirche (am Ende der Oberstadt) zeigt sich uns ein Hügel (Eckartsberg) ziemlich so hoch wie jener, auf welchem die Stadt selbst steht etc. (Schauinsland XVII, S. 13/14.)

6) Breisach war schon seiner ehemaligen Festungseigenschaft wegen reich an Toren, Türmen und Kasernen. Die Befestigungen zogen sich von der Ebene in dreifacher Aufeinanderfolge bis zur Höhe des Berges (Rosmann S. XI) und schlossen sich gegenseitig durch Tore ab. Gegen außen wehrten den Zugang zunächst das Kupfertor im Norden, das Neutor oder Freiburgertor, auch Landtor, im Süden, sodann das Rheinbrückentor nebst dem Grüntor (Schiffslände) im Westen. Dazu kamen innen um den Berg das Posttor, das Spector (Gutgefellentor) und das Muggens-Turm-Tor. Auf der Mitte des Bergesanstiegs standen: das Kapstör (auch Salmen- und Phleglertor genannt), das Reflertörlein und das Windbruchtor (Bürgerturm). Die letzterwähnten Tore in halber Bergeshöhe versperren jeden sonstigen Zugang auf die obere Bergesfläche, auf der sich vorzugsweise der bewohnte Teil der Stadt befand. Die heute weiter noch bestehenden Aufgänge am Schloßrain und dem sog. Beyingsrain (Gießhausrain oder Rheinhalde) sind neueren Datums und kamen erst nach der Entfestigung der Stadt (1741) in Aufnahme. Dahin zählt auch die sog. Schänzletreppe, welche durch die eingegangene Ludwigsschanze zum Münster hinaufführt. Oben auf dem Berge bestanden dann überdies noch besondere Münsterberg- und Schloßbergabschlüsse. Wollen wir zur Ergänzung des Gesamtbildes, neben der Anführung der militärischen Baulichkeiten, bei gegenwärtiger Gelegenheit auch die bis 1793 an Zahl nicht geringen katholischen kirchlichen Gebäude aufzählen, so hätten wir außer dem Münster mit der Michaelskapelle (ossarium) zu verzeichnen: die Augustinerkirche, die Franziskaner-, sowie die Kapuziner-Kirche und die Frauentlosterkirche, alle diese in der Oberstadt, sodann unten die St. Josefs- (Friedhof-) Kirche und die St. Martins- (Spital-) Kirche zum hl. Geist. Dazu kam noch eine Synagoge. Die evangelische Kirche stammt erst aus dem Jahre 1804. Die Oratorien der Dominikaner und Beguinen waren schon früher eingegangen.



Nicht minder zahlreich waren die Türme. Es lassen sich anführen: Der feste Schloßthurm (erbaut durch Herzog Berthold IV. von Zähringen, 1155), der Radbrunnenturm, der Zerpenturm, der Diebsturm, Augustinerturm, der Gaisturm auch Grändelturm, der Wag den Hals-Turm, Gugginslandturm u. Kasernen waren es neun an Zahl. Alle diese Baulichkeiten sind bis auf einige wenige verschwunden; was der feindlichen Gewalt nicht erlegen ist, halfen friedliche Zeiten beseitigen.

7) Die Stiftung des Augustinerklosters fällt in das Jahr 1270. Mit dem Franziskanerkloster war ein Gymnasium (Schaumland XVI, S. 46) und ein Komödienthaus verbunden, dessen Eingangsbogen heute noch vorhanden und sichtbar sind. — Nach Clorer, S. 50, soll das Franziskanerkloster schon 1202 gestiftet worden sein, während der Orden erst später, nämlich im Jahre 1208, gegründet worden ist! Das Franziskanerkloster war an Umfang das weitaus bedeutendere und wird dessen Stiftung in das Jahr 1302 fallen (Rosmann, S. 195). Die Brandmauern beider Klöster nebst ihren Kirchen, sowie jene des Kapuzinerklosters (gestiftet 1607) kamen vollständig zum Abbruch. An Stelle des Franziskanerklosters steht jetzt das Amtshaus.

Die von Breisach (1793) geflüchteten Augustiner fanden bei ihren Ordensbrüdern in Freiburg Aufnahme. (Man sehe das Pfarrarchiv zu St. Martin in Freiburg von Poinsignon, Separatabdruck m. 3.).

8) Um Breisach wieder zu befestigen und daselbst einen sicheren Übergang über den Rhein zu gewinnen, griff später Napoleon obigen Gedanken nochmals auf und waren die Verhandlungen mit Großherzog Karl Friedrich im Jahre 1811 wegen Abtretung Breisachs an Frankreich schon beinahe dem Abschluß nahe. Französische Ingenieure hatten sich bereits in Breisach eingefunden, um Pläne für eine neue, starke Befestigung der Stadt anzufertigen und überhaupt die zum Festungsbau erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Allein der russische Feldzug und dessen für Napoleon unglücklicher Ausgang brachte die Sache ins Stocken. Die Verhandlungen wurden abgebrochen und Breisach blieb in deutscher Hand, während es sonst erst im Jahre 1870 wieder deutsch geworden wäre (Clorer, Seite 29).

9) Das Land Breisgau hatte dreierlei Stände, den Prälatenstand, den Ritterstand und den dritten Stand. Der Prälatenstand ging den andern vor, jeder der drei Stände hatte seinen Präsidenten, Syndikus, Einnehmer und Standesboten. Der Präsident des Ritterstandes führte bei den ständischen Versammlungen „Mund und Feder“, besorgte die Zusammenberufungen, die Vorträge und alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Im Prälatenstand war der Fürst von St. Blasien Präses, zu den Mitgliedern zählten die Prälaten der verschiedenen Klöster, auch der Johanniter-Großprior, die Ordenskomture und fürstlichen Frauenklösterstifte. Zum dritten Stand gehörten außer sechs Kameralherrschaften 13 Städte, nämlich: Bräunlingen, Breisach, Buchheim, Emdingen, Freiburg, Kenzingen, Neuenburg, Villingen, Waldkirch und die vier Waldstädte: Laufenburg, Rheinfelden, Säckingen und Waldshut. Die Regierung war zu Freiburg. (Dr. A. S. Büsching, 1789, V, S. 618 ff.)

10) Breisach hatte seinerzeit außer Feuerwerkern zur Bedienung der Böller, Doppelhaken und Wallbüchsen noch uniformierte Stadtsoldaten zu Fuß (Schützen) und zu Pferde, nebst einer vollständigen türkischen Musikkapelle und einer Fahne mit (Kriegs-)Medaille. Die Gründung des Korps, welches im 30jährigen Krieg Militärdienste tat, in späterer Zeit aber nur noch bei feierlichen Gelegenheiten (Prozessionen u. dgl.) paradierte, liegt Jahrhunderte zurück, es löste sich im Jahre 1848 auf. (Man vergleiche auch Schaumland XV, S. 75.)

11) Der Eckartsberg wird in seiner heutigen Gestalt schon in frühesten Zeiten bestanden haben. Er ist einer der sechs vulkanischen Erhebungen, aus welchen Breisachs Hügel bestehen. Auf sechs Hügeln, als der richtigen Zahl, können wir schon aus dem Wappenbilde der Stadt (zwei übereinandergestellte, rund ausgestaltete Dreiberge, weiß auf rotem Felde) schließen. Nach den Angaben des Breisacher Chronisten Protas Gsell soll der Stadt dieses Wappen von Kaiser Otto dem Großen (936—973) verliehen und von Kaiser Friedrich II. (1215—1250) das Privilegium erteilt worden sein, im Wappen sechs silberne Berge auf rotem Schilde zu führen.

Von diesen sechs Bergen ist die Lage von zweien eine vollständig abgesonderte und getrennte, es zeigt sich nämlich der bis 1741 in die Festung einbezogen gewesene Eckartsberg als alleinstehender Hügel oberhalb der eigentlichen Stadt, während der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Franzosen aus strategischen Gründen ganz abgetragene Uesenberg ein für sich bestehender Hügel unterhalb der Stadt war. Die übrigen vier Hügel bildeten dagegen einen zusammenhängenden Block mit einzelnen Berggipfeln, die im Verlaufe der Zeit abgehoben wurden. Durch Einebnung wurde sodann die jetzt vorhandene Fläche gebildet und für die Oberstadt die heutige Beschaffenheit und Gestalt gewonnen. Es wird allgemein angenommen, daß der bewohnte Gebirgsstock (der größere Hügel) zwischen dem Münster- und dem Schloßplatz durch eine tiefere Talmulde (Einschnitt) dort, wo jetzt der Radbrunn steht, in zwei Hälften getrennt war, von welchen der nördliche Teil aus dem Schloßberg und dem Augustinerberg besteht, der südliche aber aus dem Münsterberg und dem sog. Kapuzinerberg. Es spricht dafür der Umstand, daß der 142 Fuß tiefe Schacht des Radbrunnens nur im unteren Teile in Felsen gehauen, der obere Teil aber durch Aufmauerung hergestellt ist. Die gleiche Ansicht vertritt ein sehr unterrichteter Mitarbeiter des Lehrer Zinkenden Boten (1814). In einer Besprechung der geschichtlichen Verhältnisse Breisachs im allgemeinen, insbesondere aber des Zustandes von 1811, äußert sich besagter Kalender folgendermaßen: „Nach Oesterreich (1469) fiel diese Stadt dem Herzog von Burgund (Karl dem Kühnen) zu und erhielt den tyrannischen (Peter von) Zagenbach als Landvogt. Er (v. Zagenbach) trieb seine Tyrannei soweit, daß die Breisacher ihn gefangen nahmen (1474) und in den (Radbrunnens-) Thurm warfen, der (ursprünglich 180 Fuß hoch) noch jetzt (1811) zwar bis auf zwey Stockwerke abgebrochen dasteht. . . In der mittleren oder Hauptstraße der Oberstadt stehen die Ruinen (1811) des oben schon erwähnten Radbrunnens, welcher der Sage (Ueberlieferung) nach, als noch der Platz (die Stätte von

Breisach) aus Berg und Tal bestand, aus dem Tal herauf gebaut und dann geebnet wurde.“ (Man sehe Breisf. Ztg. 1906, Nr. 19.)

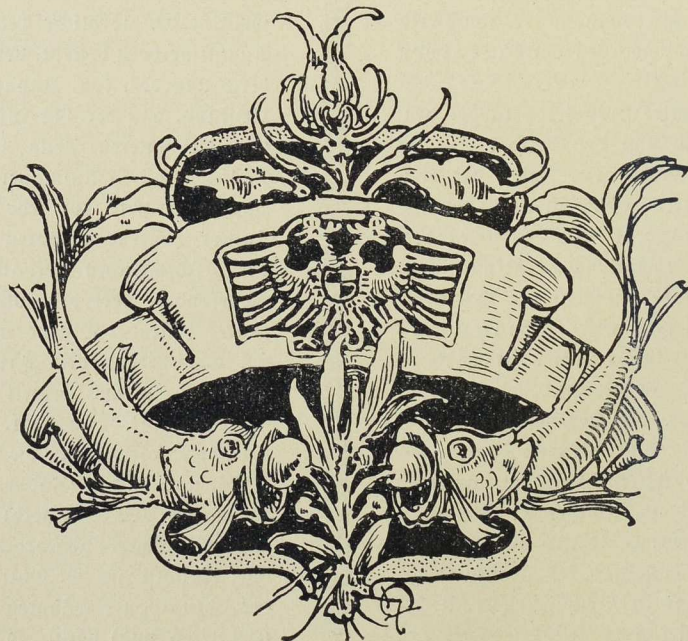
Welche Namen die besagten Anhöhen einst getragen haben, läßt sich nicht mehr ermitteln, jedenfalls aber sind die heutigen Benennungen nicht die ursprünglichen (Burlenberg u.). Wenn aber der 1901 zu Freiburg erschienene „Fremdenführer durch die Stadt Breisach“ glaubt, in dem Worte „Frauenberg“ eine Entdeckung bezüglich der Bezeichnung eines dieser Berge gemacht zu haben, so wird dies wohl auf einem Übersehen beruhen. Besagtes Wort kommt in fraglichem Sinne in keiner Chronik oder dergleichen vor, dagegen finden wir es freilich einmal da oder dort in einer Urkunde. So z. B. im Archiv des Breisacher hl. Geist-Spitals am 6. Dezember 1571 und 17. Januar 1587 (Poinsignon n. 49 und 65, lit. u und Ziffer 416). Zieht man jedoch die Augustiner-Urkunde vom 13. Februar 1410 (Poinsignon m. 68, Ziffer 214) in Vergleichung, so ergibt es sich, daß wir es dabei nicht mit dem Namen eines Breisacher Berges, sondern lediglich mit einer Hausbezeichnung „zum Frauenberg“ zu tun haben, gerade wie in der Augustiner-Urkunde d. d. Breisach 26. April 1501 (Poinsignon m. 70, Ziffer 281) unter Affenberg kein Breisacher Berg, sondern ein Haus „zum Affenberg“ zu verstehen ist. Solche Bezeichnungen traten an die Stelle der heutigen Hausnummern und kam dies damals in Breisach wie anderwärts hundertfältig vor. (Man vergleiche auch „Freiburg, geschichtliche Ortsbeschreibung, Häuserstand“.) Dies zur Richtigstellung und, damit sich zu den ohnehin zahlreichen Irrtümern (Note I, 3, 6) nicht noch weitere einschleichen.

12) Es ist eigentlich nicht recht abzusehen, warum der ursprüngliche Text, den schon sein Alter hätte schützen sollen, eine teilweise Änderung erfahren mußte, durch die ohnehin eine wertvolle Zeitangabe (24. August 1791) totgeschwiegen wird. Wollte man eine wirkliche Verbesserung vornehmen, so wäre dies mehr erreicht worden, wenn man den Wortlaut der Inschrift deutsch, statt lateinisch, gegeben

hätte. Denn kaum der hundertste Teil der Breisacher, deren Väter den Text verwältschten, vermag diesen zu entziffern und auf die Römer haben wir doch keine Rücksicht zu nehmen. Dort, wo der Deutsche zum Deutschen und für diesen spricht, gehört das Lateinische entschieden über Bord geworfen. Erfreulich ist, daß man später mit einer derartigen Rückständigkeit gebrochen hat, man vergleiche nur die neuere Gedenktafel im Amthaus zu Breisach (man sehe Note 2).

13) Bis zum Jahre 1756 besaß die Stadt Breisach seit Jahrhunderten in ähnlicher Weise die benachbarten linksrheinischen Dorfschaften Biesheim (mit Strohhstadt), Vogelgrün und Gaiswasser, verkaufte dann aber die Herrschaft über dieses Gebiet an den Grafen Waldner von Freundstein (und Olweiler im Sundgau) für 140000 Livres. Dieser Verkauf hat sich schon insofern für die Stadt als zweckmäßig erwiesen, als einige Jahrzehnte später, während der französischen Revolution, Breisach den Besitz seiner diesbezüglichen Rechte ohne jeden Ersatz an Frankreich verloren hätte.

14) Breisach, Mittelpunkt dreier Eisenbahnlinien, wird seines Alters und seiner Geschichte, seiner Lage und der sich dort bietenden Rundschau, sowie nicht minder der bekannten Rheinbadeanstalten wegen mit jedem Jahr immer mehr zum Reiseziel gewählt. Die Orientierung daselbst wird wesentlich durch einen dem Breisachführer von 1904 beigegebenen Stadtplan unterstützt, welcher nicht nur den neuesten Stand genau angibt, sondern auch die Reste der seinerzeitigen Umwallung erkennen läßt. Die soeben berührten eigenartigen Verhältnisse haben aber auch eine interessante neuzeitliche Industrie, nämlich jene der Ansichtspostkarten zur Blüte gebracht, wie sie in keinem anderen Orte des Landes vorliegen wird. Es erschienen bis jetzt bereits mehrere hundert verschiedener Aufnahmen aus Breisach, welche gesuchte Andenken an die am Rheinstrome, zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen reizend gelegenen Stätte bilden und die Erinnerung an diese wach halten.





Christian Wenzinger zugeschrieben. Die Jahreszeiten.

Bes. Hofphotograph C. Ruf sen.

Die Freiburger Ausstellungen von 1908 und 1909.

Von Carl Sutter.

In beiden retrospektiven Ausstellungen, die einander im Herbst 1908 und Frühjahr 1909 rasch gefolgt sind¹⁾, haben sich so viele Freunde erworben, daß wir einen Wunsch der Leser dieser Zeitschrift zu erfüllen glauben, wenn wir die Erinnerung an das Gesehene durch eine Auswahl von Abbildungen mit schlichtem Geleitwort festhalten²⁾. Freilich waren es lokale Ausstellungen nur insofern, als die Auswahl sich auf den Freiburger Kunstbesitz beschränkte. Der kunstgeschichtliche Rahmen dagegen war möglichst weit gezogen. Es wurde der etwas kühne Versuch gemacht, mit dem Freiburger Material die Entwicklung der Malerei von Giotto bis zum Impressionismus zu zeigen. Die erste Ausstellung führte durch fünf Jahrhunderte bis zum Ende des 18., die zweite durch die zwischen 1780 und 1880 liegende Periode.

Obgleich nach den gleichen Grundsätzen vorbereitet, unterschieden sich doch die beiden Ausstellungen augenfällig durch die Art ihrer Zusammensetzung. Für die erste war charakteristisch, daß sie wesentlich auf Sammler-Gut beruhte. Neben einer Auswahl aus städtischem Besitz kamen zwei hervorragende Privatsammlungen in Betracht: Die des Herrn Vincent Mayer,



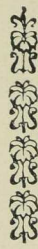
die keine spezielle lokale Beziehung hat³⁾, und die des Herrn Dr. Franz Gaß, deren Bedeutung für Freiburg u. a. auch darin besteht, daß sie unserer Stadt wertvolle Bestandteile der einst berühmten hiesigen Kollektionen Grieshaber und von Hirscher⁴⁾ bewahrt hat. Es war eines der erfreulichen Ergebnisse, daß in der Ausstellung mit diesen Fragmenten auch noch andere verstreute Stücke der Hirscherschen Sammlung wieder zusammentrafen. Um diesen kostbaren Grundstock gruppierten sich die kleineren Beiträge von etwa vierzig anderen Besitzern. Die „Jahrhundertausstellung“ dagegen entbehrte eines solchen Grundstocks. Sie floß aus hundert verschiedenen Quellen zusammen, das Sammlergut trat ganz zurück gegenüber dem Familienbesitz. Dies bedingte eine gewisse anheimelnde Intimität des Eindrucks, während dort, im ehrwürdigen Rahmen des alten Kaufhauses die Sprache längst vergangener Kulturen nicht ohne Feierlichkeit erklang.

Wir bemühten uns, unter den zum Teil sehr schwierigen Beleuchtungsverhältnissen des Kaufhauses alle bedeutenderen Stücke so zur Geltung zu bringen, daß sie für sich genossen werden konnten, aber doch auch in die beiden großen Entwicklungsreihen sich einordneten, in denen

auf beiden Seiten des Kaisersaales die Geschichte der italienischen und der nordischen Malerei zur Anschauung kam.

Die italienische Reihe war spärlich besetzt, wirkte aber als pädagogische Demonstration überzeugend, wenngleich die großen geschichtlichen Charaktere meist nur in den Verdünnungen und Vergrößerungen der Schüler und Epigonen gezeigt werden konnten. Besondere Nennung verdient eine gotteste Kreuzigung, klein, aber monumental und von packendem Ausdruck⁵⁾, eine schön-tonige venezianische *Santa conversazione* in der Art des Alvise Vivarini⁶⁾, eine altertümlich wirkende, wohl lombardische Kreuzabnahme gegen 1500⁷⁾, eine leonardeske *Madonna von Beccafumi*⁸⁾, ein jüngstes Gericht von Marcello Venusti, unter den Seicentisten ein malerischer Guerzino, Elias erweckt den Sohn der Witwe von Sarepta⁹⁾, von Guido Reni eine typisch marmorharte *mater dolorosa*¹⁰⁾, für die übrigens die raffig gemalte dem Ribera nahestehende Ekstase des hl. Franz v. Assisi¹¹⁾, eine gefährliche Nachbarschaft bedeutete. Schließlich noch Sassoferrato mit einer guten Wiederholung der Wiener *Madonna mit dem Kinde*¹²⁾.

An die Italiener schlossen sich in ziemlich großer Zahl die italienisierten Nordländer, die um



Paul Brill¹³⁾, um Poussin¹⁴⁾ und Claude¹⁵⁾, die Utrechter¹⁶⁾ usw. Ein schöner Klaas Berchem¹⁷⁾, der synthetisch alles gibt, was der Nordländer von italienischer Landschaft zu sagen hat, ein trefflicher Pynacker¹⁸⁾, interessante scheibenartig wirkende dekorative Soldatenbilder von Theodor Helmbrecker¹⁹⁾. In Werken dieser Art, die

etwa die Mitte des Saales einnahmen, berührten sich die beiden Entwicklungslinien.

Die nordische Reihe war der italienischen an Zahl und Qualität weit überlegen. Den Anfang machte eine große Passionszene, Christus vor Kaiphas, von herber Charakteristik, sehr dekorativ in dem geschlossenen Aufbau der Komposition, in breiten Flächen gesättigter Farbe und großformiger Proportionsmuster, das Ganze durch den Goldgrund prächtig zusammengefaßt. Trotz gewisser oberdeutscher Anklänge glaubten wir nach Typen, Gewandstil und Raumbehandlung das Werk doch dem Kreise des



Schule Giottos. Kreuzigung.
Bes. Geh. Hofrat S. Sinke.



führenden Meisters von Nürnberg, Michael Wolgemut, zuschreiben zu dürfen²⁰⁾. Dagegen hatten wir sicher süddeutsche Arbeiten vor uns in den beiden interessanten, kleinen Gegenständen Christi Himmelfahrt und Höllefahrt. Hier fesselte die malerisch zarte Behandlung der Landschaft. In der ruhigen Komposition der Himmelfahrt kommt es zu glücklichem Ausgleich zwischen Figuren und



Schule Wolgemuts. Christus vor Kaiphas.
Bes. Vinc. Mayer.

Landschaft, während in der bewegten Szene der Höllenfahrt die Unbeholfenheit in der Zeichnung des Figürlichen und der Architekturkollissen im Vordergrund und andererseits die malerische Feinheit der landschaftlichen Ferne unvermittelt nebeneinander stehen. Die Gesichtstypen sind schwäbisch. Zieht man dazu die vorderen Gruppierungen, die Bewegung und Kostümierung der Hintergrundfigürchen und die Behandlung der Landschaft in Betracht, so wird man sich die beiden kleinen Tafeln vielleicht in der Bodensee-gegend oder an der oberen Donau um 1495—1500 entstanden denken, nur wenig von Schongauers Einfluß berührt, desto mehr inspiriert durch Vorbilder der damals überall geschätzten französischen und burgundisch-niederländischen Buchmalerei. Der eigentümlich elektrisierende und dilettantische Charakter erklärt sich wohl am ehesten aus den Anregungen jener Amateurlkunst²¹⁾. Dagegen scheint ein großes, sehr stattliches schwäbisches Altarbild mit feierlich stehenden Heiligen, Maria mit dem Kind, Helena und Barbara ganz aus der Auffassung der heimischen Holzsulptur hervorgegangen. Die schneidend harte Zeichnung



wird etwas gemildert durch die Tonschönheit und geschmackvolle Verteilung der Gewandfarben²²⁾.

Eine sehr distinguierte hl. Elisabeth in der Art der Dünwegge²³⁾ leitete zu den Glanzstücken unserer städtischen Sammlung über, dem Kalvarienberge des Hansbuchmeisters²⁴⁾, Hans Baldungs Schmerzensmann (1513)²⁵⁾ und Matthias Grünewalds Schneewunder (1519)²⁶⁾, die hier mit den Cranach der Sammlung Vincent Mayer vereinigt waren. Der farbige Eindruck dieses Kabinetts wird jedem überraschend gewesen sein. Wie ein Kathedralfenster leuchtete der Hansbuchmeister in der Pracht seiner unräumlich nebeneinander gesetzten Farben, während Grünewald durch grandiosen Aufbau der roten und weißen Massen, durch Abstufung und Aufhellung der Töne nach der Tiefe, wo die Formen in Farbenflecken verschwimmen, mit genialer Intuition Probleme der malerischen Perspektive löste und die Anschauung des Raums genießen ließ. Und neben diesen rauschenden Akkorden ein mildes Zusammenklingen zarter heller Rosentöne mit einem herrlichen tiefen



Hans Baldung gen. Grien. Schmerzensmann, 1513.
Bes. Die Stadt Freiburg i. B.

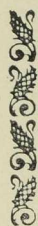
Blaugrün bei Hans Baldung und endlich die gedämpfte leise Musik von Lukas Cranachs Magdalena. Cranach hat vielleicht nie etwas Raffinierteres gemalt als diese Harmonie in Braun und Gold. Das entzückende Werk, nach Komposition und Typus der stillenden Madonna in Darmstadt verwandt, kann

nur in der Zeit seiner reifsten Künstlerschaft, etwa um 1520, entstanden sein²⁷⁾.

Da das von S. Kempf publizierte Warmherzigkeitsbild in der Münstersakristei von 1524 datiert ist, besitzt Freiburg zwei hervorragende Werke aus dieser glücklichen Periode. Die „Wirkung der Eifersucht“²⁸⁾, eines von den weltläufigen Bildern der Cranachschen Werkstatt, zeigte dagegen die Rehrseite dieses merkwürdigen Künstlerlebens. Cranach und die Seinen haben sich in ganz äußerlicher, spielerischer Weise auf beliebten Gebieten des

Renaissance

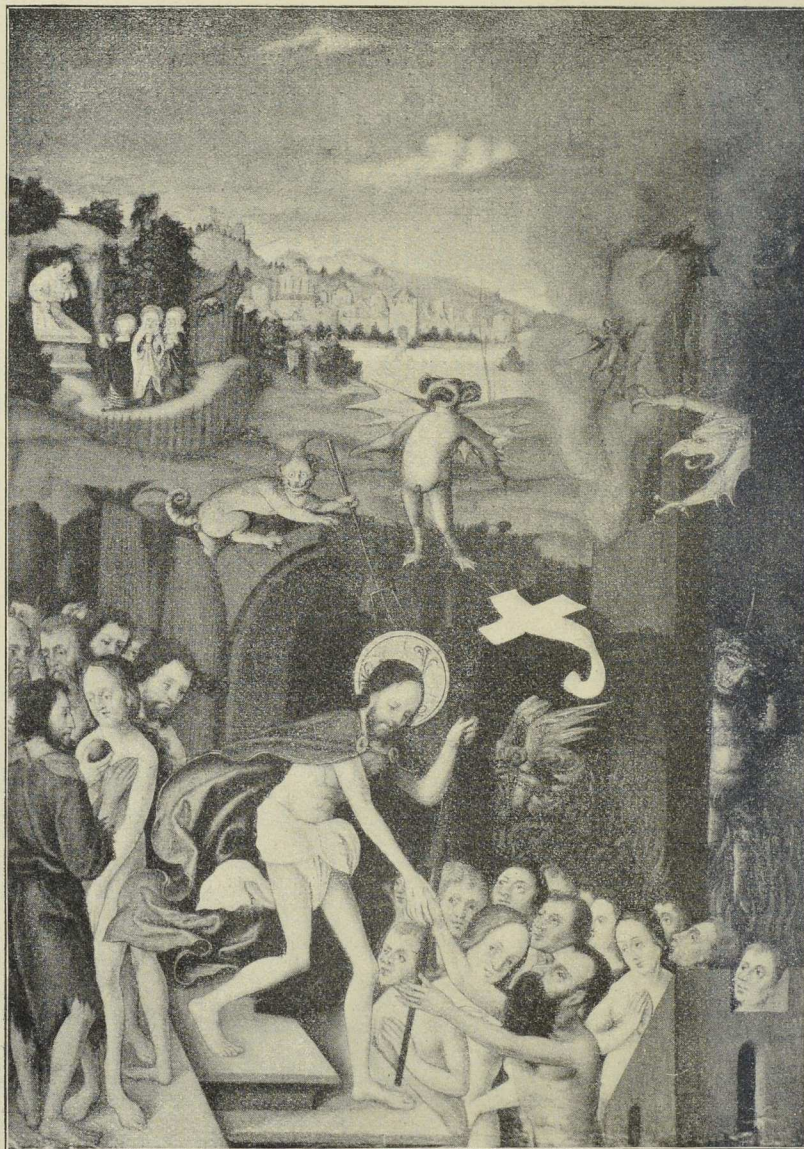
geschmacks umgetrieben, wo ein Dürer in heißem Kampf gerungen, wo Holbein mit sicherem Wissen geschaltet. Die beiden Großen fehlten auf der Ausstellung. Für Holbein mußte ein recht tüchtiger Hans Asper, ein Frauenporträt von strenger fester Zeichnung, 1569 datiert, als Ersatz gelten²⁹⁾, für Dürer zwei Wiederholungen des bekannten



niederländischen Hieronymus, die eine deutsch³⁰⁾, die andere niederländisch gegen 1600³¹⁾. Sie vermittelten den Übergang zur Malerei der Niederlande.

Rembrandt war nur durch eine feine aber kühle alte Kopie und späte Nachahmungen à la

Dietrich vertreten³²⁾, Rubens gar nicht, van Dyck durch die freie Kopie nach einem Genter Kirchenbilde³³⁾. Die Andern aber in stattlicher Zahl und dank besonders der Sammlung Gäß in auserlesenen Stücken³⁴⁾. In der Reihe der Sittenbilder, die mit Vinckboons³⁵⁾ anhub und mit einem sehr bemerkenswerten Dufart³⁶⁾ abschloß, bewunderte man einen lichtgefättigten großen Adrian van Ostade³⁷⁾, einen juwelhaften Wouwerman³⁸⁾, delikate Spitzpinseleien, Mieris³⁹⁾ und Dou⁴⁰⁾ benannt, ein verblüffendes Freilichtbild von Jan



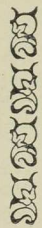
Süddeutsch, gegen 1500. Christi Höllenfahrt.
Bes. Vinc. Mayer.



Siberechts⁴¹⁾, unter den Landschaften zwei prächtig kontrastierende von J. van Goyen und Salomon van Ruysdael⁴²⁾, köstlich frische Marinen von S. de Vlieger⁴³⁾, unter den Stilleben gute Stücke der Sammlung Eisenlohr, Blumen in der Art von Daniel Seghers⁴⁴⁾ und Ruysum⁴⁵⁾, einen toten Hasen à la Jan Syt⁴⁶⁾, eine Fischbank von Jak. van Es⁴⁷⁾.

An Stilleben vorbei führte der Weg in den kleinen abgeschlossenen, intimen Raum des 18. Jahrhunderts. Hier kam die französische Boudoirkunst der Lancret, Guet⁴⁸), Boucher⁴⁹), Schäferei und Mythologie, in einigen Schulbildern zu Wort, schließlich aber auch Prud'hon, der die Grazie des anciens régime in ein eisernes Zeitalter hinübergerettet und die abstrakten Ideen der Revolution in traumhaften malerischen Visionen verkörpert hat. Die „Weisheit und die Wahrheit steigen auf die Erde herab“ ist eine Allegorie auf die französische Revolution. In der kleinen Ölskizze, die dem definitiven Gemälde von 1799 weit überlegen ist, zeigt Prud'hon, was ihn von der Kunst seiner klassizistischen Zeitgenossen trennte, was ihn mit Vergangenheit und Zukunft verband⁵⁰).

Aber nicht von diesen Werken, sondern von den Bildnissen empfing der Raum des 18. Jahrhunderts seine besondere Signatur⁵¹). Die von van Dyck abstammende englische Salonkunst kam durch ein Frauenporträt in Lelys Manier von Mary Beale zum Ausdruck⁵²), der repräsentative Stil der Franzosen in guten Schulbildern der Mignard⁵³), Rigaud und Largillière⁵⁴), die schlich-



tere, weltbürgerliche Auffassung des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts hauptsächlich in einigen deutschen Werken. Ein männliches Porträt, Heinrich Tischbein 1765 bezeichnet⁵⁵), von gutem Farbengeschmack im Kostüm und guter Stoffmalerei, ist wohl dem älteren Johann Heinrich in

Kassel zuzuschreiben. Die Stimmung der Wand war aber beherrscht durch das große Bildnis einer Dame mit Hund⁵⁶). Wie die Figur in den Raum gesetzt ist, die Anordnung im Freien, wo die Natur mitspricht und das Porträt zur Idylle wird, all das deutet doch wohl auf englischen Einfluß. Da auch dies Bild von der Familientradition einem Tischbein zugeschrieben wird, darf man wohl an Friedrich August Tischbein denken, dessen Frauenbildnisse neben französischen bekanntlich sehr deutliche englische Reminiszenzen aufweisen. Ob auch das schöne

kleine Malerporträt aus städtischem Besitz etwas mit diesem Tischbein zu tun hat? Wer ist der junge Künstler mit der feinen Kameengeschmückten Hand? Der sichere, gewählte Geschmack verrät die künstlerische Kultur eines großen Zentrums. Man hat den Namen Graff genannt, doch finde ich weder seine Auffassung noch seine Technik⁵⁷).



Süddeutsch, gegen 1500. Christi Himmelfahrt.
Bes. Vinc. Mayer.



Es befand sich in dem gleichen Raume noch ein anderes Künstlerporträt, das unseres einheimischen Meisters Christian Wenzinger, dem vorigen Bild nicht ganz ebenbürtig, im Vergleich dazu ein wenig provinzial; übrigens einer früheren Zeit als jenes angehörig. Man kann an diesen beiden Werken beobachten, wie das Porträt einfacher wird. Beidemale repräsentieren Künstler mit ihrem Handwerkszeug. Aber Wenzinger ist viel mehr posiert. Die Haltung, in der sich übrigens auch Mengs und verschiedene Franzosen gemalt haben, erscheint uns gesucht virtuosenhaft. Dazu die Unruhe eines reichlich bunten Kostüms, brauner Rock mit goldenen Tressen, apfelgrüne goldbesetzte Weste, ein feurigerer Mantel umgeschlagen, die kühn bewegte Linie des Haarbeutels und der Schleife. Der Kopf ist provozierend gehoben. Die Physiognomie bringt das Selbstbewußtsein, aber auch die wirkliche Bedeutung des Mannes zu überzeugendem Aus-

druck⁵⁸). Etwa 30 Jahre später hat sich Wenzinger noch einmal gemalt: Welch ein Wandel der Persönlichkeit und der künstlerischen Auffassung: sehr schlicht, auf grau und weiß gestimmt, ein blasser, müder, feiner Greis mit eingefallenem Mund, still und ergeben, hinter ihm, als Andeutung seines Lebenswerks, eine Statuette der Madonna auf der Mondsichel, fast mit noch größerer Liebe gemalt als das Porträt⁵⁹). Neben jenem ersten Porträt des Meisters sah man das einer stolzen Dame in den vierzigen, deren feierlich strenge Haltung seltsam kontrastiert



mit den Attributen der Toilette, Frisiermantel, Puderquaste, Messerchen zc.⁶⁰). Nach der Tradition ist dies Katharina Egg, die Wenzingers Werbung ausschlug und ihn dazu bestimmte, anstatt eine Familie zu gründen, ihrem Beispiel folgend die Armen und Kranken als Kinder zu betrachten. Aus beider Stiftungen ist bekanntlich das hiesige klinische Hospital erwachsen. Das Andenken des Stifters Wenzinger war in Freiburg dauerhafter als das des Künstlers. Erst ein Jahr-

hundert nach seinem Tode begann man sich wieder für das künstlerische Wirken des Vielseitigen zu interessieren, eines der letzten, die in ihrer Person die Einheit der Künste darstellend zugleich als Architekt, Bildhauer und Maler tätig waren. Wie eine Illustration seiner Tätigkeit berührten die beiden Frieße, in denen durch Kindergruppen von lebenswürdiger Erfindung die bildenden Künste, Malerei und Plastik, die Architektur und die Meßkunst ver sinnbildlicht waren. Als drittes kam dazu



Schwäbisch, um 1510—20. Hl. Maria, Helena und Barbara.
Bes. Stadtpfarrer E. Jung.



eine Allegorie der vier Jahreszeiten⁶¹). Unwillkürlich denken wir an die großen plastischen Figuren, in denen der Meister die Jahreszeiten im Garten des von ihm erbauten Schloßchens zu Ebnet dargestellt hat. Eine Beziehung in der Wahl der Motive, die aber ja für die Zeit charakteristisch sind, ist leicht zu finden. Den allegorischen Gemälden im Schloß, die bekanntlich (laut Inschrift) 1750 von Gambs ausgeführt wurden, sind diese Frieße mit ihren reizvollen Szenerien und anmutig bewegten Kindergestalten entschieden überlegen, wenn sie auch nicht die Beweglichkeit jener



Lukas Cranach d. J. Magdalena.

Bes. Vinc. Mayer.

zierlichen Geschöpfe erreichen, mit denen Wenzinger die Wände, Decken und Gesimse der St. Galler Stiftskirche bevölkert hat. Die Kinderfriese stammen aus einem Bauernhof in Neukirch im Schwarzwald. Die Zuschreibung an Wenzinger beruht nur auf Vermutung, man darf wohl annehmen, daß sie aus seiner Einflußsphäre hervorgegangen sind.

Neben Wenzinger, dem loyalen Meister des Zeitstils, sah man auf der Ausstellung unsern Verwandlungskünstler

Josef Markus Hermann, dessen Malerei allen Zeitaltern und allen Nationen angehört. Bald erscheint er in der Verkleidung eines Altdeutschen, bald eines italienischen Seicentisten, bald als Niederländer. Die Anlehnung ist manchmal nur oberflächlich, doch kommen auch Fälle vor, wie die 1782 gemalte Begegnung der Apostel Petrus und Paulus, wo er das altmeisterliche Kolorit in geradezu verblüffender Weise vortäuscht⁶²⁾.

Wenn die geschichtliche Demonstration in einigen Werken bis an die Jahrhundertgrenze führte, so machte sie doch vor den Schöpfungen der ausgesprochenen Klassizisten Halt. Hier setzte die Frühjahrsausstellung ein.

Indem man noch einmal auf das Jahr 1780 zurückgriff, konnte das Werden des Klassizismus in verschiedenen Stufen zur Anschauung gebracht werden. Bei einer solchen Vereinigung von Bildern provinzialer Herkunft zeigt es sich dann besonders deutlich, wie langsam das Rokoko zurückwich. Das damalige Künstlergeschlecht stand bei uns noch unter der Wirkung des Anton Raphael Mengs, dessen Schüler und Enkel-
schüler auf den deutschen Akademien registrierten. Viele Schüler, aber doch eigentlich keine Schule.



Die Tragkraft dieses temperamentlosen internationalen Eklektizismus reichte nicht aus, die Mengsche Nachkommenschaft suchte ihre Stützen bei Engländern und Franzosen. Dort, wo eine raffinierte Porträtkunst das malerische Können der nun abgeschlossenen Periode in glänzenden Leistungen zusammenfaßte, hier, wo die Konsequenzen der neuen klassizistischen Doktrin mit unerhörter Schärfe gezogen wurden.

Die Nähe des A. R.

Mengs verrät eine recht frische kleine Farbenskizze, Apollo unter den Hirten⁶³⁾, nach Thema und Gestaltung eklektisch-klassizistisch, wo man trotz des kleinen Formats die Tradition der italienischen Freskomalerei spürte. Dagegen schienen zwei antike Historien der Angelika Kauffmann⁶⁴⁾ mit ihrer zimperlich matten Rhetorik nur in ganz kleinem Maßstab möglich, etwa als Füllungen in die feinen, schlanken Rahmen englischer Interieurs eingefügt. Stark lebte das Rokoko noch in den raffigen Köchelzeichnungen des Januarius Sick⁶⁵⁾, der auch ein Mengschüler war. Ein Schüler Sicks, der Rheinländer Kaspar Benedikt Beckenkamp, überraschte durch die breite



Lucas Cranach d. A. Werkstatt „Wirkung der Eifersucht“.
Bes. Vinc. Mayer.



flüssige Technik seiner im Jahre 1811 gemalten Bildnisse⁶⁶⁾. Besonders das männliche Porträt erinnerte an gute gleichzeitige französische Arbeiten. Von dem in Stuttgart lehrenden Mengschüler Guibal ging Ludowike v. Simanowitz, die Schillerporträtistin, zur Pariser Schule über. Sie war durch drei mehr gegenständlich als künstlerisch interessante Bildnisse aus dem Wolzogenzischen Kreise vertreten⁶⁷⁾. Ein anderer Schüler Guibals, Heinrich Friedrich Fuger, der schwäbische Pfarrerssohn, der uns zur Inkarnation des



18. Jahrhundert, Venezianisch? Gastmahl mit Christus und Magdalena.

Bes. Kopphotograph C. Ruf sen.

Wienertums geworden ist, hat seine wertvollsten Anregungen bei englischen Vorbildern geholt. Von Füger war das Bildnis einer Gräfin Stadion da⁶⁸), ein sehr repräsentatives Stück, eine Harmonie in weiß und blond, die man bewundern konnte, ohne sich dabei des Gedankens zu erwehren, wie viel schöner das Bild wohl geworden wäre, hätte Füger es statt lebensgroß nur in Handgröße ausgeführt. Dann würden die Töne noch feiner zusammenstehen, die Schwäche der Modellierung, das flächenhafte sich nicht störend bemerkbar machen. Denn sein Bestes hat Füger doch nur als Miniaturenmaler gegeben. Er nahm schon die edelste Blüte vorweg von jener Wiener Porträt-Miniatur, die sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ehrenvoll behauptet hat. Von dieser Kunst konnte die Ausstellung einige wenige erlesene Stücke zeigen. Man sah die Zartheit des Fügerstils, die Grazie Daffingers, den eleganten Realismus Karl von Saars⁶⁹). Eine englische Note klingt bald leise, bald vernehmlicher in diesen Werken an.

Zahlreicher waren natürlich die Beispiele französischen Einflusses. An Louis Davids Auffassung vor 1800 erinnerten die Bildnisse des Ehepaares Ecker, die an der Schwelle des neuen Jahrhunderts entstanden sind: Alexander Ecker, der Chirurg, in einer für ihn wahrscheinlich charakteristischen Haltung des Nachdenkens, Kopf und Hände sorgfältig durchgebildet, die hellen Teile in gutem Aufbau aus der dunkeln Basis des Leibrock's sich erhebend⁷⁰); und noch interessanter das Bild der Gattin⁷¹) mit dem sehr persönlich herb und rein



gezeichneten Kopf, der schlichten Anordnung der Figur und der Farben, wo das gut gemalte feingefältete weiße Gewand so eigenartig mit dem Rot des Mantels zusammengestimmt ist. Eine zartere Vorstufe des Empire-Geschmacks. Das Empire ging aufs Massig-Monumentale, wobei als Vorbilder gewisse Vorstellungen römischer Steinplastik vorschwebten, eine heidnisch-fleischliche Monumentalität. Man fand diesen Geschmack u. a. in den Porträts der Freifrau v. Rniestedt, der Reichsgräfin von Hochberg, in einem Kinderbild der Simanowitz⁷²), dessen heidnische Nacktheit eine spätere prüdere Zeit durch ein übergemaltes Hemdchen schamhaft verhüllte.

Im Nazarenertum strebte der Geist das Fleisch zu überwinden. Die strenge geistige Auffassung der Cornelius-Schule sprach aus den Selbstbildnissen eines Freiburger Geschwisterpaares, Crescentia und Johann Nepomuk Stadler von 1832, tüchtig gemalten Arbeiten, die durch ihre geschlossene Haltung Interesse erregten⁷³).

Wie die klassizistische Kunst, so war auch die der Nazarener in Rom geboren. Roms Anziehungskraft wirkte wieder in einem neuen Sinn. An der Künstlerkolonie, die sich in den zwanziger und dreißiger Jahren dort zusammenfand, hatte unsere oberbadische Heimat einen nicht unbeträchtlichen Anteil. 1821 kam Marie Ellenrieder, es folgte Sandhas, 1827 Mosbrugger, 1830 Winterhalter, 1832 Kirner. Sie hatten zum größeren Teil in München noch den Einfluß der Langer-Schule erfahren, in der vor Cornelius Eingreifen die Tradition des Mengs, aufgefrischt durch den

französischen Klassizismus, immer noch technisches Können lebendig hielt. Die drei letztgenannten sind übrigens von der religiösen Strömung ganz unberührt geblieben. Sie kamen nach Rom mit der Gesinnung des Genremalers. Nicht die Vergangenheit lockte sie und das Beispiel der deutschen Nazarener, sondern die Gegenwart, das lebende

Volk, und das Vorbild Leopold Koberts (1794—1835),

des französischen Schweizers, der mit seinen sorgsam aufgebauten italienischen Bauern- und Briganten-Szenen eine neue, viel bewunderte Gattung geschaffen hatte.

Friedrich Mosbrugger stammte aus einer alten Familie von Künstlern und Kunsthandwerkern des Bregenzer Walds. Sein Vater Wendelin spielte in

der Bodenseeregion, in Schwaben und in der Schweiz eine nicht unbeträchtliche Rolle als Porträtmaler.

Auf dem gegen 1810 gemalten Gruppenbild mit der Badewanne, dessen köstliche Naivität wohl

jedem Besucher der Ausstellung in heiterer Erinnerung geblieben ist, hat uns Wendelin seine ganze Familie vorgestellt⁷⁴). Von den spielenden Bübchen ist eines August, der spätere Architekt, der auf der Ausstellung durch eine schöne Bleistiftzeichnung des Freiburger Münsters von 1831 vertreten war⁷⁵), ein anderes Joseph, der Landschaftsmaler, wie es scheint, mehr anziehend als Persönlichkeit denn als Künstler, und ein drittes

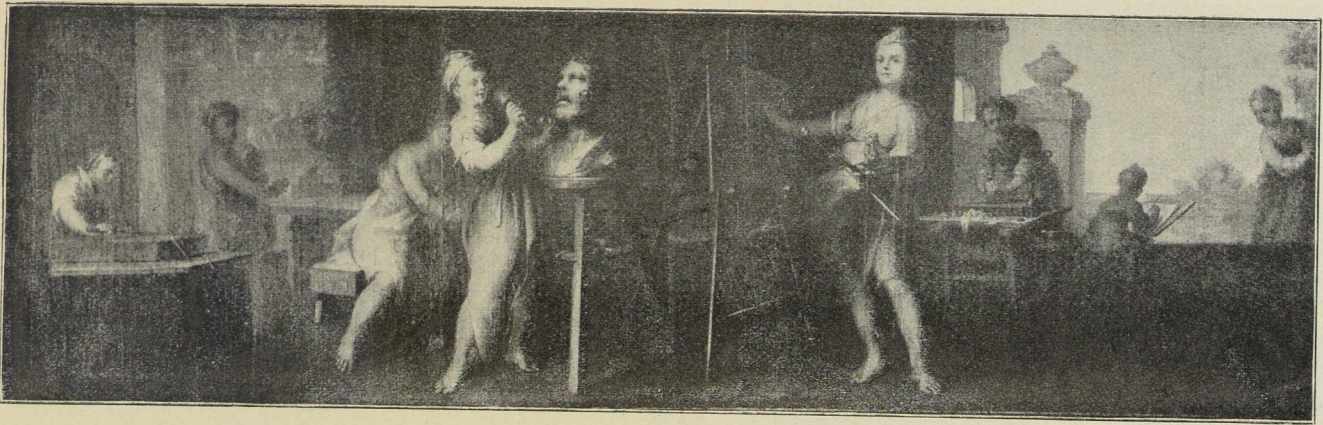
endlich Friedrich, der begabteste unter ihnen, der 1804 in Konstanz geboren ist. Wäre das Bild des „Bockfellers“, das er als Einundzwanzigjähriger in München gemalt hat, früher bekannt gewesen, so hätte es wohl auf der Deutschen Jahrhundertausstellung in Berlin nicht gefehlt. Wir haben in jenem Zeitpunkt nur wenig Sit-

bilder von so guter Beobachtung und sprudelnder Laune wie diese Schilderung des biedermaierischen Münchens von 1825⁷⁶). In manchem gut ausgebildeten malerischen Detail hat er den niederländischen Kleinmeistern geschickt zu folgen gewußt, das Hell- und Dunkel ist ihm freilich nur unvollkommen gelungen, kalte gelbe und blaue Töne stehen hart im Bilde. In Italien hat er dann einen volkstümlichen Stoff im Sinne Koberts auf plastische Wirkung und schönen Kontur hin zu komponieren gesucht. Das Geschmackvolle der Erfindung und Linienführung seines „Im-

provvisor am Molo von Neapel“ kam eigentlich in unserer getuschten Federzeichnung⁷⁷) besser zur Geltung als in dem fertigen Gemälde der Karlsruher Galerie. Dort hängt außerdem das Bild von Mosbruggers römischem Atelier, eine burschifose, ziemlich triviale Schilderung seines Freundeskreises. Man sieht, daß er auch in Rom die Tonart des „Bockfellers“ nicht aufgab. Als Interieur scheint es mir kein besonderes Interesse zu haben, eher durch die



Christian Wenzinger. Selbstporträt.
Bes. Klinisches Hospital.



Chr. Wenzinger zugeschrieben. Allegorie der bildenden Künste.
 Bef. Kopphotograph C. Ruf sen.

Bildnisse. Aber in dieser Hinsicht bot die Leinwand, auf der er 14 Studienköpfe nach seinen römischen Bekannten vereinigt hat, doch unvergleichlich mehr. Einiges ist so flott und meisterlich hingefetzt, daß man hier die eigentliche Begabung Mosbruggers zu erkennen glaubte⁷⁸). Weitere Zeugnisse seines derben, aber sicheren Talentes waren das Doppelbildnis seiner Eltern und sein Selbstporträt⁷⁹). Mosbrugger hegte wohl auch die Absicht, sich zunächst vorwiegend dem Porträt zu widmen. Nachdem er einige Zeit in Karlsruhe tätig gewesen, reiste er, angeregt, wie es scheint, durch seinen Freund Jacobs, nach Rußland, in der Hoffnung, dort rasch sein Glück zu machen. Er ist aber, kaum in Petersburg angelangt, an der Cholera gestorben, 1830, im Alter von 26 Jahren.

Während dieser originellste der drei badischen Künstler nur ein kurzes Fragment seines Lebens-



werks zu geben vermochte, war es den beiden anderen möglich, die von ihm angegriffenen Stoffgebiete in langjähriger Arbeit zu kultivieren.

J. B. Kirner aus Furtwangen (1806—1867) hatte sich zunächst als Hebel-Illustrator versucht und dann in der Darstellung italienischen Volkslebens unter Roberts Einfluß seinen Stil geübt. Indem er nach seiner Heimkehr diesen Stil in gemildeter, von seiner klassizistischen Schwere und Feierlichkeit befreiter Form auf die Schilderung des bäuerlichen Lebens im Schwarzwald und in der Schweiz übertrug, ist er der Vorgänger von Knans und Vautier geworden. Das launig erfundene, geschickt aufgebaute Bild der Kartenlegerin von 1846 gab eine gute Vorstellung seiner Kunst, die auch vielfigurige Kompositionen übersichtlich anzuordnen verstand⁸⁰).

Zunächst hatte es den Anschein gehabt, als wolle Franz X. Winterhalter (1806—1873)



Chr. Wenzinger zugeschrieben. Allegorie der Architektur, Geometrie usw.
 Bef. Kopphotograph C. Ruf sen.



Sr. Aug. Tischbein (?). Dame mit Hund.
Bes. M. Philips.

die Erbschaft des frühverstorbenen Robert übernehmen. Man feierte den Schwarzwälder in Paris wegen seiner italienischen Genreszenen, an die zwei Studien in der Ausstellung erinnerten⁸¹⁾. In Wirklichkeit wurde er aber der Nachfolger des Porträtisten François Gérard, des „peintre des rois“, dessen Enkelschüler er war. Das Zwischenglied zwischen beiden hatte Stieler gebildet. Von ihm, dem Maler der Schönheitsgalerie, hat Winterhalter jenen eigentümlichen Schönheitskultus, dessen Aufrichtigkeit man wohl mit Unrecht anzweifelt. Franz Winterhalter ist ein soziales Phänomen: der Schwarzwälder Bauernjunge aus dem weltfernen Menzenschwand wird zum Typus des *vero cortigiano*, den sich die europäischen Höfe von Windsor und Madrid bis Petersburg streitig machen. Vor allem ist er der Maler des Julikönigtums und des zweiten Kaiserreichs. Man wird die höfische Gesellschaft jener Zeit immer im Spiegel Winterhalters sehen, in dem sie sich selbst am besten gefiel, und wird angesichts der kulturgeschichtlichen Dokumente die mangelnde Tiefe der künstlerischen Leistung vermissen. Seine Technik hat sich Winterhalter rasch angeeignet, zuerst als Kupferstecher im Herder-

schen Institut zu Freiburg, dann in München als Maler und Lithograph. Die Ausstellung bot als Zeugnis früh erwachten Kunsttriebs eine Aquarellzeichnung, ein in Vorderansicht sorgsam mit merkwürdig weichem Strich ausgeführtes Selbstbildnis⁸²⁾, dann die anspruchslosen, schlicht gesehenen, aber sehr sicher gezeichneten Blätter von 1831, wo er die ganze Familie seines Karlsruher Hauswirts, die Töchter mit biedermaierischer Galanterie und sich selbst als unwiderstehlichen Elegant porträtiert hat⁸³⁾. Diesen primitiven Winterhalter wird heute mancher dem späteren vorziehen. Jedenfalls ist in den frühen Zeichnungen eine reinere Wirkung als in vielen der großen Ölgemälde, die seinen Ruf begründet haben. Unter den Ölbildern sei die raffige Studie nach einer Italienerin⁸⁴⁾ und das sachliche, würdige Porträt einer alten Dame⁸⁵⁾ hervorgehoben. Von seinen großen höfischen Stücken konnte nichts gezeigt werden; als Ersatz diente das Bildnis einer Interlakener Hotelierstochter in Berner Tracht⁸⁶⁾, das ganz repräsentativ aufgefaßt war. Seine zahlreichen großen Aufträge hat der Meister nicht



Unbekannt. Porträt eines Malers.
Bes. Stadt Freiburg.

ohne Mitarbeiter bewältigen können. Der treueste war sein Bruder Hermann, der dem berühmten Franz wie ein Schatten durchs Leben folgte⁸⁷). Ferner hat Albert Gräfle, ein geborener Freiburger, in Paris bei Winterhalter gearbeitet. Von ihm sah man außer einem gemalten Selbstporträt der letzten Lebenszeit⁸⁸) ebenfalls reizvolle frühe Porträtzeichnungen, teilweise von etwas sentimentaler Haltung, die an Nazarenisches erinnerte⁸⁹). Neben der Salonkunst der Winterhalter und Genossen wirkte übrigens die kernhafte Kost eines anderen Schwarzwälders, des Trachtenmalers J. B. Tutz, eine von Bräunlingen recht erfreulich. Von ihm waren zwei überaus einfache, aber tüchtig gemalte Bildnisse aus dem Jahre 1868 ausgestellt⁹⁰).

In dem gleichen Raume hingen an der Übergangswand zwischen den Klassizisten und der Winterhaltergruppe, weder zu jenen noch zu dieser gehörig, eine Welt für sich, die Bildnisse Beethovens und Schopenhauers.

Beethoven von Joseph Mähler in Wien 1815⁹¹), Schopenhauer jugendlich,

etwa dreißigjährig, in der Entstehungszeit der „Welt als Wille und Vorstellung“, von L. S. Kuhl gemalt⁹²). Beide Bilder, ihres Gegenstandes würdig, im Eindruck gesteigert durch ihre Gegensätzlichkeit, wirkten wie geschichtliche Offenbarungen.

Wir haben vorhin unsere badischen Nazarener in Rom verlassen, ohne von ihnen mehr als den Namen zu geben: Karl Sandhas und Marie Ellenrieder. Sandhas, „der närrische Maler“ von Haslach, dem Hansjacob unsere Herzen gewonnen hat, war ein Verehrer des Cornelius. Man sah dies dem rührend erfundenen Bildchen



Pierre Deud'hon. Die Weisheit und die Wahrheit, Skizze.
Bes. C. Sutter.



an, wo Kinderseelen auf blumiger Au vor der Himmelstür erscheinen⁹³). Indessen läßt sich auch gerade da seine selbständige Natur nicht verkennen. Von seiner sehr eigenartigen Begabung für das Porträt vermochten leider die drei ausgestellten kleinen Stücke keinen rechten Begriff zu geben⁹⁴). Die Ellenrieder dagegen kam gut zur Geltung. Wenn die Zeitgenossen Marie Ellenrieder als einen weiblichen Fra Angelico feierten, so standen sie unter dem Eindruck ihres frommen Lebens, das in so wunderbarem Einklang mit ihrer Kunst erschien. Ihr weiches, empfindsames Talent be-

wegte sich am glücklichsten in der Darstellung von Kindern und jugendlichen Frauen. Das so liebenswürdig aufgefaßte, überzeugend wirkende Porträt der kleinen Gräfin von Thurn von 1818⁹⁵) und der plastisch schöne Profilkopf eines jungen Mädchens von 1845⁹⁶) gaben von der Kunst der Ellenrieder eine vorteilhafte Anschauung. Man vermüßte kaum eines ihrer großen Altarwerke. Overbeck hat sie in Rom zu seiner Kunst auffassung bekehrt,

was sie aber nicht hinderte, ihre gute Farbe, die sie aus dem vorcornelianischen München mitgebracht, zu behalten. Wenn sie besser malte als Overbeck, so wäre sie dagegen nie imstande gewesen, mit einigen dünnen Bleistiftstrichen so viel geistigen Gehalt zu geben, wie wir ihn in der kleinen 1817 datierten Tobiaszeichnung bewunderten⁹⁷). Angesichts eines solchen Blättchens versteht man, worauf Overbecks suggestive Kraft beruhte. Er blieb das unsichtbare Haupt der religiös gestimmten katholischen Künstlerschaft in Deutschland, zumal der Düsseldorfer.

Übrigens war ja das Nazarenertum nicht auf die katholischen Kreise beschränkt. Die Ausstellung enthielt zwei interessante Beispiele anderer Art: eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege, die Flucht einer evangelischen Familie aus Pforzheim, im Legendenton quattrocentsistisch gemalt von dem Schwaben Joh. Friedrich Dietrich (Rom 1827)⁹⁸⁾ und ein jüdisches Gegenstück, die Arche Noah des bekannten Moritz Oppenheim⁹⁹⁾.

Der Hauptsitz der Richtung war aber, wie gesagt, Düsseldorf, wo der praktische Wilhelm Schadow diese Kunst zu organisieren und mit den technischen Anforderungen der Zeit zu versöhnen suchte. Neben der religiösen blühte die profane Historie, die sentimental gestimmte literarische Anekdote. Dieses Genre, einst das Entzücken des Kunstvereinspublikums, ist uns heute besonders fern gerückt. Indessen vermag ein so lebenswertes Werk wie Andreas Müllers Hirtenknabe nach Uhland vom Jahre 1835 unsere inneren Hemmungen zu besiegen¹⁰⁰⁾. Angesichts

dieses jugendfrischen Bildes und einer ebenfalls frühen, sehr energischen Porträtzeichnung¹⁰¹⁾ hat sich wohl mancher darüber gewundert, daß Andreas Müller später durch seinen Bruder Karl in den Schatten gestellt wurde. Von Karl Müller waren Kartons großer Kirchengemälde ausgestellt, ein plastisch wirkender Fries „vorbildlicher Frauen“ vom Apollinarisberg¹⁰²⁾ und ein Flügel des feierlich im Sinn der Hochrenaissance komponierten Haupt-



altars von St. Remigius in Bonn. Hier fesselte der charaktervolle Profilkopf des Evangelisten Lukas, ein Porträt des Kardinal Melchers¹⁰³⁾. Müller interessierte überhaupt als Porträtist. Seine frühen Mädchenbildnisse von 1835 und 1838 mit ihren feinen Landschaftsgründen sind voll Poesie, zumal das unvollendete seiner jung verstorbenen Schwester, wo eine Erscheinung aus mystischen Schleiern emporzutauchen scheint¹⁰⁴⁾. Die Düsseldorfer Bildnismalerei vertraten sonst noch Karl Sohn¹⁰⁵⁾, Ernestine Friedrichsen¹⁰⁶⁾, H. J. Sinke¹⁰⁷⁾ und last not least Eduard v. Gebhardt¹⁰⁸⁾, die religiöse Kunst Deger¹⁰⁹⁾ und Ittenbach¹¹⁰⁾.

Im Anschluß an diese darf wohl unseres Wilhelm Dürr gedacht werden, der mit den Düsseldorfern wetteifernd die Kirchenmalerei im Raffael-Stil pflegte. Einige Arbeiten von ganz kleinem Format, z. T. Skizzen, ließen den Künstler frischer und persönlicher erscheinen als man ihn von den meist doch recht konventionellen großen Altarbildern zu kennen gewohnt ist¹¹¹⁾. Eine besonders

willkommene Gabe hat uns Dürr in dem Karlsruhe Ausstellungsbild hinterlassen, wo wir Moritz v. Schwind, Winterhalter, Kirner, Schirmer, Lessing u. a. in diskutierenden Gruppen vor den ausgestellten Gemälden stehen und sitzen sehen¹¹²⁾.

Karlsruhe war unter Großherzog Friedrich eine neue Pflanzstätte der Malerei geworden. Schon während seiner Bonner Studienzeit hatte der Fürst Fühlung genommen mit der Düsseldorfer



Biedermaierzimmer und Kabinett der Handzeichnungen.



Kunst, zumal mit derjenigen ihrer Äußerungen, die hier bisher unerwähnt geblieben ist, der Landschaft. Als er dann zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt, 1854, die Karlsruher Kunstschule ins Leben rief, wurde diese gleichsam eine Tochtergründung von Düsseldorf, und an ihre Spitze trat einer der beliebtesten und erfolgreichsten Düsseldorfer Lehrer, J. W. Schirmer. Vier Jahre später kam auch K. S. Lessing. Beide zogen ein Gefolge von Schülern nach. Von Schirmer und Lessing, die so charakteristische Erscheinungen in unserer Landschaftskunst gewesen sind, hatte die Ausstellung gute Stücke (s. u.). Während Lessings Historienmalerei und seine persönliche Haltung seinem Nachruhm im Wege stehen, fällt auf Schirmers Name ein Abglanz seiner illustren Schüler, deren Anfängen er sein Gepräge gab: Feuerbach, Böcklin, Thoma.

Wir nähern uns den starken, jungen, suchenden Talenten der fünfziger Jahre, die sich vom Münchener Kartonstil wie von den Düsseldorfer Kompromissen lossagten und im französisch-belgischen Kolorismus ihr Heil zu finden hofften.



Zwei virtuose Wiener, Karl Rahl mit dem tief-
 tonigen Bildnis einer schönen Aristokratin von
 1847¹¹³⁾, und Hans Canon mit dem Rem-
 brandtisch leuchtenden Bild eines alten Mannes
 in rotem Pelzrock von 1869¹¹⁴⁾, vermittelten
 wirkungsvoll den Übergang zu unserer süd-

westdeutschen Gruppe. Von dem seit der Berliner Jahr-
 hundertausstel-
 lung so gefeier-
 ten S. K. Haus-
 mann aus Ha-
 nau war nur
 ein wenig besa-
 gendes Jugend-
 bild von 1845
 vorhanden¹¹⁵⁾.
 Dagegen lernte
 man seinen
 Landsmann
 und Studien-
 genossen Georg
 Cornicelius
 von der gün-
 stigsten Seite
 kennen. Corni-
 celsius, den man
 in Berlin leider
 übergangen
 hat, war wohl
 für die meisten
 eine Überra-
 schung. Seinen
 stimmungsvol-
 len, schlicht und
 vornehm
 charakterisierten
 Frauenbildnissen



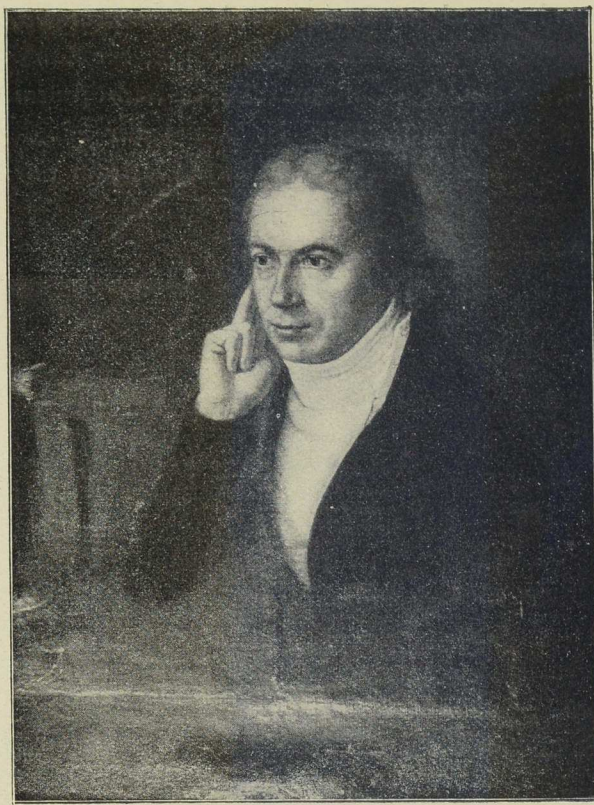
J. S. Säger. Gräfin Stadion.
 Bes. Exzellenz Frau v. Gayling.



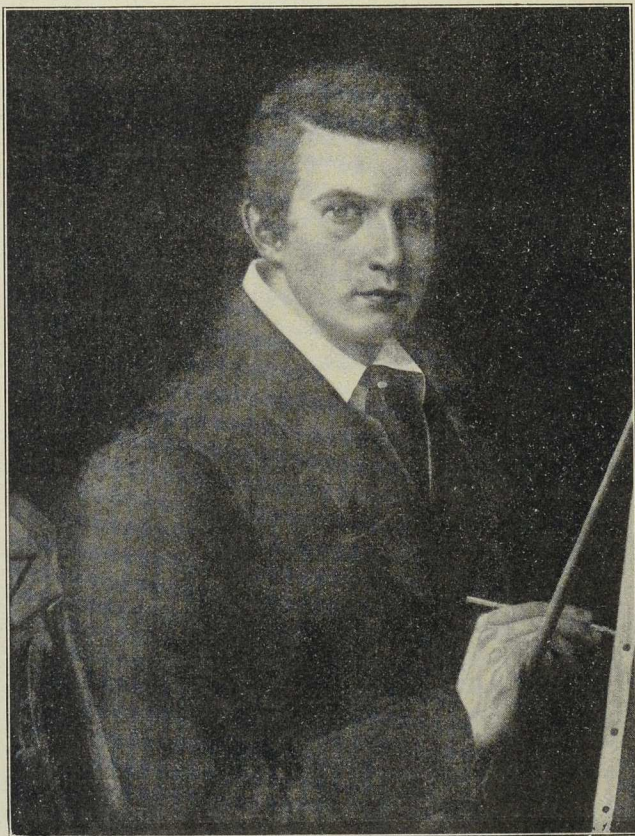
kann man kaum etwas besseres nachrühmen, als
 daß sie die unmittelbare Nähe Feuerbachscher
 Gestalten mit Ehren ertrugen. Cornicelius hat
 sich in das psychologische Problem des Christus-
 kopfes versenkt. Die definitiven Lösungen, die
 er in seinen Gemälden gab, scheinen mir aber
 wesentlich übertroffen von der Kohlenstudie in



Unbekannt. Gattin des Prof. Alex. Ecker d. Ä. um 1800.
Bes. Frau Oberst Schöble.



Unbekannt. Alexander Ecker d. Ä., Professor d. Chirurgie.
Bes. Universität Freiburg.



Job. Nep. Stadler. Selbstbildnis, 1832.
Bes. Frau O. Heim Witwe.



Crescentia Stadler. Selbstbildnis.
Bes. Frau O. Heim Witwe.



J. Mähler. Beethoven, Wien 1815.
Bes. Frau Suber v. Gleichenstein.

unserem Kabinett der Handzeichnungen, die durch ihre meisterhafte Technik, durch die männliche, hohe Auffassung jeden Besucher bannte. Eine Naturaufnahme, eine getönte Zeichnung des Steinhheimer Steinbruchs von 1875 wirkte wie eine Passionslandschaft¹¹⁶.

Über dieser ganzen Gruppe ragte Anselm Feuerbach. In tiefer Bewegung grüßten wir den Meister in Freiburg, wo er als glückliches Kind, als glühender Jüngling gelebt, das er stets als seine Heimat geliebt hat. Wie heißt es doch im „Vermächtnis“? „Immer aber werde ich des unauslöschlichen Eindrucks gedenken, wenn auf der erschten Heimfahrt bei Emmendingen die Eisenbahn den weiten Bogen beschrieb, die ganze so geliebte Schwarzwaldkette sich aufrollte, und die feine Spitze des Freiburger Münsters in der Ferne sichtbar wurde, nach öden akademischen Jahren in der sandigen Ebene des Niederrheins.“ Darum sah man gerade in Freiburg gern die Werke der Jugend. Zuerst die Anabenszeit: Die ganz unbeholfene und doch so seltsam feierliche Zeichnung des schlafenden Barbarossa von 1841¹¹⁷. Sie ist

uns ehrwürdig, weil der zwölfjährige Feuerbach, nach seinem späteren Zeugnis, bei dieser Arbeit eine unnennbare Wonne empfand, die erste ihm selber klar ins Bewußtsein tretende künstlerische Gemütsbewegung. Von da an sei er geneigt gewesen, bis auf einen gewissen Grad den Wert seiner Arbeiten „nach dem künstlerischen Glücksgefühl ihrer Entstehung zu messen“. Dann die Düsseldorfer Lehrzeit und die unter großen Kämpfen und Zweifeln erzwungene Vollendung des ersten Ölbildes eigener Komposition! Die Bildidee hatte der Jüngling in den Sommerferien 1846 im Elternhause konzipiert. In Düsseldorf wurde sie umgearbeitet. Das kleine Stück mit dem flötenblasenden Faun und dem schlafenden Bacchuskind, das die Ausstellung zeigte¹¹⁸, gibt die endgültige Fassung, die er dann im Großen ausführte (1847). Hier klingen schon — Allgeyer hat mit Recht darauf hingewiesen — zwei Lieblingshemen an, die sich durch seine ganze Kunst hindurchziehen: die Musik und das Kind. Natürlich wirkt im Vergleich zu der anmutigen, farbensprühenden kleinen Skizze das große Ölgemälde der Karlsruher Galerie etwas leer, befangen, mehr anfängerhaft. Um den dionysischen Bildern, die



L. S. Ruhl. Schopenhauer.
Bes. Professor L. Schemann.

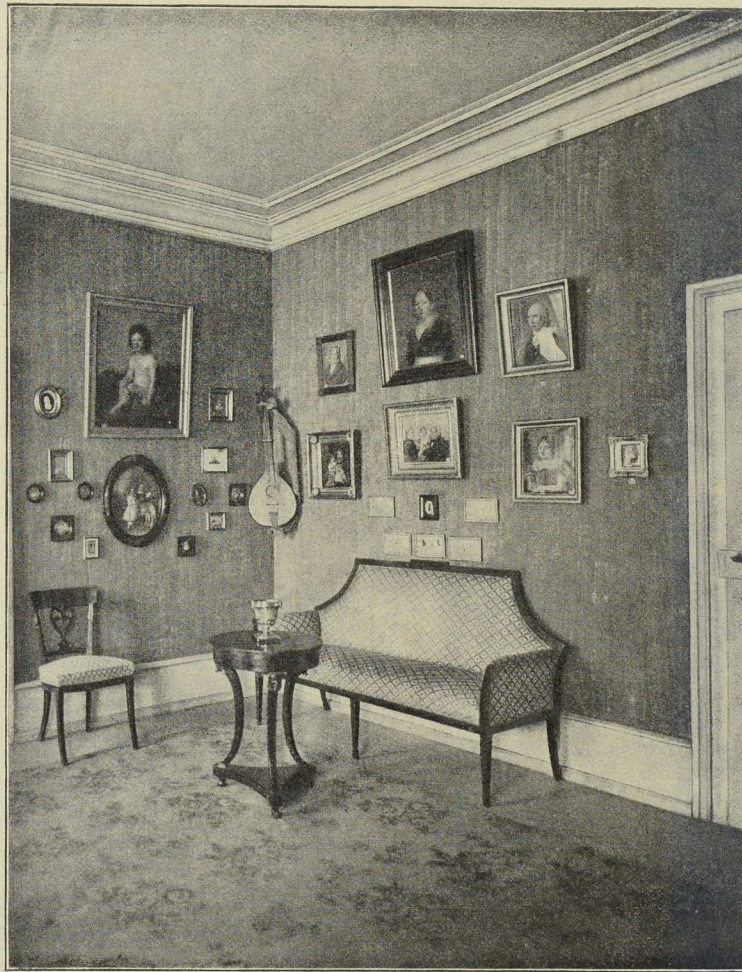
damals vor seinem geistigen Auge standen, Sichtbarkeit und künstlerische Gestalt zu geben, dazu konnten ihm nur Rubens und Tizian verhelfen. Das sagte er sich selbst und das bestätigte ihm Schirmer. So ging er denn nach München und mühte sich um Rubens. Die Frucht war das große Gemälde: Amoretten entführen den kleinen Pan¹¹⁹⁾. Feuerbach hat sich später selbst gewundert, warum er wohl diese heitere mythologische Kindergeschichte in solchem Riesenformat gemalt habe. Das Bild ist nicht leicht unterzubringen und führte daher jahrelang tiefgehängt in einem engen Korridor ein martervolles Dasein. Die

Ausstellung hat Feuerbachs Amoretten wieder aus ihrem Gefängnis befreit und ihnen einen Platz in freier, luftiger Höhe angewiesen. Da genoss man nun erst die Grazie der Erfindung, die arabeskenhaft schöne Linie der Figurenkomposition, die Großartigkeit der von Schirmer

beeinflussten Landschaft. Man bewunderte den Stil der Putten, in denen trotz Rubens der edle Typus Feuerbachscher Kinder schon angedeutet ist. Die Farbe freilich ist noch ganz unfertig. Ein schrilles Rot zerreißt die Harmonie. Kahl, dessen Führung er sich von jetzt an anvertraute, lobte das Werk, und Feuerbach war voll Hoffnung. Er meinte, sein Gemälde in Karlsruhe verkaufen zu können. Aber der Moment war schlecht gewählt. Die badische Revolution von 1849 hatte ihren Höhe-

punkt erreicht. Schließlich ist das Bild hier gelandet, um 20 oder 30 Gulden soll der Kunstverein die Riesenleinwand gekauft haben. Die Mutter des Künstlers aber hat ihn, wie wir kürzlich hörten, über den wahren Sachverhalt getäuscht, indem sie ihm 8 Louisd'or gab, als sei dies der von den Freiburgern bezahlte Preis.

Es folgt die Pariser Zeit, das Atelier Couzures, Italien, Venedig, Rom, das reife Können. In dem Bild der weinlaubbekränzten Römerin mit dem Tamburin¹²⁰⁾ hat er den Zauber der venezianischen Palette gefunden. Anstelle des schreienden Rot ist jetzt ein tiefer Samtron getreten, der sich mit Oliv, einem goldig schimmernden Grau und Grün zu einer wundervollen Harmonie vermählt. Und klassisch baut sich die Gestalt im Raume auf, ein gewöhnliches Modell mit stumpfen Zügen und derben Händen, aber zu welcher edler Bilderscheinung erhoben! Das bisher unbekannte, vollbe-



Biedermeierzimmer.

zeichnete Werk wird nicht lange vor dem Karlsruher Dante entstanden sein.

Nach Vollendung des Dante kam Feuerbach nach Heidelberg, wo seine Mutter weilte. Damals, im Sommer 1860, malte er die Porträts der beiden schönen Schwestern, wobei es ihm passierte, daß er sein Herz und seine Ruhe verlor. Er war nicht imstande, das Bild der jüngeren Schwester fertig zu malen, es ist unvollendet geblieben. Daß Feuerbach damals entsagen mußte, soll ihm, nach

dem Zeugnis des getreuen Allgeyer, der ihm in jenen Tagen tröstend zur Seite stand, sehr schwer geworden und von dauernder Wirkung auf die Gestaltung seines Lebens gewesen sein. Die beiden Bildnisse überraschen zuerst durch ihre objektive, fast reservierte Haltung. Hell, rosig, aber kühl heben sich Gesicht und Nasen von der dunkeln Masse des schwarzen oder schwarzen und braunen Kostüms, in dem nur eine Granatblüte aufleuchtet.



neuerdings bekannt gewordenen Bildchen eine Ausnahmestellung im Werk des Märchenmeisters gibt¹²²⁾.



Wendelin Mosbrugger. Die Familie des Künstlers.
Bes. Jul. Koemmel.

Jene erste Empfindung wird vor dem vollendeten Bildnis der jungen Dame mit dem so stark betonten stolzen Profil nie ganz schwinden, während das unvollendete Bild der anderen bei längerer Betrachtung immer mehr an innerer Wärme und individuellem Leben gewinnt. Weides sind souveräne Leistungen, wo aber nicht mehr der Reichtum des Affords, sondern seine Einfachheit entscheidet. Diese vornehme Selbstbeschränkung weist auf die neuen Wege, die der Meister bald beschreiten sollte. Die Jugend lag nun hinter ihm.



ten Alpenkette. Dieses Motiv erscheint dann räumlich behandelt und grandios gesteigert in der „Freiheit“ von 1891¹²⁴⁾. Böcklin hat das Rundbild ursprünglich für eine Medaille entworfen.



Friedrich Mosbrugger. Die Eltern des Künstlers.
Bes. Jul. Koemmel.

Zu den edeln malerischen Eindrücken des Feuerbach-Kabinetts gesellte sich diskret ein kleines Stück von Moritz v. Schwind, eine Gruppe zweier nackter Kinder im Waldesgrün von reizendem Rhythmus der Linie und von ganz eigentümlicher Zartheit und Wärme des Kolorits, die dem erst



gänglichem Fels über den Firnen thront, die Freiheit des Schweizlers!

Von Lenbach hatte man nur den flüchtigen Eindruck einer Skizze, ein Damenbildnis aus der Zeit um 1880¹²⁵⁾.

Aus der stillen, feierlichen Betrachtung wurde man durch Böcklin aufgerüttelt. Ein ansprechendes Anabenporträt aus dem Jahre 1867¹²³⁾, von schlichter Auffassung und kühler Farbe zeigte schon im Hintergrund, freilich rein dekorativ, flächenhaft angelegter, den horizontalen Abschluß der schneebedeck-

Es trägt die Gesetze dieser Gattung in sich, und man kann sich vorstellen, daß es ursprünglich nicht farbig gedacht war. Indem es der Meister zum Gemälde umschuf, hat er eine Kombination extremer Lokaltöne gewagt, die geradezu aufregend wirkt. Das Bild gehört farbig etwa mit der Basler Pest zusammen. Groß bleibt immer die Bildvorstellung: die Freiheit, die als Genossin des Adlers im blauen Äther auf unzu-

Aber von Hans Thoma gab es die Fülle! Ich meine nicht die Quantität, nicht daß etwa ein Duzend seiner Werke zusammenkam, sondern daß sie uns wirklich auf die Höhen seiner Kunst führten. Man sah sein ganzes Leben vor sich. Welch ein Weg von den naiven Anfängen des Uhrenschildmalers, der um 1856 in kleinen Ansichten von St. Blasien seine Landschaft feinsäuberlich zusammenbuchstabiert¹²⁶⁾, bis zum zu-

bewegten Wassers — Alberich und die Rheintöchter (1877)¹²⁹⁾, Neptunzug (1879)^{a)}, die Zauber einer mondscheinbeglänzten träumerischen Sommernacht — Luna und Endymion (1877)^{b)}. Auch das religiöse Abendbild „Christus und Nikodemus“ (1874)^{c)} könnte in diesem Zusammenhang genannt werden. Am stärksten wurde man aber doch immer von den reinen Landschaften angezogen. Die „Blühende Wiese“ von 1879¹³⁰⁾



St. Mosbrugger. Münchener Bodkeller, 1825.
Bes. J. Roemmele.

sammenfassenden Sehen des modernen Meisters, der ein Bernauer Motiv in summarischen Umrissen und großen Flächen stilisierend zu einer Synthese des „hohen Schwarzwalds“ gestaltet¹²⁷⁾. Zwischen diesen Grenzpunkten reichten sich köstliche Offenbarungen seines tiefen, poetischen Naturgefühls, Naturstimmungen mit echt bildnerischer Phantasie in Figurenkompositionen vermenschlicht: Ziehende Wolken — der Hexenritt (1870)¹²⁸⁾, die Kraft, Schnelligkeit, das frische Leben des

zeigte, wie sich mit der altmeisterlichen andächtigen Freude am Einzelnen die Einsichten des modernen Freilichtmalers verbinden. Dies Bild ist wahre innige Heimatspoesie, bei der man nicht fragt, ob das Motiv vom Schwarzwald oder vom Taunus kommt. Daneben begegneten italienische Reiseindrücke, groß und stilvoll festgehalten, in denen das Fremde wahr und doch ganz mit deutschen Augen gesehen ist. Thoma hat die Kaskaden und die Ölbäume von Tivoli im Jahre 1880 als freie

Schöpfungen aus der Erinnerung gemalt¹³¹⁾.
Indem wir so von Bild zu Bild schreitend den

Reichtum dieses
uns so nahen

Künstler:
schaffens fühlten,
genossen wir
schon eine Vor-
freude des Festes,
das jetzt die
ganze große
Thomageeinde
um den teuern
Meister schart.

Was sich von
Emil Lugos
Werken in Frei-
burg befindet, ist
während der letz-
ten Jahre zu
einem wesent-
lichen Teil in der
Öffentlichkeit ge-

zeigt worden. Man wollte in der Ausstellung
möglichst Unbekanntes geben und nahm daher

sehr dankbar an, was sonst in
pietätvoller Zut streng verwahrt
wird. Überaus anziehend waren
die schlichten Naturstudien aus dem
alten Freiburg, immer reizvoll
durch den feinen Kontur, zuweilen
auch durch malerische Qualitäten,
so das Panorama der Stadt vom
Sommer 1859, der Kandel und
die Zähringer Burg, der Roggen-
bachsche Garten, die Wiehre, das
Möslle, Loretto. Manche stille,
idyllische Schönheit wurde da offen-
bar, über die die moderne Ent-
wicklung erbarmungslos hinweg-
geschritten ist. Im Vergleich zu
diesen ganz einfachen Veduten
wirkte der heroisch stilisierte „Rhein-
fall bei Schaffhausen“ wie ein
Phantasteprodukt. Von den italieni-
schen Erinnerungen waren die zarten kleinen
„Tageszeiten“ komponiert, Claude Lorrain nach-

empfundene (1874), während die Ölskizze einer
römischen Villa in ihrer leuchtenden Frische etwas

unmittelbar Ge-
sehenes hat¹³²⁾.

Ein großes Ge-
mälde behandelte
den Wasserfall
von Tivoli¹³³⁾.

Da war es nun
interessant zu be-
obachten, was
Thoma und was
Lugo an diesem
Stoffe bemerk-
enswert fanden.
Jener sah die
weichen, grünen

Grasflächen,
zwischen denen
die Wasser nie-
derfließen, dieser
die Architektur
schroff überein-

ander gerührter Felsblöcke. Auch von Oswald
Achenbach war ein Tivoli da. Er gibt einen

Ausschnitt aus der Villa d'Este,
eine helle Balustrade mit den
schwarzen Kulissen hoher Zypressen,
und läßt auf dieser Bühne das
Feuerwerk des Sonnenunterganges
spielen¹³⁴⁾.

Überhaupt war die vergleichende
Betrachtung der im großen Ober-
lichtsaale vereinigten Land schaf-
ten recht anregend. Das scheinbar
Zusammenhanglose fügte sich durch
mannigfache Beziehung zum ge-
schlossenen Bilde, so daß die Ge-
schichte der Naturdarstellung im
19. Jahrhundert in klaren Ent-
wicklungslinien vor uns stand.
Wie die formalen Aufgaben
von der trockenen Detailschilder-
ung bis zum modernen Plakatstil
sich wandelten, konnten wir von

Domenico Quaglio¹³⁵⁾ an über Preller¹³⁶⁾,
Lessing¹³⁷⁾ und Scheuren¹³⁸⁾ bis zu Hans Thoma



Sr. Mosbrugger. Studienköpfe, des Künstlers römischer Freundeskreis.
Des. J. Roemmele.



S. A. Winterhalter. Römisches Mädchen.
Des. Reinhard Mayer.





S. E. Winterhalter. Frida und Karl Wich mit Zund.
Bleistift.
Bes. Graf. A. Leers.



S. E. Winterhalter. Pauline Wich.
Bleistift, aquarelliert.
Bes. Graf. A. Leers.



M. Ellenrieder. Gräfin Thekla v. Thurn u. Valsassina,
1818.
Bes. Frau v. Schönau-Wehr.



M. Ellenrieder. Bertha Kybele, 1845.
Bes. Frau Oberstaatsanwalt Gageur.

verfolgen; und die Entwicklung der malerischen Probleme, vom Atelierton zum Freilicht, war in den Schirmer¹³⁹⁾, Achenbach¹⁴⁰⁾, Junk¹⁴¹⁾, Blechen¹⁴²⁾ und Hildebrand¹⁴³⁾, Scherres¹⁴⁴⁾ und Schreyer, wenigstens angedeutet. Auf dem Freilichtbildchen von Adolf Schreyer¹⁴⁵⁾, das diese Reihe krönte, erschienen die Formen ganz in Sonne und Duft gelöst. Die Pariser Kultur ließ sich da nicht verkennen. Von den Franzosen gewahrte man überhaupt fast nur den Wiederhall, den sie in der deutschen Kunst fanden. Ein einziger kleiner frischer Jules Dupré¹⁴⁶⁾ mußte

die französische Landschaft im allgemeinen und die Schule von Fontainebleau im besonderen repräsentieren.

Statt eines Troys hatten wir einen allerdings prächtigen Baisch von 1874, Kühe auf der Weide im Morgenlicht¹⁴⁷⁾.

Günstiger war es um die Engländer bestellt, die wirklich eine kleine Gruppe bildeten.

Da sah man den Aquarellisten Varley, einen von den Wegebahnern der englischen Landschaft¹⁴⁸⁾, Stothard, den eklektischen Klassizisten¹⁴⁹⁾, vor allem aber die Präraffaeliten. Die Gelegenheit, Originale von Dante Gabriel Rossetti und Burne Jones zu sehen, ist auf dem Kontinent äußerst selten. Umso begieriger öffneten sich die Sinne der funkelnden Farbensymbolik des Poeten Rossetti¹⁵⁰⁾, bestaunte man die exklusive, unsagbar zarte Technik von Burne Jones Bleistiftzeichnungen¹⁵¹⁾, die, wie aus einer anderen Materie gemacht, die Gemeinschaft der deutschen Meister im Kabinett der Handzeichnungen weit von sich abzuweisen schienen.



Die Kabinette, d. h. die nach der Stadtgartenseite gelegenen Räume mit Seitenlicht und geringeren Abmessungen, ergänzten die Demonstration der drei Oberlichtsäle, indem sie vor allem die Bilder kleineren und kleinsten Formats aufnahmen. Im „Wiedermaierzimmer“ hatten die Ausstattungskünste der Damen einen Raum von einheitlicher und sehr behaglicher Stimmung geschaffen. Diesem Rahmen, in dem die familiär ausgebreitete Gesellschaft der Miniaturen, Silhouetten und Pastelle vorherrschte, paßten sich auch einige Ölbilder von Julius Oldach¹⁵²⁾, Franz

Zubert Müller, dem Vater des Düsseldorfer Brüderpaars¹⁵³⁾, der Simanowitz und den beiden Mosbrugger und Aquarelle von S. Freudenberger¹⁵⁴⁾ und R. D. Friedrich¹⁵⁵⁾ vorzüglich an. Im Kabinett der Handzeichnungen interessierte, außer den schon genannten badischen Künstlern, den Düsseldorfern, Overbeck,



Joh. Fr. Dietrich. Flucht des Kaspar Mahler aus Pforzheim 1634, Rom 1827.
Bes. Hauptmann Freiherr v. Kniestedt.



Preller d. j., Cornicelius und den englischen Präraffaeliten, besonders ein schönes, großes Porträt aus dem Weimarer Kreis, Goethes Freund Anebel, in Kreide gezeichnet von Ries¹⁵⁶⁾, ein kleiner Männerkopf von Moritz v. Schwind¹⁵⁷⁾, einige erquickende Blätter von Ludwig Richter¹⁵⁸⁾, ein Aquarell von R. Jordan, dem Düsseldorfer Genremaler¹⁵⁹⁾. Hauptsächlich der Genremalerei war das letzte Kabinett gewidmet: Dort begegnete man u. a. einem anmutigen Idyll von Spitzweg¹⁶⁰⁾, einem holländischen Interieur von R. Jordan¹⁶¹⁾, einer kleinen Tiroler Bauernszene von Defregger¹⁶¹⁾ und einem Grüznerschen Bruder Kellermeister¹⁶²⁾. Bei den hier aus-

gestellten Arbeiten von Theodor Schüz¹⁶³) überwog die Landschaft. In den Militärstudien Emeles¹⁶⁴) kam die dem Künstler eigene Kenntnis des Pferdes nicht so recht zur Geltung. Die Tierdarstellung war, abgesehen von jenem großen, glänzenden Stück Hermann Waischs, noch durch Jan Kobell¹⁶⁵), Rudolf Koller¹⁶⁶) und Friedrich Volz¹⁶⁷) vertreten, das Stilleben durch Fruchtstücke eines tüchtigen älteren Anonymus (Hamburg?)¹⁶⁸) und des Düsseldorfers J. W. Preyer¹⁶⁹).

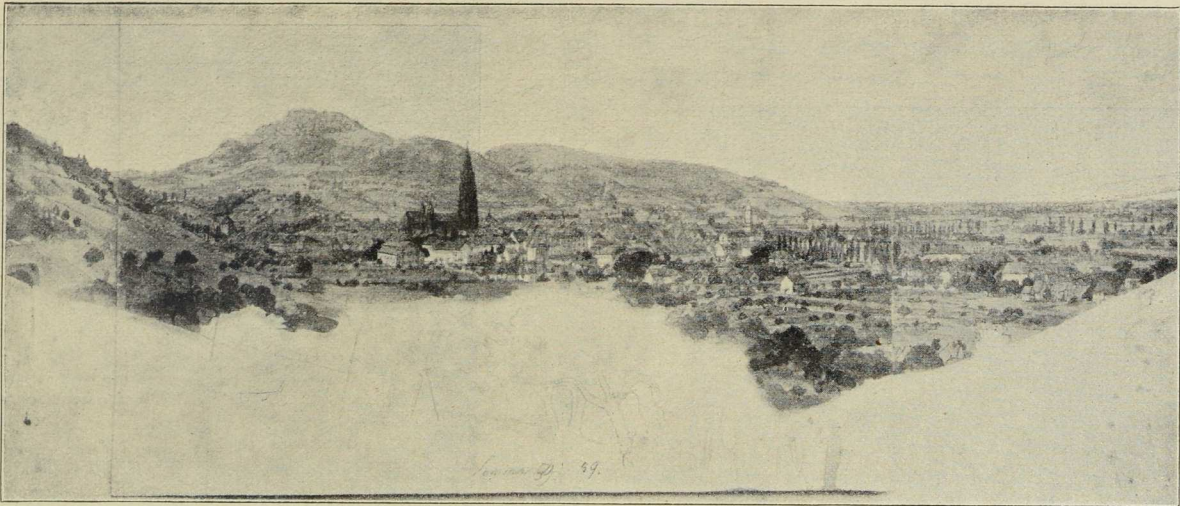
Damit wären wir am Ende unserer Wanderung durch das improvisierte Museum, das nun der Vergangenheit angehört und in dieser Weise wohl nie wieder zusammenkommen wird. Wenn die beiden Ausstellungen mehr als einen flüchtigen Eindruck bedeuteten, wenn sie echten Kunstgenuß gaben und Werden und Wandel

des künstlerischen Schaffens durch die Jahrhunderte — trotz aller Lücken — im Zusammenhang als ein Stück Geistesgeschichte empfinden ließen, so haben sie dadurch schon ihr Daseinsrecht erwiesen. Die dankbarste, die gewissermaßen ethische Aufgabe der großen retrospektiven Ausstellungen, den Schatz unbekannter Meisterwerke und vergessener Persönlichkeiten aus dem Dunkel zu heben, konnten sie bei ihrer lokalen Bedingtheit nur in bescheidenen Grenzen erfüllen. Doch sind auch in dieser Richtung die Ergebnisse nicht ganz ausgeblieben. Als erfreulichstes Resultat müßten es aber die Veranstalter ansehen, wenn es ihnen gelungen wäre, durch die Übersicht und Konzentration des Freiburger Kunstbesitzes die Interessen unseres im Werden begriffenen städtischen Museums zu fördern¹⁷⁰).



W. Dürr. Künstler in einer Karlsruher Ausstellung, 1882.

Bes. Heliograph C. Ruf sen.



Emil Lugo. Panorama von Freiburg, Sommer 1889. Aquarell, unvollendet.
Bes. Srl. Mathilde Lugo.

Anmerkungen.

1) Die Ausstellungen wurden vom Freiburger Frauenklub unter dem Präsidium der Frau Geheimerat Manz, mit besonderer Beteiligung der Frau Geh. Hofrat Finke und Frau Hauptmann Friedberg, zugunsten eines Heims für Lehrerinnen, Studentinnen usw. unternommen und von Privatdozent Dr. J. Gramm und mir vorbereitet und ausgeführt, wobei uns das erstemal Professor Dr. S. Ludin, beide-male Dr. med. et phil. K. Siebert wertvolle Unterstützung gewährten. Der erste Meinungsaustausch über die Veranstaltung retrospektiver Ausstellungen hatte stattgefunden zwischen Frau Geh. Hofrat Finke und Privatdozent Dr. A. Jolles, der noch an den prinzipiellen Vorbesprechungen, aber nicht mehr an der Vorbereitungsarbeit teilnahm. Daß das Unternehmen durchgeführt werden konnte, verdanken wir neben der freundlichen Bereitwilligkeit aller Bilderbesitzer dem überaus gütigen Entgegenkommen der städtischen Behörden und des Kunstvereins, die uns Lokalitäten und Hilfskräfte zur Verfügung stellten.

2) In der ersten Ausstellung konnte Hofphotograph Kratt aus Karlsruhe wegen der sehr schlechten Wetter- und Beleuchtungsverhältnisse leider nur wenige Aufnahmen machen. Die zahlreichen Aufnahmen der Jahrhundert-Ausstellung rühren zum größeren Teil vom Hausmeister der städtischen Sammlungen, Th. Beurer, her. Ferner haben mich Herr Kollege J. Gramm und Herr Hofphotograph C. Aufsen zu großem Dank verpflichtet, indem sie mir ihre schönen Aufnahmen zur Verfügung stellten.

Der vorliegende Bericht hebt natürlich die Werke von heimatlichem Interesse hervor, er geht dabei ausführlicher

nur auf die „Jahrhundertausstellung“ (Kunstverein) ein, während eine gleichzeitig in der Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde erscheinende Besprechung hauptsächlich bei den älteren Werken der ersten Ausstellung (Kaufhaus) verweilt.

3) Hier ist nur von den Gemälden die Rede. Herr Vincent Mayer besitzt auch eine interessante Kollektion lokalgeschichtlicher Erinnerungen.

4) Es handelt sich um die letzte Hirschersammlung, die nach dem Tod des Besitzers in Freiburg 1867 zur Versteigerung kam. J. B. von Hirscher hat bekanntlich schon zu seinen Lebzeiten dreimal den Hauptbestand seiner Sammlung wieder abgestoßen und zwar an die Galerien von Berlin, Karlsruhe und Stuttgart. Er begann immer wieder von neuem zu sammeln; von einigen seiner Bilder vermochte er sich allerdings nie zu trennen.

5) Nr. 1. Bes. Geh. Hofrat Prof. Dr. S. Finke. Die Nummern beziehen sich auf die Kataloge der Ausstellungen.

6) Nr. 4. Madonna mit dem Kinde, hl. Sebastian und Rochus. Bes. Vincent Mayer.

7) Nr. 9. Bes. Dr. Fr. Gaef.

8) Nr. 7. Bes. Vincent Mayer.

9) Nr. 12. Aus der Hirscherschen Sammlung. Bes. Dr. Gaef.

10) Nr. 10. Aus der Hirscherschen Sammlung. Bes. Dr. Gaef.

11) Nr. 100. Bes. Freiherr Otto Stockhorner von Starein, Landgerichtsrat a. D.

12) Nr. 13. Bes. Dr. Gaef.



Job. Canon. Alter Mann im Pelzrock,
1869.

Bes. Reg.-Baumeister Mallebrein.





Karl Müller. Mädchenbildnis, 1835.
Bes. Geh. Hofrat G. Sinke.



Karl Müller. Bildnis seiner frühverstorbenen
Schwester Friederike, 1838; unvollendet.
Bes. Geh. Hofrat G. Sinke.



Ed. v. Gebhardt. Porträt des Malers Karl Müller.
Bes. Geh. Hofrat G. Sinke.

13) Nr. 21. Landschaft mit hl. Theonas. Aus der Hirscherschen Sammlung. Bes. J. B. Gramm.

14) Nr. 22. Kleobis und Biton ziehen ihre Mutter Kydippe zum Tempel der Hera. Bes. Dr. Gaef.

15) Nr. 23. Gaspard Dughet zugeschrieben, Landschaft mit Hagar und dem Engel. Bes. V. Mayer.

16) Nr. 19. Carel de Hooch. Ruinenlandschaft. Bes. Frau Dr. Eisenlohr. Nr. 20 unbekannt, Dirck van Deelen zugeschrieben, Bes. A. Buiffon, Hauptmann a. D. Nr. 29. L. v. Poelenburgh zugeschrieben, Pyramus und Thisbe. Bes. V. Mayer.

17) Nr. 24. Bes. A. Buiffon, Hauptmann a. D.

18) Nr. 25. Bes. V. Mayer.

19) Nr. 20.

20 a, b, c. Bes. Julius Sommer, Schriftsteller.

20) Nr. 43.

Bes. V. Mayer. Man vergleiche J. Beth, Wolgemuts Gehilfen in Feuchtwangen und Hersbruck, Monatshefte für Kunstwissenschaft, Dezember 1908 und das dort mitgeteilte Bildmaterial.

21) Nr. 44.

45. Bes. Vincent Mayer. Die Komposition der Himmelfahrt weist bemerkenswerte Übereinstimmungen auf mit entsprechenden Darstellungen des Jean Fouquet.

22) Nr. 50.

Bes. Stadtpfarrer E. Jung. Der

Katalog der Hirscherschen Sammlung, der es angehörte, nimmt an, das Bild sei für Basel gemalt worden, da es Basler Stadtheilige darstellt.

23) bis 26) Auf die berühmten im Besitze der Stadt Freiburg befindlichen Werke, die im Ausstellungskatalog unter Nr. 38, 41, 49, 48 aufgeführt waren, gehe ich hier nicht näher ein, da sich der oben Anmerkung 2 erwähnte Ausstellungsbericht von L. Cohn ausführlich mit ihnen beschäftigt und da ferner im nächsten Hefte dieser Zeitschrift (Schauinsland) der Artikel eines bekannten Grünwaldforschers über das „Schneewunder“ erscheinen wird. — Nr. 42, Martyrium eines Heiligen, war mit der Bezeichnung des städtischen Katalogs als „Frankisch“ aufgenommen worden, es zeigt vielmehr die Art des schwäbischen Meisters Bernhard Strigel, der, bevor W. Bode

seinen Namen entdeckte, als „Meister der Hirscherschen Sammlung“ bekannt war.

27) Nr. 46. Bes. V. Mayer. Eduard Flechsig, Cranachstudien 1900, S. 93, hat als Entstehungszeit der Magdalena zuerst 1516, dann 1520—1525 angenommen (ebenda S. 278).

28) Nr. 47. Bes. V. Mayer. Variante des Bildes im Museum zu Weimar von 1527, das man wie mehrere verwandte Werke Lukas' frühverstorbenem Sohn Hans Cranach zuzuschreiben pflegt. Vergl. Flechsig a. a. O. S. 268.

29) Nr. 51. Bes. General v. Beck, Erzellenz, Uffenhausen.

30) Nr. 52. Bes. Dr. E. Heydweiller, pr. Arzt.

31) Nr. 169.

Bes. Prof. Dr. E. Goldmann.

32) Nr. 83.

Wiederholung von Willem de Doorters Dresdener Kopie nach Rembrandts Darstellung im Tempel (Haag). Bes. V. Mayer. — Nr. 84 und 85. Nachahmer Rembrandts, Christus Kranke heilend und der zwölfjährige Jesus im Tempel. Bes. Frau Dr. Eisenlohr.

33) Nr. 53

bez. J. A. Bes. J. B. Gramm. Herr Kollege Dr. J. Gramm hat festgestellt, daß es sich um eine freie Kopie im Gegensinn nach van Dycks Kreuzigung in

S. Michel zu Gent von 1630 handelt. Vielleicht ist die Komposition nach einem Stiche arrangiert. Abbildungen bei Kooses, Meisterwerke von A. v. Dyck S. 36 und E. Schaeffer, v. D. S. 110.

34) Außer den im Text genannten waren von Niederländern der Sammlung Gaef noch ausgestellt: Landschaften von Aert van der Neer und Eglon van der Neer, Genredarstellungen von Jan Steen, Jan Miense Molenaer, Adriaen v. Ostade, Jacob Ochterveldt.

35) Nr. 54. Dorfszene. Hier als „Art des Pieter Brueghel d. Ä.“ bezeichnet. Bes. Fr. Maria Metzger.

36) Nr. 74. Holländische Gartenwirtschaft. Bes. Dr. Gaef.

37) Nr. 71 bez. 1661. Bes. Dr. Gaef.

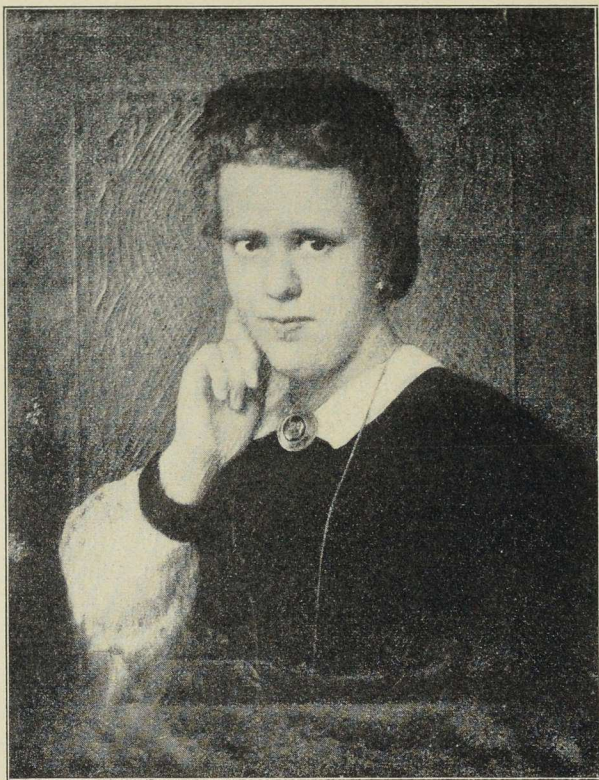
38) Nr. 72. Ausbruch zur Jagd. Bes. Dr. Gaef.



Andreas Müller. „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“. 1835.

Bes. S. Ehmant.





Georg Cornicelius. Mädchenbildnis. 1858.
Bes. Dr. R. Siebert

39) 40) Nr. 165 und 166 im Besitz der Frau Baronin von Sinner.

41) Nr. 63. „Rückkehr vom Markte“, von Bayersdorfer im „Klassischen Bilderschag“ publiziert. Bes. Dr. Gaefß.

42) Nr. 64. Jan v. Goyen, holländische Küstenlandschaft, Nr. 67. Salomon v. Ruysdael, Landschaft mit Staffage. Bes. Dr. Gaefß.

43) Nr. 75 bez. 1649 und Nr. 76. Bes. Dr. Gaefß.

44) 45) 46) Nr. 60, 79, 61. Bes. Frau Dr. Eisenlohr.

47) Nr. 62. Bes. Prof. Dr. G. Boehm.

48) Nr. 113, 114. Galante Schäferszenen. Bes. Frau Wagner-Steinmez.

49) Nr. 111. Venus und Amor. Bes. V. Mayer.

50) Nr. 115. Bes. Prof. C. Sutter. Das Gemälde im Louvre.

51) Unter den in verschiedenen Räumen zerstreuten Werken des 18. Jahrhunderts seien noch hervorgehoben die schönen Kriegsbilder von Rugendas, Nr. 124, Bes. Frau Wagner-Steinmez, und Quersfurt, Nr. 125, Bes. Dr. Gaefß, ein venezianisches Gastmahl mit Christus und Magdalena, Nr. 16, Bes. Hofphotograph L. Ruf, ein kurioses Parisurteil von J. C. Seckatz, Nr. 152, ein alter Bettler von dem Württemberger Nikolaus Grooth, Nr. 148, die beiden letzten im Besitz von H. Riedmatt. Nr. 150, Bes. Stadtrat F. Mühlberger, Bauer, Bäuerin mit Zicklein, eine recht modern anmutende Porträtgruppe, wohl teilweise übermalt, im Katalog als anonym aufgeführt, rührt von Ambrosio Orazio Moretto (1773—1833) her, dem Sohn eines italienischen Stukkators, der als Zeichenlehrer in St. Gallen wirkte und die Ausmalung der dortigen Kathedrale vollendete, eine Aufgabe, die freilich weit über seine Kräfte ging.

52) Nr. 105. Bildnis der Louise von Keroualle, Herzogin v. Portsmouth. Bes. Prof. Dr. W. Michael.

53) Nr. 108. Männliches Porträt. Bes. Baronin S. v. Lamezan.

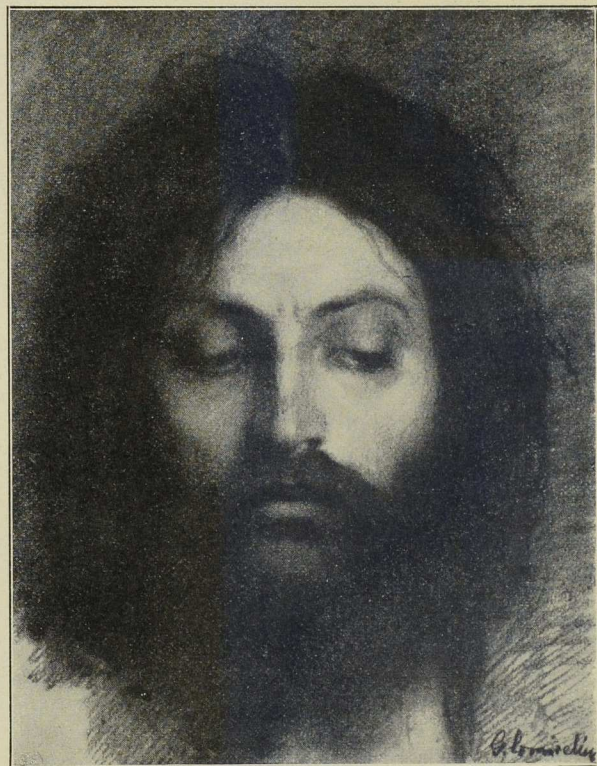
54) Nr. 107 und 106. Französische Offiziersbildnisse. Bes. Frau Dr. Eisenlohr.

55) Nr. 127. Bes. F. G. Gebhard.

56) Nr. 173. Bes. Max Philips.

57) Nr. 129. Bes. Stadt Freiburg. Aus der Sammlung Riegel stammend. Auf dem Keilrahmen steht mit Bleistift in moderner Schrift: „Johann Rupežky 1779.“ Die Jahreszahl könnte stimmen, aber der Name paßt weder zum Datum noch zum Bilde, das mit Johann Rupežky (1666—1740) nicht das mindeste zu tun hat.

58) Nr. 135. Bes. Klinisches Hospital. Offenbar das von R. Schäfer in seiner verdienstvollen Wenzinger-Studie im 19. Jahrgang dieser Zeitschrift 1893 erwähnte Bild. Eine willkommene Ergänzung brachte zur hundertjährigen Erinnerung von Wenzingers Todestag P. Albert im 24. Jahrgang 1897. Diesem Artikel war als Selbstporträt Wenzingers das Bild eines jüngeren Mannes mit weichen Zügen beigegeben, der einen antiken Römerkopf in der Hand hält. Trotz dieses Attributs kann ich mir nicht verhehlen, daß die Identität der dargestellten Persönlichkeit mit Wenzinger zweifelhaft ist. Der physiognomische Vergleich mit den anderen Wenzingerporträts, wie der Vergleich zwischen vermutlicher Entstehungszeit und Lebensalter will nicht stimmen.



G. Cornicelius. Christuskopf. Kohlenstudie. 1880.
Bes. Dr. R. Siebert.

59) Ebenfalls im Besitz des Klinischen Hospitals.

60) Nr. 136. Bes. Klinisches Hospital. Seit der Ausstellung hat die Dame den Jungbrunnen einer Restaurierung passiert, aus dem sie um nahezu zwei Jahrzehnte verjüngt wieder hervorgegangen ist.

61) Nr. 138, 139, 137. Bes. Hofphotograph C. Ruf.

62) Nr. 140. Bes. Stadt Freiburg. — Die anderen Bilder J. M. Hermanns waren aus dem Besitz von J. B. Gramm, Nr. 141, 156—159, und Geheimerat W. Manz, Nr. 153—155.

63) Nr. 249. Bes. Landgerichtsrat Dr. A. Reiff.



Bes. Jul. Roemmele. Nr. 247. Porträt von Karl Leer gegen 1800. Bes. Fel. A. Leers. Nr. 24. Daffinger, Bildnis eines jüngeren Mannes. Bes. Fel. Weiß. Nr. 161. A. von Saar, ebenso, Bes. Prof. C. Sutter.

70) Nr. 243. Bes. Universität Freiburg i. B.

71) Nr. 238. Bes. Frau Oberst Schaible.

72) Nr. 215. Bes. Wilhelm Freiherr von Aniektedt, Hauptmann z. D. Nr. 229 und 179. Bes. Otto Freiherr Stockhorner v. Starein.

73) Nr. 184 und 185. Bes. Frau O. Heim geb. Stadler. Beide Stadler sind aus dem Handwerk zur Kunst auf-



Anselm Feuerbach. Flötenspielerender Faun mit dem schlafenden Bacchuskind. Skizze. 1847.

Bes. J. Weismann, Komponist.

64) Nr. 91. Vergil, seinen letzten Willen schreibend. Nr. 92. Plinius in Misenum beim Ausbruch des Vesuvs. Bes. Prof. Dr. E. Goldmann.

65) Nr. 206. Schäferin. Nr. 207. Jakob am Brunnen. Nr. 208. Schuster. Bes. Architekt C. A. Niekel.

66) Nr. 9, 10. Bildnisse eines Ehepaar Koeffs aus Geldern. Bes. Geschwister Krott.

67) Nr. 177. Theresia Renata v. Lilienberg geb. Stockhorner v. Starein. Nr. 178. Emilie v. Lilienberg, spätere v. Wolzogen. Nr. 179. Kinderbild. Bes. Otto Freiherr Stockhorner v. Starein.

68) Gegen 1790. Nr. 68. Bes. Erzellenz Luise Freiin v. Gayling.

69) Zwei ausgezeichnete anonyme Stücke. Nr. 212. Doppelporträt zweier kaiserlicher „Staatsräte“ um 1785,



gestiegen. Crescentia geb. 1797 in Blumberg, gest. 1884 in Freiburg, hat als Kleidermacherin begonnen und ist in München zur Malerei übergegangen. Wer von dieser Metamorphose weiß, wird vielleicht finden, sie habe sich von ihrem ursprünglichen Beruf den Geschmack und die Sorgfalt in Auswahl und Ausführung des Kostüms bewahrt. Wie sie z. B. Goldschmuck mit moosgrünem Stoff zusammenbringt oder wie sie einen weißen bunt gestickten Shawl behandelt. Indessen werden diese Dinge nicht aufdringlich, die Persönlichkeit ist wirklich die Hauptsache. Sie wird in Physiognomie und Haltung ernsthaft, schlicht, etwas hölzern geschildert. Das Selbstporträt (Nr. 184), wohl eines ihrer charaktervollsten Werke hat leider durch eine Restaurierung gelitten. Man begegnet ihren Bildnissen noch in älteren Familien Freiburgs, wo sie als

Porträtistin Jahrzehnte lang Ansehen genoss. Ihre konventionellen religiösen Bilder, wie sie sich z. B. in der Familie Heim-Stadler und in der alten Wiehre-Kirche finden, stehen an Interesse den Porträts erheblich nach. — Ihr jüngster Bruder, Johann Nepomuk, geb. 1805 in Ebnet, hat als Schreiner angefangen. Von ihm wird man noch eher sagen können, er habe die Freude an seinem Handwerk in die Kunst mit herübergenommen, denn in seinem großen Selbstporträt (Nr. 185) behandelt er einen Stuhl mit so gründlicher Charakteristik des Stofflichen, daß er fast aus dem

Rahmen herauskommt, eine Illusion, die umso merkwürdiger wird, weil der Stuhl vom gleichen hellen Birkenholz zu sein scheint, wie der vom Künstler selbst dazu bestimmte Bildrahmen. Johann N. Stadler

hat außer dem Schreiner- auch das Goldschmiedgewerbe erlernt, in dem sich sein Bruder Anton auszeichnete. Er hat ferner neben der Malerei auch die Lithographie versucht. Am 19. Februar 1830 trat er als Malerschüler in die Münchener Akademie ein. Sein Abgangszeugnis datiert vom 2. September 1831. Peter Cornelius testiert ihm, daß er seit drei Jahren (?) die Akademie mit sehr viel Fleiß besucht, daß er nach Antike und Natur gezeichnet und gemalt, sehr gute Fortschritte gemacht und

sich musterhaft betragen. Zugleich gibt ihm Cornelius die Erlaubnis zu reisen. 1832 ist das große Selbstbildnis datiert, das im Gegensatz zu dem der Schwester sehr gut erhalten ist. Seine Töchter (Frau Heim und Frau Hardenberg) besitzen koloristisch noch bessere Arbeiten von ihm, z. B. ein späteres Selbstporträt, und zeichnerisch interessantere, z. B. ein Bildnis der Mutter in Kohle und Rötel, wo die klugen, festen Züge der alten Frau fast monumental gegeben sind. Angesichts dieser ausgesprochenen Anlage kann es überraschen, daß Johann Stadler, der seine Schwester an Können übertraf, die Ausübung der Kunst, zu der er erst ziemlich spät gelangt war, schon in den besten

Mannesjahren wieder aufgab, um sich praktischen Aufgaben als Ökonom und Techniker zu widmen. Eines seiner Werke war die Gründung des ersten Freiburger Schwimmbades i. J. 1847. Stadler ist 1885 in Freiburg gestorben.

74) Nr. 117. — Ferner Nr. 118. Bildnis seiner frühverstorbenen Tochter Maria 1824. — Beide im Besitze von Jul. Roemmele.

75) Nr. 120. Bes. Derselbe.

76) Nr. 123. Bes. Derselbe.

77) Nr. 124. Bes. Derselbe. — Das Gemälde Nr. 558

der Karlsruher Gemäldegalerie.

78) Nr. 125.

Bes. Jul. Roemmele. Unter den Porträts das des späteren Donaueschinger Galeriedirektors H. Frank, von dem eine Kopie nach Beckers Hebelbildnis und eine Illustration zu Hebels Eisenhammer ausgestellt waren. — Das Gemälde der Karlsruher Galerie, Mosbruggers „Studio zu Rom“ ist dort unter Nr. 557 katalogisiert.

79) Nr. 122 und 121. Bes. Jul. Roemmele.

80) Nr. 93.

Bes. Frau Prof. Ruppert geb. Freiin v. Girardi.

81) Nr. 197.

Italienerin mit Kind. Nr. 198. Studie nach einer Römerin. Bes. Reinhard Mayer. — Vgl. auch Nr. 204. Atelierzene, die wohl Franz Winterhalter, nicht seinem Bruder Hermann zugehört.

82) Nr. 189. Bes. Gutsbesitzer S. K. Wild, Wittental.

83) Nr. 191 und 195, getuschte Bleistiftzeichnungen, den Vater Geh. Hofrat Joh. Wich und den Sohn Karl darstellend. Nr. 194. Bleistiftzeichnung, die Kinder Frida und Karl mit einem Hund. Nr. 192 und 193. Bleistiftzeichnungen sorgsam aquarelliert, die Töchter Aline, später Frau Dr. Schmidt, und Pauline, später Freifrau Seutter v. Löfzen. Sämtliche im Besitze von Frä. Aline Leers.

84) Nr. 198. Angeblich Porträt der Prinzessin v. Sayn-Wittgenstein. S. o. Anm. 81. — Sehr flott die Farbenskizze einer sitzenden Dame in ganzer Figur, Vorderansicht. Bes. S. K. Wild.



Anselm Feuerbach. „Bacchantin“.

Bes. Dr. J. K.



Anselm Feuerbach. Rosalie Artaria. Heidelberg. 1860.
Unvollendet.
Bes. Frau J. Courtin.

- 85) Nicht im Katalog. Bes. Karl Voether.
86) Nr. 199. Frl. Richard. Bes. Reinhard Mayer.
87) Von ihm waren ausgestellt eine Bleistiftzeichnung Nr. 203. Selbstporträt. Bes. Frl. A. Leers und einige Ölbilder. Damenporträts, im Besitz von K. F. Wild, von denen nur Nr. 205 katalogisiert war. Über Nr. 204 s. o. Anm. 81.
88) Nr. 77. Bes. Frl. Paula Brindf.
89) Nr. 73. Kreisrat Gräfle, Nr. 74. Anna Schubert, Kinderbild getönt. Nr. 75. Frieda Stehle 1849. Nr. 76. Emma Stehle 1859. Bes. Frl. Emma Gräfle.
90) Nr. 261, 262. Bildnisse eines älteren Ehepaars. Bes. Reallehrer Karl Zaffner.
91) Nr. 114. Bes. Freifrau Zuber v. Gleichenstein.
92) Nr. 159. Bes. Professor Dr. Ludwig Schemann.
93) Nr. 161a. Bes. Prof. C. Sutter.
94) Nr. 250, 251. Bildnisse eines Ehepaars. Bes. Landgerichtsrat Krebs. Porträt eines jungen Mannes. Miniatur, nicht im Katalog. Bes. Frl. Mathilde Lugo.
95) Nr. 40. Thekla Gräfin v. Thurn und Valsassina, dazu die Kohlenstudie Nr. 41. Bes. Freifrau v. Schdnau-Wehr geb. Gräfin Jennin. — Aus dem gleichen Jahre ein Kinderbildnis des Anatomen Alexander Ecker im Alter von 2 Jahren. Bes. Frau Oberst Schaible.
96) Nr. 48. Studie zu einem Bildnis von Bertha Rybele, geb. 1826, später Gattin des Rechtsanwalts Osner, gemalt 1845. Bes. Frau Oberstaatsanwalt Gageur.
97) Nr. 144. Die Eltern des Tobias. Rom 1817. Bes. J. Koemmele. Man vergleiche damit die Zeichnung

der Ellenrieder, Nr. 38, tausender Apostel. Bes. Frau Hauptmann Friedberg.

98) Nr. 29. Flucht des markgräfl. bad. Beamten Caspar Maler mit seiner achtzigjährigen Mutter und seinen Kindern aus dem von spanischem und bayrischem Kriegsvolk überfallenen Pforzheim im Jahre 1634. Bes. W. Freiherr v. Kniestedt, Hauptmann z. D.

99) Nr. 143. Bes. Professor Dr. L. Gattermann.

100) Nr. 131. Bes. Heinrich Ehmant.

101) Nr. 130. Bildnis seines Bruders Karl. Bes. Geh. Hofrat H. Finke.

102) Nr. 133 um 1849. Die ausgestellten Werke Carl Müllers sind alle im Besitze seines Schwiegersohns Geh. Hofrat H. Finke, dessen Buch, Carl Müller, Köln 1896, uns Aufschluß über ihr Entstehen gibt.

103) Nr. 138. Der Karton des ganzen Altarwerks „die Kirche“, entstanden zwischen 1889 und 1893. Die schöne Studie zum Melcherskopf, die uns der Besitzer ebenfalls überlassen, war nicht katalogisiert.

104) Nr. 132. Mädchenbildnis, 1835. Nr. 134. Porträt von Friederike Müller, 1838.

105) Nr. 182. Porträt einer Dame, lebensgroß in ganzer Figur, 1864. Bes. F. G. Gebhard.

106) Nr. 64, 65. Bildnisse des Professor A. Jordan und seiner Gattin. Bes. Frl. M. Jordan.

107) Nr. 180. Kinderbildnis von Jos. Müller, später Frau Geh. Hofrat Finke. Bes. Geh. Hofrat H. Finke.

108) Nr. 71. Porträtskizze des Malers Carl Müller. Bes. Derselbe.



Anselm Feuerbach. Julie Artaria. Heidelberg. 1860.
Bes. Frau J. Courtin.



Hans Thoma. Hexenritt. 1870. Sepia.
Bes. Stadt Freiburg.

109) Nr. 26. Hl. Katharina, Nonache, um 1850
Nr. 27. Thronende Madonna von Engeln umgeben um 1865.
Bes. Derselbe.

110) Nr. 88. Himmelfahrt Maria, 1860. Bes.
J. B. Gramm.

111) Nr. 33. Die vierzehn Nothelfer, 1846, Skizze
zu dem Altarbild in Weisenbach im Murgtal. Nr. 34.
Apostel Kinder segnend, 1856. Nr. 35. Schutzengel, Kinder-
bildnisse, 1868. Sämtlich im Besitz von J. B. Gramm.

112) 1882 als Erinnerung an frühere Zeit gemalt.
Nicht katalogisiert. Bes. Hosphotograph C. Ruf.

113) Nr. 157. Gräfin Brockdorf. Bes. Frau v. Cranach
geb. Gräfin Brockdorf.

114) Nr. 18. Bes. Regierungsbaumeister J. Malle-
brein. — Außerdem Nr. 18a. Weiblicher Studienkopf.
Bes. Frau f. Kahlund.

115) Nr. 81. Bildnis des Malers Georg Cornicelius.
Bes. Dr. Karl Siebert.

116) Die sämtlichen im Text erwähnten Werke von
Cornicelius, Nr. 19, 21, 20, 22c befinden sich ebenso wie
die nicht besonders genannten Nr. 22a, b und d im Besitz
von Dr. Karl Siebert, dem Verwandten und Biographen
des Meisters. Der Christus ist eine Studie zum Judaskuß.
Die Engellstudie Nr. 23 zu „Er ist auferstanden“ in
meinem Besitz. Vgl. K. Siebert, G. Cornicelius, Straß-
burg 1905. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte.)

117) Nr. 53. Bes. Freiburger Kunstverein.

118) Nr. 54. Bes. Julius Weismann, Komponist.

119) Nr. 54a. Bes. Freiburger Kunstverein. Ab-
bildung in Allgeyers Feuerbach (herausgegeben von C. Neu-
mann), I, 134. Hier ist der Kaufpreis, den der Kunst-
verein bezahlte, mit 30 fl. angegeben, während Frau Feuer-

bach im „Vermächtnis“ 1894 von 20 fl. spricht. Vgl.
C. Lang, Aus und zu Briefen von Henriette Feuerbach an
C. Schmitt-Blank. Neue Heidelb. Jahrbücher, 16, 1909,
S. 124 f., wo der für diese wunderbare Mutter so bezeich-
nende fromme Betrug mitgeteilt wird.

120) Nr. 55. Bes. Dr. Jean Köhler.

121) Nr. 56. Julie Artaria, später Frau Land-
gerichtsrat Courtin in Freiburg. Nr. 57. Rosalie Artaria,
später Frau Professor Braun in München. Beide im
Besitz von Frau J. Courtin.

Die Ausstellung zeigte auch Blumenstücke von Anselm
Feuerbachs Schwester, Nr. 58–60, unscheinbare, sorgsam
ausgeführte Aquarelle. Sie erinnerten an die bescheidene
Lehrtätigkeit als Blumenmalerin, die Emilie Feuerbach
bis zu ihrem frühen Tode 1873 in Freiburg ausübte. Die
künstlerische Begabung dieser fein organisierten Natur lag
vielmehr nach der poetisch-literarischen Seite.

122) Nr. 173. Bes. Geheimrat Prof. Dr. A. Dove.
Eine farbige Reproduktion des Bildchens im zweiten Juni-
heft 1909 des Kunstwarts.

123) Nr. 14. Kinderbild des Besitzers, Geh. Hofrat
Prof. Dr. R. Thurneysen.

124) Nr. 15. Bes. Frau Dr. Marie Meyer.

125) Nr. 99. Bes. Frau Prof. v. Schulze-Gävernitz.

126) Nr. 252, 252a. Ansichten von St. Blasien. 1856.
Bes. Hl. Marie Lang. Abbildung bei Thode, Thoma.
1909, XI.

127) Nr. 260. 1892. Bes. Prof. G. v. Schulze-
Gävernitz. Abb. bei Thode, S. 361.

128) Nr. 253. Hexenritt, Sepia, 1870. Bes. Stadt
Freiburg. Das Motiv einfacher in der Zeichnung des
Thoma-Museums in Karlsruhe.



129) Nr. 256. Die Rheintöchter und Alberich. Aquarell, 1877. Bes. Stadt Freiburg. Dazu gehört das Gemälde bei Frau Dr. Otto Eiser, Frankfurt a. M. Abb. Thode, S. 119.

a) Nr. 260 c. Neptunzug, 1879. Bes. Geh. Kommerzienrat A. Pfeilsticker.

b) Nr. 255. Luna und Endymion. Aquarell, 1877. Bes. Stadt Freiburg. Damit übereinstimmend das im gleichen Jahre entstandene Gemälde bei Ed. Schulte, Berlin. Abb. Thode, S. 100.

c) Nr. 254. Aquarell. Bes. Stadt Freiburg.

130) Nr. 257. Bes. Geheimerat August Weismann, Erzellenz. Abb. Thode, S. 137.

131) Nr. 258. Wasserfälle von Tivoli, 1880. Bes. Oskar Mez. Nr. 259. „Albäume“ oder „Abend bei Tivoli“, 1880. Bes. Prof. C. Sutter. Ein fast völlig übereinstimmendes Gemälde bei Leo Panizza in Mainz. Abb. Thode, S. 153 und 151. Das Motiv hat Thoma auch sonst noch mehrfach beschäftigt, so 1880, 1882, 1890 und 1891. Abb. Thode, S. 153, 189, 321, 340.

132) Alle bisher genannten Werke Emil Lugos Nr. 101, 102, 103, 104, 105, 107, 109, 110 sind im Besitz seiner Schwester Fel. Mathilde Lugo.

133) Nr. 112. Bes. Dr. Z. Schermer, pr. Arzt.

134) Nr. 6. Bes. Freifrau Zuber v. Gleichenstein.

135) Nr. 148. Der Dom zu Weglar. Bes. Frau Prof. W. Ruppert, geb. Freiin v. Girardi.

136) Fr. Preller d. j. Nr. 146. Römische Campagna. Bes. Prof. G. v. Schulze-Gävernitz, war im Rabinett der Handzeichnungen ausgestellt.

137) Nr. 100. Der Regenstein im Harz. 1862. Bes. Kunstmaler E. Kempke.

138) Nr. 165. Eifelandschaft. 1846.

139) Nr. 166. Bes. Prof. J. Cohn. Nr. 167–69. Bes. Vincent Mayer.

140) Andreas Achenbach. Nr. 1. Gewitterlandschaft, 1834. Seestück, 1837. Beide im Besitz von Z. Ehmant. — Strandbild, 1839. Bes. Fel. M. Jordan. — Seesturm an der Küste, 1878. Bes. Oskar Mez. — Oswald Achenbach vgl. o. Ann. 134.

141) Nr. 69. Landschaft. Bes. Geheimerat A. Dove. Nr. 70. Ansicht von Kannstatt. Bes. Z. Ehmant.

142) Nr. 13. Am Waldrand. Bes. Prof. Z. Rickert.

143) Nr. 84. Winterlandschaft, 1851. Nr. 85. Abendlandschaft. Bes. Prof. Z. Rickert.

144) Nr. 163. Dünenlandschaft an der Ostsee, 1862. Nr. 164. Dorfstraße. Bes. Prof. Z. Rickert.

145) Nr. 170. Reiter vor einer spanischen Schenke. Bes. Geheimerat Prof. Dr. Chr. Bäumlcr, Erzellenz.

146) Nr. 32. Skizze. Bes. Frau Dekan Köllreutter, geb. v. Clermont. — Unter den ausländischen Werken wäre noch ein Pastell von Constantin Neumier zu nennen. Nr. 113 „Bergleute“, 1896. typisch in seiner schweren Stimmung und plastischen Wucht. Bes. Prof. G. v. Schulze-Gävernitz.

147) Nr. 7. Hermann Baisch, „Anger mit Vieh bei Morgenbeleuchtung“. Bes. Geheimerat August Weismann, Erzellenz.

148) Nr. 187. John Varley, Derwentwater. Dies wie sämtliche anderen englischen Werke sind im Besitz des Prof. Dr. E. Goldmann.



Hans Thoma. „Hoher Schwarzwald“. 1892.
Bes. Prof. G. v. Schulze-Gävernitz.

149) Nr. 186. Mythologisches Hochzeitsfest.
 150) Kossetti. Nr. 154. Rosa hesterna, 1864/65.
 Nr. 155. Primavera, 1873. Nr. 156. Magdalena vor dem Hause des Simon, Federzeichnung, Kopie nach Kossetti. Von Kossettis Freundin und Gattin Elizabeth Siddal:
 Nr. 176. The Maid of Lochroyan, Feder- und Kohlenzeichnung.
 151) Nr. 16, 17. Zwei weibliche Studienköpfe, Bleistift, 1896.
 152) Nr. 142. Kindergruppe, 1829. Bes. O. Engelschall.
 153) Nr. 129. Bes. Geh. Hofrat L. Finke.
 154) Nr. 62. Ländliche Verlobung. Bes. Baronin v. Sinner.
 155) Nr. 63. Gehöft. Bes. Dr. Jonas Lohn.
 156) Nicht im Katalog. Bes. Prof. G. v. Schulze-Gavernig.
 157) Nr. 174. Bes. Prof. J. Lohn. — Die beiden großen Porträts seiner Karlsruher Verwandten Wilhelm und Julius Sachs, Nr. 171, 172, im Besitz von Frä. Laura Sachs, hat Schwind nicht in glücklicher Stunde gemalt.
 158) Nr. 150. Hirtenknabe mit Ziegen, aquarellierte Zeichnung zum Titelbild von Bülow's „der arme Mann v. Toggenburg“, 1852. Nr. 151. Nach der Arbeit ist gut ruhen, Bleistiftzeichnung zu „Beschauliches und Erbauliches“, 1855. Nr. 152. „Un wenn min Hamme lopen kann“, zu Klaus Groths „voer de Goern“. Bes. Prof. C. Sutter. —

Nr. 153. „Die Prinzessin und der Schweinehirt“. Bes. Frä. M. Gütschow.
 159) Nr. 89. Wiederkehr auf Helgoland, Aquarell. Bes. Frä. M. Jordan.
 160) Nr. 183. „In Begleitung.“ Bes. Stadtrat Hubert Wagner und Bertold Wagner.
 161) Nr. 25. 1878. Bes. Freifrau Huber v. Gleichenstein.
 162) Nr. 78. Bes. Frau Dr. Goerger.
 163) Nicht im Katalog. Das beste eine Landschaftsskizze. Bes. Viktor Tafel, Oberingenieur a. D.
 164) Nr. 50. Preuß. Dragoner-Offizier von 1775 zu Pferd. Nr. 51. Badischer Grenadier von 1870. Nr. 52. Französischer Jäger. Bes. Regierungsbaumeister J. Mallebrein.
 165) Nr. 94. Bauern und Kühe. Bes. Frau Dr. Burger.
 166) Nr. 96. Die Kuh im Krautgarten. Kohle und Bleistift. Bes. Frau Natalie Schlageter.
 167) Nr. 188. Viehstüch. Bes. Frau Dekan Köllreutter.
 168) Bes. Oberstleutnant O. Schauer, nicht im Katalog.
 169) Nr. 147. Bes. Frä. M. Jordan.
 170) Unsere Hoffnungen beginnen sich schon zu erfüllen. Wie ich soeben erfahre, ist Anselm Feuerbachs Jugendwerk, Der stütenspielende Saun mit dem Bacchuskind (s. oben S. 99), für unsere städtische Sammlung angekauft worden.



Arnold Böcklin. Die Freiheit. 1891.
 Bes. Frau Dr. Marie Meyer.
 Photographieverlag der Photogr. Union München.

26. Rechenschaftsbericht über den 35. Jahrlauf (Heft I und II)

vom 23. April 1908 bis 30. April 1909.



Einnahmen.

I. Von früheren Jahren.

Kassenrest		637 Mf. 78 Pfg.
Stubensfond-Anlage		1000 „ — „

II. Laufende Einnahmen.

1. Beiträge: a) Hiesige Mitglieder:		
431 (Heft I) à 3 Mf.	1293 Mf. — Pfg.	
427 „ II) à 3 „	1281 „ — „	
b) Auswärtige Mitglieder:		
128 (Heft I und II) à 6 Mf. (einschließlich Portorückersatz)	816 „ 89 „	3390 „ 89 „
2. Im Laufe des Jahres neu hinzugekommene Mitglieder und rückständige Mitglieder- beiträge		60 „ 40 „
3. Zuschuß vom Großh. Ministerium für Justiz, Kultus und Unterricht für 1908		1000 „ — „
4. Zuschuß von der Stadtkasse für 1908		400 „ — „
5. Erlös von verkauften Vereinszeitschriften		41 „ 10 „
6. Erlös von der Leserunde		50 „ — „
7. Erlös aus den Sammelbüchern (auf der Stube)		60 „ — „
	Summa	6640 Mf. 17 Pfg.

Ausgaben.

1. Aufwand für das Vereinsblatt 35. Jahrlauf (Heft I und II):		
a) für Druck, Papier und Zinkstöcke	2629 Mf. 86 Pfg.	
b) Schriftstellerhonorare, Zeichnungen zc.	823 „ 66 „	
c) Verschleiß des Blattes	178 „ 75 „	3632 Mf. 27 Pfg.
2. Verwaltungskosten, Porto und Inserate (Einladungen durch das Tagblatt, Post- und Briefverkehr zc.)		429 „ 01 „
3. Innere Bedürfnisse der Stube (und Saales) als: Heizung, Beleuchtung, Reinigung zc.		119 „ 35 „
4. Vereinsbibliothek und Leserunde		580 „ 05 „
5. Vereinsabende, Ausflüge und Festlichkeiten		289 „ 68 „
6. Außergewöhnliche Ausgaben als: Kranzspenden zc.		70 „ — „
7. Anlage auf den Fond Stubenkasse		1000 „ — „
	Summa	6120 Mf. 36 Pfg.

Ab schluß.

Die Einnahmen betragen		6640 Mf. 17 Pfg.
Die Ausgaben betragen		6120 „ 36 „
	somit Kassenrest	519 Mf. 81 Pfg.

Freiburg i. Br., den 30. April 1909.

Der Säckelmeister des Vereins:
Wilhelm Herrmann.

Breisgau-Verein Schauinsland Freiburg.

28^{tes}

Mitglieder-Verzeichnis.

Beilage zum 36. Jahrlauf.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin-Witwe Luise von Baden.

a) Hiesige Mitglieder:

(*) bezeichnet die nach § 11 der Satzungen zur Mitarbeit verpflichteten Mitglieder.

Ackenheil Rud., Rentamtsbuchhalter.
Albert P., Prof. Dr., städt. Archivrat. (*)
Ambs Franz, Zimmermeister.
Andris Herm., Blechnermeister.
Argast J. F., Schuhmachermeister.
Armbruster Rob., Korrektor.

Baer Karl, Kaufmann.
Bäumler Chr., Dr., Geh. Rat und Universitäts-Professor.
Bannwarth Karl, Privat.
Bauer Christian, Rechtsanwalt.
Bauer Karl, Architekt. (*)
Bauhöfer Rob., Privat.
Baumann Friedr., Bauinspektor.
Baumann Sig., Dr.
Baumgarten Friedr., Dr., Professor. (*)
Bausch Otto, Rechtsanwalt.
Bea Alfred, Stadtrat, Privat.
Behrle Otto, Kaufmann.
Beierle Albert, Blechnermeister.
Berger Emil, Prokurist.
Biehler Rudolf, Kaufmann.
Bielefeld Otto, Dr., Verlagsbuchhändler.
Bihler Otto, Dr. (*)
Bihler Robert, Kaufmann.
Birkenmayer Franz, Rechtsanwalt.
Birkenmeier J. B., Bankprokurist.
Bittel Peter, Bankvorstand.
Bittiger Ludw., Bankbeamter.
Bloch Dr., Univ.-Professor.
Bodenmüller C., Kaufmann.
Bolza Moritz, Rentner Witwe.
Borst Herm., Buchhändler.
Brenzinger Julius, Fabrikant.
Brettle Const., Dompfarrer.
Brodersen K., Dr., Stadtrat.
Brombach Franz, Ingenieur.
Büchel Karl, Amtmann.
Bühr Ludw., Sekretär.
Bührle Emil, Restaurateur.
Bürkle Alex, Kaufmann.
Buisson Aug., Hauptmann a. D.
Butz Otto, Bäckermeister.

Cammissar Otto, Zahnarzt.
Clarke Pauline, Witwe.

Deimling Erwin, Architekt.
Dettinger Georg, Malermeister.
Dettlinger Jos., Bildhauer.
Dieffenbacher J., Dr., Professor. (*)
Dietler Adolf, Hofmöbelfabrikant.
Dietlicher H., Privat.

Dietrich Ignaz, Oberküfer.
Dietsche Frz. Xav., Möbeltransporteur.
Dietsche Otto, Privat.
Dilger Josef, Buchdruckereibesitzer.
Döll K., Postdirektor.
Dorn Hugo, Apotheker.
Dornoff Jos., Rechtsanwalt.
Doster H., Privat.
Dotter Joseph, Korrektor.
Dränle Alex., Schreinermeister.
Dreesen Ferd., Installateur.
Dreher Th., Dr., Domkapitular.
Dreyer Otto, Ofenfabrikant.

Eberle Karl.
Eckert H., Sekretär d. Handwerkskammer.
Edinger Ludw., Dr., prakt. Arzt.
Ehrler J., Dr., Vorstand des Stat. Amtes.
Ehrler J., Großh. Finanzamtman.
Eisele Fridolin, Geh. Hofrat und Univ.-Professor.
Eisele H., techn. Assistent am Tiefbauamt.
Eitel H., Verwalter.
Endres, Hofdekoremaler.
Enge Max, Kaufmann. (*)
Erb Karl, Architekt.
Ergelet-Wenk Ed., Privat.
Ernst Wilhelm, Weinwirtschaft.
Eschbacher Franz, Landgerichtsrat.

Fabricius E., Dr., Univ.-Professor.
Fauler Alfred, Fabrikant.
Fehrenbach Konstantin, Rechtsanwalt und Stadtrat.
Fehsenfeld Fr. Ernst, Verlagsbuchhändler.
Fexer Friedrich, Kunstmaler.
Ficke Hugo, Dr., Rentner und Stadtrat.
Finck Karl, Privat.
Finke H., Dr., Univ.-Prof. und Geh. Hofrat.
Fischer Jos., Fabrikant.
Fischer Rudolf, Fabrikant.
Flamm H., Dr.
Flath Wilh., Grundbuchassistent.
Föhrenbach Max, Geh. Rat.
Frey H., Baumeister.
Frey Karl, Trigonometer.
Frittschi Eugen, Rechtsanwalt.
Fritz J., Rektor der Mädchenbürgerschule.
Fromherz Gustav, Rechtsanwalt.
Früh Anton, Schlossermeister.
Fuchs Jul., Univ.-Buchhalter.
Fuchs Ludwig, Kaufmann.
Fürderer Heinr., Privat.
Fundinger Karl, Professor.

Gageur K., I. Staatsanwalt. (*)
v. Gagg Karl, Kaufmann. (*)
Galli, Dr., Generalkonsul.
Gallion Joh., Kunstmaler.
Ganter Anton, Dekorationsmaler.
Gehry Bernh., Kaufmann.
Geiges Oskar, Architekt. (*)
Geis Herm., Ingenieur und Architekt.
Geis Lukas, Architekt.
Gerteis A., Privat.
Gerteis Franz, Architekt und Stadtrat.
Gerteis Julius, Kaufmann.
Gewerbeverein.
Gibson Artur, Kaufmann.
Giebeler Ludw., Kunstglaser.
Gieringer Karl, Generalagent.
v. Gleichenstein, Frhr. Viktor, Major We.
Glockner Herm., Hutfabrikant u. Stadtrat.
Glockner Karl, Kaufmann.
Goedecke Ferd., Musikdirektor. (*)
Göller Emil, Dr., Univ.-Professor.
Goldmann Edwin, Dr., Univ.-Professor.
Grabert Ludw., Major und Gendarmerie-Kommandant.
Gramm Jos., Dr. phil., Privatdozent.
Groseh Paul, Privat.
Gruber A., Dr., Hofr., Un.-Prof. u. Stadtrat.
Gutheim Ferd., Dr., Professor.

Haberer Franz, Stadtssekretär.
Haberstroh Emil, Tapezier.
Haderer Otto, Kaufmann.
Hättich Josef, Hutmacher.
Hagenbuch Aug., Rentamtsassistent. (*)
Hanemann Wilh., Malermeister.
Hansjakob Heinrich, Dr., Stadtpfarrer.
Harmoniegesellschaft.
Harms Ernst, Buchhändler.
Harrer Eug., Apotheker.
Hassler Herm., Fabrikant.
Hauck H., Biergroßhandlung.
Hauser Alfons, Kaufmann.
Hauser August, Zahnarzt.
Hauser Heinr., Malermeister.
Hebting Ed., Kaufmann.
Hecht Gust., Hotelbesitzer.
Hegner Bernhard, Architekt.
Heim Oskar, Witwe.
Heinkele Eug., Juwelier.
Heitzler Julius, Bierbrauereibesitzer.
Held Ed., Rendant.
Hellwig Joh., Malermeister.
Hemler Emil, Dekorationsmaler.
Herder Herm., Buchhändler und Stadtrat.

Herr Fridolin, Rentamtsbuchhalter.
Herre Louis, Architekt.
Herrmann Wilh., Kaufmann. (*)
Hess H., Oberpostassistent.
Hieber Fritz, Dr., Fabrikant.
Himmelsbach Aug., Holzhändler.
Hirtler Emil, Weinwirtschaft.
Höcker Heinrich, Professor.
Hof Adolf, Tapezier.
Hofschneider Ad., Prokurist.
Holz Albert, Kaufmann Witwe.
Huber Karl, Kaufmann.
Hübsch Herm., Privat.
Hüetlin Ernst, Dr., Chemiker.
Hüglin Otto, Privat.
Hülsmann Karl, Fabrikant.
Hürxthal Ernst, Rentner.
Hummel Alphons, Fabrikant.
Hunger Oskar, Bildhauer.

Jakobi Karl, Kaufmann.
Jacobsen Friedr., Privat.
Jaekle Friedr., Prokurist.
Jaeger Ludwig, Fabrikant.
Jantzen Heinrich, Privat.
Jeblinger Raim., Erzbisch. Bauinspektor.
Jennes Karl, Glasmaler.
Illner Franz, Theatermeister.
Intlekofer Aug., Archiv-Assistent.
Istwann Franz, Buchhändler.
Jung Engelbert, Stadtpfarrer.
Jung Ph., Hofschlosser u. Elektrotechniker.
Jutz Emil, Kaufmann Witwe.

Kammerer Gg., Privat.
Kantorowicz Herm., Dr., Privatdozent.
Kapferer Franz, Privat.
Kapferer Heinrich, Privat.
Keller Ernst, Fabrikant.
Kempf Friedrich, Architekt. (*)
Kern Karl Wilh., Kaufmann.
Kirch Aug. Heinr., Privat.
Kistner Karl, Pfarrkurat, Freiburg-Haslach.
Kleiser Adolf, Privat.
Klotz A., Hauptlehrer.
Knab German, Kaminfegermeister.
Knecht Fr. J., Dr., Weihbischof und Domdekan.
Knöbel Karl, Buchbindermeister.
Knosp Eugen, Malermeister.
Knupfer Max, Kaufmann.
Koch Emil, Kaufmann.
Köbele Jos. Ant., Kaufmann.
Köbble F., Beurbarungsverwalter. (*)
Kötting H., Kaufmann.
Kohler Albert, Privat.
Kolb Jos., Buchbindermeister.
Kopf Ferdinand, Rechtsanwalt.
Koster Karl, Kaufmann Witwe.
Krämer Aug., Prokurist.
Kramer E., Spezialehandlung.
Kramer Wilh., Stuhlfabrikant.
Kraus Konst., Oberteleggraph.-Kontrolleur.
Krauss Dominik, Ofenfabrikant.
Krebs Adolf, Bankier.
Krebs Eugen, Dr., Bankier u. Stadtrat. (*)
Krebs Eugen, Bankier.
Krems Alois, Zementwarenfabrikant.
Kreutzer Emil, Erzbischöfl. Justiziar und Offizialrat.
Kühn Josef, Kunstmaler. (*)
Kuenz Paul, Buchbinder.
Kullmann E., Tapetenhandlung.
Kuss Karl, Buchdruckereibesitzer.

Lambeck A. R., Professor.
Lamey Ferd., Dr., Professor. (*)
Läuger Otto, Kaufmann.
Lang Ed., Kaufmann.
Laux Karl, Stadtrechtsrat.
Leber Ezechiel, Schriftsetzer.
Leger Pauline, Hauptmanns-Witwe.
Lehrerbibliothek der Höheren Töchterschule.
Lehrer-Leseverein.
Lembke Rudolf, Architekt. (*)
Leonhard Frdr., Dr., Professor. (*)
Leuthner J. B., Hochbauassistent.
Liehl Otto, Rechtspraktikant.
Lindner Adolf, F. F. Oberforstrat a. D.
v. Litschgi Emil, Notar a. D.
Locherer Ernst, Dr., prakt. Arzt.
Lodholz Friedrich, Hofjuwelier.
Lohe Franz, Ingenieur a. D.
Ludin Fritz, Prof. Dr., Konservator.
Lurk Karl, Architekt.
Maier Karl, Buchbindermeister.
Marbe Josef, Privat.
Marbe Ludwig, Rechtsanwalt.
Marbe Wilh., Rechtsanwalt.
Martz Gust., Geschäftsführer.
Marx Jul., Kaufmann.
Mayer H., Dr., Professor. (*)
Mayer Jos., Küfermeister.
Mayer Karl, Superior. (*)
Mayer Ludwig, Architekt.
Mayer Max, Kunsthändler.
Mayer Reinhard, Privat.
Meckel Max, Baudirektor a. D.
Mehltretter W., Sekretär.
Meiss Herm., Geometer.
Meister Franz, Redakteur.
Merta Josef, Anstaltspfarrer.
Merz A., Baumaterialiengeschäft.
Merzweiler Albert, Dr., Arzt.
Messerschmid Gust., Bildhauer.
Meyer Fr. Chr., Dekorationsmaler.
Meyer Maria, Dr., Witwe, Privat.
Mey Hans, Fabrikant.
Mez Herm., Fabrikant.
Mez Jul., Geh. Kommerzienrat.
Montfort Fritz, Kaufmann.
Mühlbach Rob., Architekt.
Müller Ambros, Malermeister.
Münchbach Oberrechnungsrat.
Museumsgesellschaft.
Muth Alb., Geh. Reg.-Rat.
Mutz Alb., Friseur.
Neubourg Arnold Gottfr., Major.
Neumayer Aug., Buchhändler.
v. Neveu Franz, Freiherr.
Nöldecke Oskar, Kaufmann.
Obergfell S., Restaurateur.
Pfaff Fridr., Dr., Prof., Univ.-Bibliothekar.
Pfeiffer Jos., Wirt zur Traube.
Pflüger Hermann, Weinhändler.
Pleiner Anton, Hauptlehrer.
Ploch Friedrich, Architekt.
Pollock Ludw. Hans, Dr., Arzt.
Poppen Eduard, Buchdruckereibesitzer.
Prinz, Generalarzt a. D.
Rauch Anton, Glasermeister.
Reckert Emil Heinr., Kaufmann.
Rees Adolf, Buchbinder.
Reich Adolf, Korrektor.
Reichenstein Josef, Vergolder.
Reiher Martin, Architekt.

Reinhard Rich., Dr., Exzellenz, Staatsrat.
Reisky Josef, Kaufmann.
Reiss Rud., Dr., Landgerichtsrat.
Reisser Emil, Regierungsbaumeister.
Richter Jul., Architekt.
Risler E., Dr., Fabrikant.
v. Rohde Karl, Graf.
v. Rohland Wald., Dr., Univ.-Professor.
Romer A., Kunstgeigenbauer.
Rosset Franz, Kaufmann.
Rosset Otto, Kaufmann.
Roth Herm., Privat.
Rothschild Dr., Eug., Anwalt.
Rothweiler Julius, Papierhandlung.
Ruch Friedr., Prokurist.
Ruef Julius, Kaufmann.
Ruf Konrad, Hofphotograph. (*)
Ruf Th., Hofphotograph.
Ruh Franz, Kaufmann.
Ruh Josef, Architekt.
Rumöller Clemens, Kaufmann.

Sattler Wilhelm, Baukontrolleur.
Sauer Adolf, Kaufmann.
Sauer Emil, Bäckermeister.
Sauer Josef, Dr., Univ.-Professor.
Sauerbeck Friedr., Oberamtmann.
Schäfer Karl, Uhrmacher.
Scherer Albert, Möbelfabrikant.
Schermer, Dr., prakt. Arzt.
Schilling Karl Friedr., Kunstmaler.
Schilling Rich., Zeichner.
Schinzinger A., Dr., Hofrat u. Univ.-Prof.
Schinzinger Fridolin, Dr., Arzt.
Schlager Jos., Stiftungsverwalter.
Schleicher Ernst, Postsekretär a. D.
Schley Andreas, Oberzahlmeister a. D.
Schmid Carl, Dr., Arzt.
Schmid Rudolf, Architekt.
Schmidt Friedrich Leo, Privat.
Schmidt Leonhard, Blechner.
Schnarrenberger Ed., Hauptlehrer. (*)
Schnarrenberger Wilh., Professor.
Schneider Friedrich, Dekorationsmaler.
Schneider Otto, Architekt.
Schneller Jakob sen., Vertreter.
Schofer Jos., Benefiziat.
Scholl Albert, Dekorationsmalermeister.
Schott Karl, stud. phil.
Schottelius Max, Dr., Hofrat.
Schotzky Karl, Pension Beau séjour.
Schubnell Herm., Techniker.
Schuemacher, Bezirkstierarzt.
Schuhmacher Herm., Rechtsanwalt.
Schuler Eduard, Bauunternehmer.
Schultis Josef, Kunstmaler.
Schuster Karl, Kunstmaler.
Schwab Julius, Dr., Prof., Bibliothekar.
Schwarzwaldverein.
Schwehr Emil, Kaufmann.
Schweigler Fr., Kaufmann.
Schweiss Alfred, Kaufmann.
Schweizer Alois, Kaufmann.
Schweizer Julius, Rentamtsbuchhalter.
Seilagi Viktor, Bildhauer.
Seitz Julius, Bildhauer.
Seldner H., Generalmajor z. D.
Sibler Adolf, Dekorationsmaler.
Sickinger Th., Gewerbelehrer.
Sieber A., Graveur.
Siebert K., Dr., Privat.
Siebold Josef, Bildhauer.
Siebold Karl, Baupraktikant.

Siegel Stephan, Metzgermeister.
 Sommer Friedr., Gasthofbesitzer.
 Sondinger, Fürst, Fürstb. Forstrat a. D.
 Spiegelhalder, Dr. med. Zahnarzt.
 Spiegelhalter Karl, Weinhändler.
 Stadler Ph., Zimmermeister.
 Stadtarchiv.
 Städt. Sammlungen Freiburg.
 Stähle Fritz, Verwalter.
 Stammnitz Math., Stadtarchitekt. (*)
 Stapf Anton, Redakteur.
 Steinle Hermann, Feinbäcker.
 Steiert Ferd., Holzhändler.
 Steinhof A., Hofapotheker a. D.
 v. Stengel, Frhr. Leop., Baurat.
 Stetter A., Rentmeister.
 Stigler J., Restaurateur und Stadtrat.
 v. Stockhorner, Freiherr Otto, Landger.-
 Rat und Kammerherr.
 Stockmann Max, Installateur.
 Stork Max, Dr., Professor. (*)
 Stritt Eduard, Glasmaler. (*)
 Stumpf Rob., Zimmermeister.
 Sutter Karl, Dr., Univ.-Professor und
 Bezirkspfleger der Kunst- und Alter-
 tums-Denkmäler.

Thoma F., Glasermeister u. Badbesitzer. (*)
 Thoma Jos. Paul, Privat.
 Thoma Paul, Schlossermeister.
 Thoma Rudolf, Stadtbaumeister.
 Tritschler Urban, Baumeister.
 Trunz Anton, Cooperator.
 Tschira Arnold, Kaufmann.

Uhde Alb., Oberamtsrichter.
 Universitätsbibliothek Freiburg.

Veit Karl, Buchhalter.
 Vogt Arthur.

Wachter, Hoflithograph Witwe.
 Wagner C. A., Buchdruckereibesitzer.
 Wagner Hubert, Stadtrat.
 Wagner Leonh., Schirmfabrik.
 Waibel Jos., Buchhändler.
 Walter Dr., Bibliothekar.
 Walter Wilh., Kriegsgerichtsrat.
 Walther Chr., Architekt und Stadtrat.
 Walther Philipp, Architekt.
 Waltz Dr., Landgerichtsrat.
 Weber Xaver, Goldschmied.
 Weber Rud., Malermeister.
 Weckerle Josef, Tapeziermeister.

Weiser Anton, Obersteuerkommissar.
 Weiß Karl, Blechnermeister.
 Welle Hermann, Kaufmann.
 Welte B., Orchestriofabrikant u. Stadtrat.
 Welte Max, Buchhändler.
 Wempe Friedrich, Kaufmann.
 Werber Karl, Major z. D.
 Werle Albin, Privat, Witwe.
 Werner-Blust Karl, Kaufmann.
 Willmann Karl, Privat.
 Wilms Balthasar, Kaufmann.
 Windbiel Julius, Verwalter.
 Wingenroth Max, Dr., Prof. u. Conservat.
 Winkelmann A., Dr., Professor.
 Winterer Otto, Dr., Oberbürgermeister.
 Wohleb Jos., Kirchensteuer-Verrechner.
 Wohlschieß Karl, Buchhändler.
 Würth Ed., Privat.
 Wunderle, Stadtsekretär.

Ziegler B., Dr., Kreisschulrat. (*)
 Ziegler Fritz, Modelleur. (*)
 Zimmer Karl, Buchhändler.
 Zimmerer Ferd., Revisor.
 Zimmermann Franz, zum Hotel Viktoria.
 Zipp August, Dr., prakt. Arzt.

b) Auswärtige Mitglieder:

Ackermann Ludw., Rechnungsrat in
 Emmendingen.
 Altbreisach, Leseverein.
 v. Amira, Dr. Hofrat u. Prof. in München.
 Baas Karl, Dr., Prof., Augenarzt in
 Karlsruhe.
 Baden-Baden, Städt. Sammlungen.
 Barth L., Dr., Oberförster, Neustadt, Schw.
 Basel, Kunstverein.
 Batzer Ernst, Offenburg.
 Bauer Karl, Gymn.-Prof. in Heidelberg.
 Baumgartner E., Dr., Prof. in Ettlingen.
 Bayer Georg, Oberbauinspektor in Lörrach.
 Beck Gustav, in Waldkirch.
 Berlin, Königliche Bibliothek.
 Birkenmeyer Ad., Landgerichtsdirektor
 in Waldshut.
 Bossert J., Hauptlehrer in Gundelfingen.
 Breisach, Bibliothek der Höheren Bürger-
 schule.
 Buisson Rud., Ingenieur und Praktikant
 in Karlsruhe.
 Dirnfellner Rich., Hannover.
 Dirnfellner Dr., Apotheker in Speyer.
 Donaueschingen. Fürstlich Fürsten-
 bergische Hofbibliothek.
 Eisele, Architekt in Lörrach.
 Emmendingen, Bürger- u. Gewerbeverein.
 Emmendingen, Stadtgemeinde.
 Emmendingen, Leseverein.
 Falchner Konrad, Pfarrer in St. Ulrich.
 Fischbacher, Buchhändler in Paris.
 Fischer Jos., Vikar in Durbach.
 Geisel G. A., Buchdruckereibes. in Staufen.
 Gerwig Robert, in Pforzheim.
 Giessler Ferd., Pfarrer in Riegel.
 Glockner Karl, Dr., Geh. Ob.-Regierungs-
 rat in Karlsruhe.
 Graf Jos., Fürstl. Fürstenberg. Bauinsp.
 in Donaueschingen.
 Graf H., Reg.-Baumeister in Kolmar i. E.
 Gustenhöfer, Geistl. Rat und Pfarrer in
 Eschbach.

Haager Otto, Ingenieur, Gutach, Elztal.
 Hegner Anton, k. k. öst.-ung. Konsul Vic-
 toria Espirito — Santo Brasilien.
 Heim Herm., Privat in Heidelberg.
 Hennin, Graf Konstantin v., Rittmeister
 a. D. in Hecklingen.
 Hennin, Graf Aug. v., Major in Konstanz.
 Hermann Ludw., Privat in Kirchzarten.
 Hoch F. A., Dr. in Bühl.
 Hofmann Rudolf, Grossh. Bezirksbau-
 inspektor in Offenburg.
 Hugard Rudolf, in Staufen.
 Jörger R., in Regensburg.
 Isele R., Landgerichtsrat in Karlsruhe.
 Jundt E. M., Privat in Karlsruhe.
 Jundt W., jun., Direktor in Emmendingen.
 Kageneck Graf Philipp v., in Stegen.
 Kähny Emil, Architekt in Karlsruhe.
 Karlsruhe, Grossh. Altertumshalle.
 Karlsruhe, Grossh. Baugewerkschule.
 Karlsruhe, Grossh. Forst- u. Domänen-
 Direktion.
 Karlsruhe, Grossh. Hof- und Landes-
 bibliothek.
 Karlsruhe, Grossh. Kunstgewerbebeschule.
 Karlsruhe, Museumsgesellschaft.
 Karlsruhe, techn. Bibliothek des Grossh.
 Finanzministeriums.
 Keppler Paul, Dr., Bischof in Rottenburg.
 Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.
 Killius, Oberförster in Villingen.
 Kolmar (Els.), Schongauer-Museum.
 Krafft A., Fabrik. u. Bez.-Pfleger d. Kunst-
 u. Altertums-Denkmäler in St. Blasien.
 Kreuz, Sternwirt in Oberried.
 Krieger Egon, Hauptm. a. D. u. Ritterguts-
 besitzer in Waldowke bei Zempelburg.
 Kuhn Jos., Reg.-Baumeister in Heidelberg.
 Lahr, Jammische Stadtbibliothek.
 Landolt Alb., Postmeister in Furtwangen.
 Langenstein Bapt., pr. Arzt in Zell i. W.
 Langer O., Privat u. Bez.-Pfleger d. Kunst-
 u. Altertums-Denkmäler in Altbreisach.

Lehmann Fritz, Stationsverwalter in
 Heitersheim.
 Lenzkirch, Leseverein Eintracht.
 Löw, zur Krone in Kirchhofen.
 Meier Herm. Ad., in Tiengen bei Freiburg.
 Metzger Hermann, in Wien.
 Meyer Ed., Ingenieur und Bierbrauerei-
 besitzer in Riegel.
 Meyer Robert, Dr. in Riegel.
 Meyer F. S., Architekt u. Prof. in Karlsruhe.
 Müller Herm., Architekt in Lahr.
 Münzer August, Notar in Emmendingen.
 Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.
 Nägele C., Architekt in Villingen.
 Offenburg, Städt. Museum.
 Ow-Wachendorf, Baron v., Buchholz.
 Pfefflerle Wilh., Apotheker, Landtagsab-
 geordneter u. Bezirkspfleger der Kunst-
 und Altertums-Denkmäler in Endingen.
 Pforzheim, Städt. Archiv.
 Poppen Ferd., Kaufmann in Waldkirch.
 Reinhard, Dr., Dom.-Direktor in Karlsruhe.
 Rieder, Dr., Pfarrverweser in Scherzingen.
 Riedmatt G., Forstmeister in Kirchzarten.
 Rieffel Frz., Amtsg.-Rat in Frankfurt a. M.
 Ringwald Karl, in Emmendingen.
 Ritter K., Gr. Bez.-Bauinsp. in Karlsruhe.
 Roder Chr., Dr., Hofrat, Vorstand in
 Ueberlingen.
 v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.
 Rottler, Amtsrichter in Ueberlingen.
 Ruf Joseph, Ratschreiber in Oppenau.
 Runk Herm., Direktor in Bautzen.
 Schäfer Karl, Dr., am Kunstgewerbe-
 Museum in Bremen.
 Schauenburg Moritz in Lahr.
 Schill, Bürgermeister in Waldkirch.
 Schladerer Herm., Posthalter in Staufen.
 Schultz Ernst, Sparkassenverw. in Lörrach.
 Schultz Jul., Friseur in Düsseldorf.
 Schweitzer H., Dr., Direktor des Suer-
 mond-Museums in Aachen.

Seminarbibliothek in St. Peter.
 Seybel Karl, Rechtsanwalt in Ueberlingen.
 Siefert R., Postsekretär a. D. in Ehrenstetten.
 Siefert, Forstrat in Karlsruhe.
 Simmler F., Maler u. Bildhauer i. Offenburg.
 Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.
 Spiegelhalter O., Bezirkspfleger der Kunst- und Altertums-Denkmäler in Lenzkirchen.
 Stapf A., Reg.-Baumeister in Berlin.

Steiger O., Geistl. Rat in Kirchhofen.
 Steinhäusler Ed. in Schopfheim.
 Thiergarten F., Buchdrucker i. Karlsruhe.
 Trenkle F. S., Dr. Prof., Stadtpfarrer in Altbreisach.
 Treuherz Fritz, Kaufmann in Berlin.
 Vogelsang Wilh., Dr., Univ.-Professor in Utrecht.
 Wacker Theodor, Geistl. Rat und Pfarrer in Zähringen.

Wallau Heinrich Wilh., Rentner in Mainz.
 Wehrle Josef, Werkmeister in Staufen.
 Weinwurm & Hafner, Zinkographische Kunstanstalt in Stuttgart.
 Wetzel Max, Pfarrer in Markdorf, Baden.
 Wien, Kaiserl. und Königl. Hofbibliothek.
 Winterhalter Cäsar in Strassburg i. E.
 Wissler, Rösslewirt a. d. Halde.
 Zimmermann, Oberlehrer in Strassburg-Neudorf.

Ehrenmitglieder.

Fritz Geiges, Professor in Freiburg. (*)
 H. Maurer, Professor in Mannheim.
 H. Merkel, Oberamtsrichter in Freiburg. (*)

Franz Stebel, Rechtsanwalt in Freiburg. (*)
 Dr. E. Wagner, Geh. Rat in Karlsruhe.

Vereinsleitung.

I. *Vorsitzender*: Dr. E. Krebs, Bankier und Stadtrat. (*)
 II. *Vorsitzender*: Professor Dr. Friedr. Leonhard. (*)

Säckelmeister: Wilhelm Herrmann, Kaufmann. (*)
Verwalter: Rudolf Lembke, Architekt. (*)

Schriftführer: Fritz Ziegler, Modelleur. (*)

Schriftleitung.

Dr. J. Dieffenbacher, Professor. (*)

Vereine und gelehrte Anstalten,

mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

1. Aachener Geschichtsverein in Aachen.
2. Städtisches Suermondt-Museum (Museumsverein) Aachen.
3. Historischer Verein für Mittelfranken, Ansbach.
4. Historischer Verein in Bamberg.
5. Monatsschrift zur Pflege der Heraldik und Genealogie, Bamberg.
6. Historische Gesellschaft in Basel.
7. Verein des deutschen Herold, Berlin.
8. Zentralblatt der Bauverwaltung, Berlin.
9. Die Denkmalspflege, Berlin.
10. Der Burgwart, Zeitschrift für Burgenkunde, Berlin.
11. Historischer Verein des Niederrheines in Bonn.
12. Vorarlberger Museumsverein in Bregenz.
13. Historische Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen.
14. Historisch-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur.
15. Historischer Verein des Grossherzogtums Hessen.
16. Fürstl. Fürstenberg. Archiv in Donaueschingen.
17. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen.
18. Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf.
19. Verein für Geschichte und Altertumskunde der Stadt Frankfurt.
20. Historischer Verein in Freiberg (Sachsen).
21. Münsterverein Freiburg i. Br.
22. Verein für die Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen.
23. Historischer Verein in St. Gallen.
24. Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte in Giessen.
25. Historischer Verein Glarus.
26. Historischer Verein für Steiermark, Graz.
27. Historisch-philosophischer Verein Heidelberg.
28. Historischer Verein Heilbronn.
29. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck.
30. Grossh. Bad. Historische Kommission in Karlsruhe.
31. Algäuer Altertumsverein in Kempten.
32. Kärntner Geschichtsverein, Klagenfurt.
33. Historischer Verein der fünf Orte, Luzern.
34. Altertumsverein in Mannheim.
35. Verein für Geschichte und Altertumskunde, Marburg.
36. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, Metz.
37. Altertumsverein in München.
38. Historischer Verein von Oberbayern, München.
39. Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften in München.
40. Verein für Volkskunst und Volkskunde, München.
41. Deutsch-Oesterreichischer Alpenverein, München.
42. Historischer Verein Neuburg.
43. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.
44. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
45. Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Papiermühle (S.-A).
46. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
47. Benediktiner- und Zisterzienserorden Raigern.
48. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg.
49. Historischer Verein für Oberpfalz, Regensburg.
50. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg.
51. Historisch-antiquarischer Verein, Schaffhausen.
52. Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Schwerin.
53. Bosnisches Landesmuseum in Serajewo.
54. Verein für Geschichte und Altertumskunde für Hohenzollern, Sigmaringen.
55. Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, Stettin.
56. Historisch. literarisch. Zweigverein des Vogesenklubs Strassburg.
57. Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses, Strassburg.
58. Königl. Württ. Archivdirektion, Stuttgart.
59. Königl. Württ. Historisches Landesamt, Stuttgart.
60. Württ. Schwarzwaldverein, Stuttgart.
61. Schwäbischer Albverein, Stuttgart.
62. Kaiser-Franz-Josef-Museum, Troppau.
63. Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
64. Historischer Verein des Kantons Thurgau, Weinfelden.
65. K. K. Heraldische Gesellschaft „Adler“, Wien.
66. Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien.
67. Altertumsverein in Worms.
68. Historischer Verein Unterfranken, Würzburg.
69. Antiquarische Gesellschaft für vaterländische Altertümer, Zürich.
70. Allgem. Geschichtsforschende Gesellschaft d. Schweiz in Zürich.
71. Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.

Der Preis für den Halbband beträgt bei Bezug durch den Verein 3 Mark, im Buchhandel 4 Mark.

Die Beitragsleistung erfolgt stets gegen Empfang einer Lieferung des Vereinsheftes (also zweimal im Jahre je 3 Mark). Nur bei auswärtigen Mitgliedern wird der Vereinsbeitrag von 6 Mark der Portoversparnis wegen bei Ausgabe des ersten Halbbandes durch Nachnahme eingezogen.

Den Schriftenaustausch besorgt der Verwalter des Vereins, an den wir alle Zusendungen zu richten bitten.

Wegen etwaiger Reklamationen wolle man sich ebendahin wenden.

Einbanddecken sind von der Buchbinderei H. Wuhmann, Eisenbahnstraße 10 und Kartäuserstraße 30, zu beziehen.

Der Verein kauft frühere Jahrgänge, insbesondere Jahrlauf 1—6, 13, 17, 20, 25 und 30 zurück; schriftliche Angebote sind an den Verwalter des Vereins, Architekt R. Lembke, Eisenbahnstraße 39 dahier, zu richten.

Honorare für die Mitarbeiter:

- 1) Schriftsteller erhalten für den Bogen (8 Seiten) 24 Mark; nur Zeichnungen und Vignetten von $\frac{1}{2}$ Seite Raum an und mehr werden in Abrechnung gebracht. Aufsätze bis zu $\frac{1}{2}$ Bogen werden nach dem Satze von 30 Mark für den Bogen berechnet.
- 2) Zeichner erhalten für eine Seite Zeichnung (druckfertig) 10 Mark, für kleinere 5 Mark. Etwaige Reisekosten bei Herstellung einer Aufnahme oder Zeichnung werden vergütet.

Vereins-Leserunde. Die in Freiburg wohnenden Mitglieder, welche sich für die im Austausch mit anderen geschichtlichen Vereinen gewonnenen Schriften interessieren, können der Vereins-Leserunde (Beitrag 2 Mark jährlich) beitreten. Die Teilnehmer erhalten jeweils am 1. und 15. jeden Monats eine Mappe ins Haus gebracht, welche die im Austausch gewonnenen Schriften enthält. Anmeldungen zur Teilnahme an der Leserunde sind an den Vereinsverwalter, Herrn Architekt R. Lembke, Eisenbahnstraße Nr. 39, zu richten.

Bestimmungen für die Benützung der Bibliothek:

- 1) Die Benützung der Vereins-Bibliothek an Ort und Stelle (im Benützungszimmer des Stadtarchivs) ist jedem Einwohner hiesiger Stadt zu den üblichen Kanzleistunden von 9—12 und 3—6 Uhr gestattet.
- 2) Das Ausleihen der Bücher geschieht nur an Mitglieder des Vereins. Bücher können täglich Werktags von 11—12 Uhr entliehen werden, und wolle man sich an Herrn Archivassistenten Intlekofer, Turmstraße 1 (eine Treppe hoch) wenden.
- 3) Jedes entliehene Buch ist innerhalb 4 Wochen während der Ausleihstunden zurückzubringen. Wer ein Buch länger gebrauchen will, muß vor Ablauf der Ausleihfrist um Erneuerung derselben beim Bibliotheksbeamten während der Ausleihstunden nachsuchen. Andernfalls wird das Buch durch den Diener gegen eine Gebühr von 20 Pfg. abgeholt.

Zuschriften für die Schriftleitung sind an Prof. Dr. Julius Dieffenbacher, Zäsiusstraße 55, zu richten.

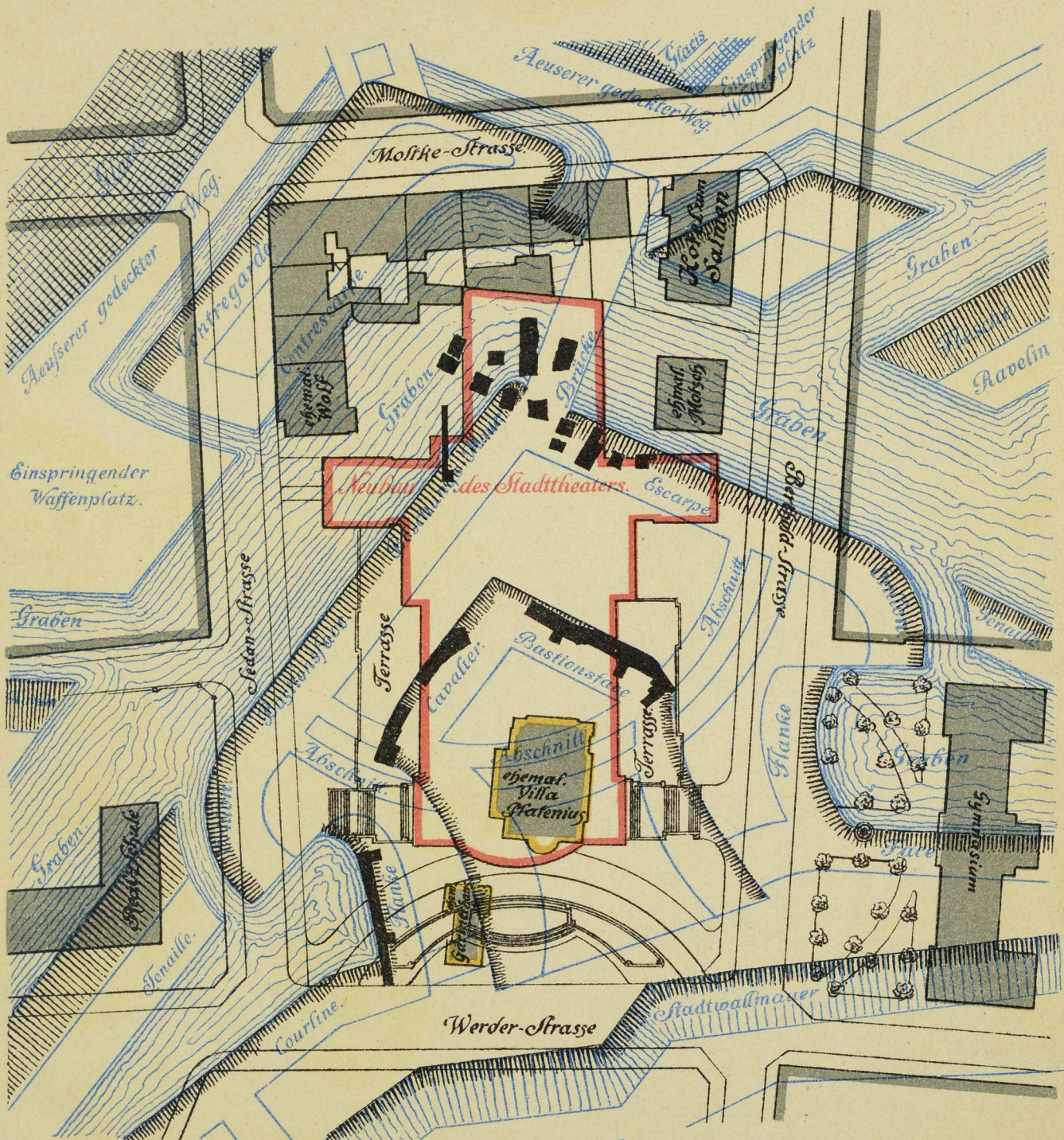


Tafel III zu: *Wingenroth und Gröber*: Die Grabkapelle Ottos III. von Hachberg und die Malerei während des Konstanzer Konzils.



Wandgemälde über der Tür der Grabkapelle Bischofs Otto III. von Hachberg.

■ *Mauerreste der westlichen Stadtbefestigung*
 erbaut von Vauban 1685.



IV. Bastion Dauphin, später: Leopoldsbastei genannt

0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Meter